Meyer's Universum

ZWÖLFTER BAND



MEYER'S THURM BEI HILDBURGHAUSEN

OCTAV AUSGABE

HILDBURGHAUSEN
Verlag des Bibliographischen Instituts.

Herrn. Julius

Meyer's Universum.

Ein Volksbuch,

enthaltend

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswerthesten und Merkwürdigsten

in

Natur und Kunst.

Octavausgabe.

Zwölfter Band.

Dritte Folge, zweiter Band.

Hildburghausen.

Stich, Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1862.



BREGENZ

Aus d.Kunstanst. d.Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Bregenz.

(1860.)

Im östlichen Winkel des Bodensee's, auf der westlichsten Spitze der österreichischen Lande, liegt es vor uns, und hinter ihm das Hochgebirg von Vorarlberg und der Schweiz, und vor ihm der Spiegel unseres herrlichen Schwabenmeeres — dieses reizendste Fleckchen der deutschen Erde, wohl werth, daß man Beides von ihm kennen lerne, das Land und die Leute.

Vorarlberg ist der letzte Rest schwäbischen Besitzthums des Kaiserhauses, und so fest blieben in diesen Bergen die alten Familienzüge der Völkerschaften erhalten, daß noch heute der alemannische Vorarlberger neben dem nächsten landsmännischen Nachbar, dem Tiroler, als ein anderer dasteht mit besonderen Eigenthümlichkeiten und bewußter Selbständigkeit. Dreihundert Jahre Unterthanengemeinschaft haben beide österreichische Völkerstämme einander nicht näher gebracht; noch heute fühlt der Tiroler sich abgestoßen von dem weltklügern Vorarlberger, der ihm der Freisinnigkeit und Ketzerei verdächtig erscheint und dem er Mangel an Aufrichtigkeit vorwirft, während der rührige Vorarlberger die trübselige Kopfhängerei und Demuth seines östlichen Gebirgsnachbarn belächelt und sich dem Schweizer verwandter fühlt, als überhaupt dem Oesterreicher und dem Bayern.

Wer aber kann von irgend einer Richtung heute die Grenze Oesterreichs betreten, ohne allenthalben derselben Erscheinung zu begegnen, und wer kann dieses große Reich betrachten, ohne erschüttert zu sein von den unerbittlichen Folgen der Vergangenheit! Ja, je begeisternder an dieser Stätte die Natur zu uns redet, je berauschendere Bilder die Silberspiegel ihrer Seen und Gletscher im frischen Rahmen der Auen und des Himmels uns vorzaubern, desto näher überkommt unser Herz der Zorn, der zu Gericht sitzen möchte über eine Starrköpfigkeit im Irrthum und Zähigkeit in der Selbstsucht, die eine so entsetzliche Thatsache möglich machen konnten, — die Thatsache, daß eines Reichs Hauptstadt wie ein feindlicher Dämon gerade gegen die Völker sich dräuend erhebt, welche die unerschütterliche Schutzwehr seiner Grenzen sein sollten! Und diese Völkermauer, anstatt sein Schutz zu sein, ist sie gerade des Reiches größte Gefahr, denn nicht gen Wien ist das Auge des Volks gerichtet, wo es die Burg seiner Zuversicht

und seines Vertrauens erblicken sollte, sondern mit centrifugaler Gewalt strebt sein Herz dem Nachbar jenseits der Grenze zu, als ob ein böser Geist im Innern rase. Nicht nur Venedig, auch Südtirol streckt die Arme sehnsüchtig nach Italien aus, in dem undankbaren Triest herrscht der fremde Geist, und die Freiheit von Montenegro strahlt dem Dalmatiner heller, als der Glanz der Hofburg in Wien. Die Kroaten träumen vom Panslavismus und hängen, gleich den Slavoniern, des russischen Kaisers Bildniß neben das Konterfei ihres Schutzheiligen. Der Grenzer steht nicht mehr feindselig am Donauufer, seitdem sein Erbfeind, der Türke, nur noch ein galvanisirter Leichnam ist, und er begrüßt im verfolgten Rajah einen armen, verwandten Bruder und beneidet den Serben um sein stolzes Selbstgefühl. Gegen Norden aber wird die Kluft noch tiefer zwischen Wien und dem Grenzlande jenseits der Karpathen, da sind für Liebe und Treue die Wege verschneit, so lange noch in polnischer Zunge auf Erden gesprochen wird, oder so lange das Glück der Völker nicht Eins ist mit dem der Throne.

Es wäre ein schweres Unrecht, zu behaupten, es sei je in Oesterreich nicht die Absicht des Throns gewesen, das Glück der Völker zu begründen, oder gar die Absicht, es nicht zu begründen. Die Geschichte zeigt uns eine unendliche Reihe von Gesetzen, Verordnungen, Maßregeln und Thaten, deren ausgesprochener Zweck kein anderer war, als „das Wohl der Unterthanen." Aber wie? Jedermanns Thun und Lassen in einen möglichst engen Kreis, in einen möglichst schmalen Kanal der Pflichten, der Bildung und Umsicht festzubannen, das war §. 1 der Staatsweisheit. Aus der Beschränkung aber erwuchs eine Beschränktheit, die dem Verlangen nach stets wachsender Steuerkraft schlecht entsprach. Wiederum sollten unzählige behördliche Anweisungen abhelfen; aber dicht neben dem Unterrichtenwollen erhoben sich geweihete Finger gegen jede geistig freiere Regung: bis hieher und nicht weiter! So stak dort fortwährend der Geist der Völker in der Zwickmühle ängstlich zugemessener Belehrung und rücksichtsloser Censur. Je verbotener aber die Frucht, desto emsiger ward sie vom wißbegierigen Volk gesucht. Von „draußen", aus dem Reiche, drang allerlei Kenntniß und Erkenntniß neben den Schlagbäumen in das Land. Weil jedoch diese Bildung gesetzwidrig, weil sie eingeschlichene Kontrebande war, so mußte man von oben herab thun, als wisse man nicht, daß man unten so Vieles weiß. Dadurch entstand eine Sprachverwirrung, die endlich so weit führte, daß Regierung und Völker in fortlaufendem gegenseitigem Mißverständniß befangen waren. Das Volk stand der Regierung mundtodt gegenüber, es durfte kein Urtheil über ihre Handlung wagen, obwohl es ihm weder an Einsicht, noch an Gelegenheit dazu gebrach. Der blinde Glaube sollte von der Kirche in das politische Leben des Volks hinübergeführt werden. Da aber die irdischen Dinge dem Blicke der Menschen nicht so weit entrückt sind, wie die himmlischen, so konnte der Glaube nicht

bestehen, wo die Augen hell das Gegentheil sahen, zumal die Aepfel vom Baume der Erkenntniß dem Volke von allen Grenzen hereingeworfen wurden.

Wenn eine solche theatralische Behandlung der Politik vielleicht für den Charakter und Civilisationsgrad der Franzosen geeignet ist oder in fester Hand wenigstens eine Zeitlang gut thut, so erblicken wir in ihr ein großes Unrecht den Völkern Oesterreichs gegenüber, die theils, wie die Deutschen und Ungarn, zu ehrlich, theils, wie die Mehrzahl der Slaven, zu ungebildet für solch ein Spiel sind. In dieser Beziehung besonders befand sich die Regierung Oesterreichs bisher auf einem schlimmen Irrwege.

Wo aber die Irrwege erkannt sind, da sollte der rechte Weg zum Heil von Staat und Volk nicht so schwer zu finden sein. Und man findet ihn ohne Mühe, wenn man nicht die Leuchte selbst verlöscht. Dem Volke nur das Schloß vom Munde, und den Regierungen wird die Binde rasch von den Augen fallen! —

Zwei Dinge sind es, für welche Völker zu begeistern und für welche sie zu jedem Opfer bereit sind: Vaterland und Freiheit. — Jedoch der Staat, weil ihn eine Krone beherscht, macht noch nicht das Vaterland aus. Der Mann auf den jonischen Inseln und in Gibraltar läßt nicht Großbritannien, der in Schleswig nicht Dänemark, der in Nizza und Korsika nicht Frankreich, der in Posen nicht Preußen, der in Polen nicht Rußland als sein Vaterland leben. Sein Vaterland umfaßt dasjenige Stück Erde, auf welchem er geboren ist, soweit es von dem Volke seiner Sprache bewohnt wird. Man sträube sich, wie man will, gegen die Nationalitätspolitik: die Nationen sind von Gott geschaffen, die Staaten von Menschenhand gegründet, und Gottes Werk allein hat ewige Dauer. Wenn darum weder der Pole noch der Italiener, weder der Ungar noch der Slavone den Becher für Oesterreich als sein Vaterland erhebt und selbst die beamtliche Begeisterung in offizieller Pflichtschuldigkeit nicht bis zum ganzen Reich, sondern nur bis zur höchsten Person des Reichs emporsteigt, so beweist das am deutlichsten den Mangel am wesentlichsten Erforderniß eines festen Staatsbaues. Polen, Italiener und Slaven suchen ihr Vaterland außerhalb Oesterreichs, und selbst der deutsche Oesterreicher blickte schon einmal nach der Paulskirche in Frankfurt am Main erwartungsvoller, als nach der Hofburg in Wien. — Kann aber ein Staat diesen Mangel ersetzen? — Man entschädige die Völker, denen man kein Vaterland reichen kann, mit Freiheit. Oesterreich gebe den Ungarn, was es ihnen Höchstens geben kann: ihr Vaterland; und es gebe Deutschen, Polen, Italienern und Südslaven das Höchste, was es diesen bieten kann: verfassungsstaatliche Freiheit; dann und nur dann wird über den bunten Fahnen all der verschiedenen nationalen Landtagshäuser die Reichsfahne prangen Allen zur Ehre und zum Schutz. — Kein Volk ist unempfindlich für das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit einer großen Gemeinschaft,

nur müssen ihm aus derselben nicht ausschließlich größere Lasten erwachsen; ein jedes Volk freut sich seiner Einheit mit einem an Gebiet, Macht und Ehre großen Staate, nur muß ihm dieser Staat auch größere Mittel und Wege zu seiner Wohlfahrt und größere Sicherheit der nationalen Selbständigkeit und der persönlichen Freiheit bieten. — Wenn der Pole in Galizien und Krakau, der weder von Rußland noch von Preußen den Geist seines Volksthums geachtet und gepflegt sieht, diese Achtung und Pflege unter dem Kaiserscepter Oesterreichs gefunden, und zwar im Verein mit bürgerlichen und politischen Einrichtungen, und einer geistigen Erziehung, wie sie dem alten Polen geradezu unmöglich waren, so würden für den Kaiser keine treuere Kämpfer gegen einen nordischen Feind erstehen, als diese Polen. Wenn die Slaven im Süden des Reichs, Dalmatiner, Kroaten, Slavonier u. s. w., die noch in den glücklichen Kinderschuhen des Volkslebens wandeln, unter weiser und liebevoller Anleitung der Krone ihr Volksthum ausbilden und zum Bürgerthum sich erheben könnten, geschützt in ihren Rechten und in ihrem Erwerb gegen jede Verletzung im Innern und durch die Macht des Staats ihres gesicherten Eigenthums und Lebens froh, — wo wäre der Boden, den die panslavistische Verführung finden könnte? Wenn in den italienischen Landen zu rechter Zeit nicht bloß für die möglichste Steuerkraft, für treffliche Straßen, Kanäle und Eisenbahnen allein gesorgt worden wäre, wenn die Krone den außerordentlichen Vortheil, den ihr das klägliche Beispiel des benachbarten Kirchenstaats und die politische Ohnmacht der anderen Klein- und Mittelstaaten geboten, in der rechten Weise ausgebeutet: wenn sie durch freie Institutionen den Stolz des Volks geweckt und genährt hätte, so würden die klugen italienischen Rechner auch den Vortheil eines so mächtigen Schutzes ihres Wohlstands gewürdigt haben. Hätte sie den Italienern der Lombardei die Freiheit gewährt, so würde diese nicht durch die Freiheit ihr entrissen worden sein. — Wenn das Kaiserthum nicht abermals in Ungarn die Vaterlandsliebe polizeilich unterdrückt und als Majestätsverbrechen bestraft, sondern wenn es dieses köstliche Kleinod ehrt, wenn es den Nationalstolz des Ungarvolkes selbst zu ehren versteht, so darf heute noch der Kaiser, der dort König ist, mit gleicher Zuversicht, wie weiland seine große Ahne Maria Theresia, an das Schwert seiner Ungarn schlagen, wenn ein Feind die Grenzen des Reichs bedroht. —

Was von den genannten fremden Völkern Oesterreichs gilt, gilt auch von den deutschen: sie werden nicht mehr Preußen, Sachsen, Bayern um ihre Verfassungen beneiden, wenn ihnen eine österreichische für die deutschen Länder des Kaiserstaats gewährt wird, und auch Vorarlberg wird, selbst dem freien Schweizer gegenüber, mit dem Stolze der Genossenschaft eines großen, freien Völkerbundes unter dem Schutze einer mächtigen Krone, seinen Kaiser freudig leben lassen.

Wie strahlen vor solchem Bilde die Berge und der See! Nur wenn das Herz froh ist, spiegelt das Auge die Herrlichkeiten der Erde wieder; wem aber kann in einem Reiche, in welchem — — —

So weit war geschrieben, und der begonnene Satz sollte mit den Worten enden: — in welchem schon das Besprechen freien Verfassungswesens für gefährlich erkannt und den Zeitungen verboten wird! — Da kommt die Kunde von dem Manifeste des Kaisers zu uns.

Sie kommt, obwohl längst ersehnt, dennoch unerwartet, diese Kunde von dem doppelten Ereigniß, daß Absolutismus und Centralisation in Oesterreich mit einem Federzuge vernichtet seien. — Warum jubelte nicht jede freie Seele laut auf bei solcher Kunde? Was drückte die Freude nieder? Welcher Schatten stellte sich zwischen den Kaiser und die Völker? — Es gibt in der Gegenwart Namen, deren Zug unter jeder Urkunde, und wäre sie vom edelsten Willen diktirt, immer den Verdacht der Unlauterkeit erregt. So auch hier. Dieselbe Hand, welche die Verfassung des braven Hessen-Volks zu Boden warf, hat hier ein verfassungs-ähnliches Schriftstück unterzeichnet, das einen völkerreichen Staat beglücken, ein sinkendes Reich erheben soll: kann eine Gabe rein sein, die von solcher Hand kommt? — Es ist nicht möglich, daß Trauben wachsen am Dornstrauch. — So grollten wir im Stillen, auf die verheißenen Landesstatute harrend, aber immer mit der fast ängstlich begütigenden Hoffnung, daß das Gegebene besser sei, als des unwillkommenen Namens Klang.

Da kam zum Manifeste und den Beischriften, welche den Triumph der Ungarn bezeugten, als erstes das Statut für Steiermark und der Vorhang fiel für unsere Hoffnung und unsere Freude. Das aschgraue Mittelalter stieg, stolzierend in der ständischen Uniform, an das Tageslicht der Gegenwart, vorauf die Geistlichkeit, dann der Adel, dann einige wohl filtrirte städtische Vertretung und ganz hinten einiges mehrmals durch den Wahl- und Reinigungstrichter durchgelaufenes Volk. Und für jedes Ländchen solch ein Ständchen! — Und wie sie sind, diese Stände, so ist auch ihr Dürfen und ihr Sollen: Keine freie, ehrliche, offene Vertretung der deutschen Völker Oesterreichs vor ihrem Oberhaupte und vor der Welt, sondern eine Anzahl gesetzlich streng von einander geschiedener regierungsbevormundeter Volksbeamtenversammlungen für allerinnerste Angelegenheiten! — Und, damit in der Jesuiten-Farçe auch der Hanswurst nicht fehle, dazu die befohlenen Illuminationen, welche der Hofburg zu Wien die Begeisterung der Völker im ganzen Reiche vorlügen sollen!

Leider war unser Artikel demnach nicht vergeblich geschrieben; wir beharren bei ihm Wort für Wort und rufen es nur um so lauter dir zu, du armes schönes verblendetes Oesterreich: so sicher du nicht abläßest, Wind zu säen, so sicher wirst du Sturm ernten!

Schade um das schöne Land und Volk, daß wir's nun nicht mit frohen Augen beschauen können. Das bittere Gefühl abermaliger Täuschung verhängt alle lachende Herrlichkeit mit dem Flor der Volkstrauer, und ständen wir nicht vor ihr, wir suchten sie diesmal nicht auf, die freundliche Stadt unseres Bildes.

Ich besuchte Bregenz von Lindau aus. Von dieser hellen und heitern Stätte trägt uns der Dampfer der waldigen Gebirgsbucht zu, nachdem wir an der schönen Villa Leuchtenberg vorüber gefahren sind. Je näher dem Seehafen von Bregenz, desto großartiger entfaltet sich das Amphitheater der Hügel und Berge, und endlich begrüßen wir die Stadt am Fuße des Gebhardsberges, an dem sich ihre gesunden alten Glieder wohlhäbig emporstrecken.

Bregenz ist ein Städtchen von etwa 3300 Einwohnern und zerfällt in die untere und obere Stadt. Die untere Stadt war ursprünglich eine Fischeransiedelung, klein und ärmlich, bis der Wohlstand sich hier niederließ und die eigentliche Stadt mit den zahlreichen Behörden, Aemtern und öffentlichen Anstalten hierher verlegte. Als eine neuere Anlage hat sie weder Mauern noch Thore, und so gehören auch ihre Sehenswürdigkeiten mehr der Gegenwart als der Geschichte an. Hier finden wir, außer den öffentlichen Gebäuden des Staats und der Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten, einige Fabriken von Bedeutung, das Schützenhaus als besuchswürdigen Vergnügungsplatz und die Kornhallen, beide am See und letztere seit dem Jahre 1548 jeden Freitag eine belebte Stätte für den Getreide- und Wochenmarktverkehr. Eine Kapelle am See erinnert an einen großen Sieg der Bregenzer über die Appenzeller im Jahre 1408, durch welchen die belagerte Stadt mit Hülfe der Ritter des schwäbischen St.-Jörgen-Schildes von schwerer Bedrängniß gerettet wurde. Diese Belagerung widerfuhr jedoch der obern oder alten Stadt, zu welcher wir jetzt hinaufsteigen.

Die obere Stadt, auf einen freien von zwei Bächen bespülten Hügel stehend, zeigt der Gegenwart noch stolz ihre Umfassungsmauern in alter Originalität. Nur die Außenwände sind gefallen und von den innern Bauwerken der Vorzeit das Rathhaus und die Burg der Grafen von Montfort, die hier residirten. Die Alterthumsforscher vermuthen aus einigen Ueberresten die Stätte eines römischen Kastells, denn man findet hier, wie auf der Stelle, auf welcher man die Ueberbleibsel vom alten Brigantium zu suchen hat (am Wege nach Lautrech, auf dem sogenannten Oelrain bis zur Riedenburg hin), noch viele und zum Theil sehr werthvolle römische Alterthümer. Zwischen der oberen Stadt und dem Kloster der Dominikanerinnen zu Thalbach erhebt sich auf einem reizenden Hügel die Pfarrkirche zu St. Gallus, in welcher der Reisende gern bei einzelnen Grabinschriften ver-

weilt; so beginnt vom alten tapfern Oberst Schoch, der in der bregenzer Geschichte des dreißigjährigen Kriegs eine Rolle spielte, eine Grabschrift:

Allhier in diesem Loch
Liegt Oberst Kaspar Schoch 2c. 2c.

Prachtvoll ist von diesem Friedhofe der Blick über den See und in das Rheinthal und rückwärts in die waldreiche Schlucht des Pfändergebirgs; noch umfassender aber finden wir ihn, wenn wir an dem Monumente des Feldmarschalllieutenants von Hotze (fiel im Jahre 1799 bei Schännis) vorüber den nächsten Weg auf den Gebhardsberg einschlagen. In einer halben Stunde erreichen wir die Felsenkuppe, auf welcher einst das Schloß Hohenbregenz prangte. Jetzt erinnern nur noch wenige Trümmer an dasselbe, und ein weithin berühmtes Wallfahrtskirchlein leuchtet mit seinen schlanken Thürmchen über dem grauen Gemäuer. Neben dem Kirchlein steht ein Wirthshaus mit einem Altane über jäher Höhe. Hier ist die Fernsicht nach drei Seiten frei und überraschend großartig, wenn sie auch die auf dem 3360 Fuß hohen Pfänderberge, dem letzten westlichen, fast ganz isolirten Ausläufer der vorarlbergischen Alpen bei Weitem nicht erreicht. Wir sehen vor uns den See in seiner ganzen Länge bis nach Konstanz und bis an den Untersee, rechts das lachende Schwabenufer, links von der Rheinmündung bis Rheineck, wo die St. Galler Vorberge die Fortsetzung des Seeufers verbergen. Ein tiefer Grund, aus welchem die Bregenzerach hervor- und dem See zustürzt, scheidet den Bregenzerwald von den Vorarlbergen. Drüben öffnet sich das Rheinthal mit seinem Kranze von Hochgebirgen, und dorthin soll man beim Sonnenaufgang blicken, um die werdenden und vergehenden Farben, Formen und Lichter, im Thal und auf Höhen, eine täglich neue Schöpfung, zu bewundern.

Der Bodensee und sein Uferland gehören, wir wiederholen es, zu den schönsten Stellen der Erde. Hier ist Alles vereinigt, was Auge und Herz am höchsten entzückt: des Hochgebirgs Majestät, die Thäler und Ebenen, wo „wie ein Garten das Land zu schauen ist“, die Pracht eines großen Wasserspiegels, und dies Alles in edelster Harmonie. Wir scheiden darum ungern von unserem Schwabenmeere, aber mit der Hoffnung, recht bald durch ein anderes Bild dahin zurückgeführt zu werden.

Schloß Eisgrub.

Die schmalste Portion bei der Austheilung der deutschen Souveränetäten aus der großen wiener Schlacht-Schüssel im Jahr 1815, das winzigste Stückchen Kolorit auf der buntscheckigen Fläche der deutschen Karte, den niedrigsten Sessel am grünen Tisch in der eschenheimer Gasse, den kleinsten Raum im gothaer genealogischen Kalender*) erhielt der Fürst von Lichtenstein. Doch ist ihm mancher Trost für diese Auszeichnung geblieben: sein Geschlecht ist eines der ältesten, ruhm- und verdienstvollsten der österreichischen Monarchie, ein stolzer Wappen-Adler schwebt über seinem Zaunkönignest; sein Privatbesitz, einer der ausgedehntesten und reichsten, ist über 100 Quadratmeilen groß mit einem Einkommen von über 2,000,000 Gulden, und sein Schloß in Mähren, Eisgrub, der schönste Fürstensitz Deutschlands. Ein so vornehmer und reicher Herr darf wohl eine solche absonderliche Liebhaberei treiben und auf einem Thrönchen von Gottes Gnaden es sich wohl sein lassen. Möge er das Steckenpferdchen noch recht lange reiten, zur Freude seiner konstitutionellen Unterthanen und zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts!

Eisgrub, eine Fideikommißherrschaft der Fürsten von Lichtenstein, liegt im Kreis Brünn, an der mährischen Eisenbahn. Das neue Schloß ward vom reichen Besitzer auf den Grundmauern des alten errichtet, mit allem Aufwand an Geschmack, welchen Reichthum nur gewähren kann. Die wüste und sumpfige Umgegend verwandelte sich in den herrlichsten Park, der je ein Fürstenschloß umgab. Es ist der zeitweilige Sommeraufenthalt des regierenden Fürsten, der seine Residenz in Wien hat. —

Es ließe sich noch Vieles sagen über die wahrhaft seltenen Schätze der Pracht und Kunst, welche diese Mauern in sich bergen, namentlich über eine Gallerie der kostbarsten Werke alter italienischer Meister, den höchst geschmackvoll ausgestatteten Waffensaal voll historischer Merkwürdigkeiten, über die 34 in vollem Turnierschmuck strahlenden Rüstungen mährischer und böhmischer Könige, über den Reichthum an Trophäen, welche die alten Lichten-

*) Wörtlich: Vorstand der Hofkanzlei: Zipfl. Landesverweser: Menzinger. Flächengehalt 2⁹/₁₀ Quadratmeilen. Bevölkerung: 7150 Seelen. Gesammt-Einnahme und Ausgabe: 55,000 Gulden. Bundeskontingent: 55 Mann.



SCHLOSS EISGRUB

IN MAEHREN.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.



BREGENZ

Aus d.Kunstanst d.Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Bregenz.

(1860.)

Im östlichen Winkel des Bodensee's, auf der westlichsten Spitze der österreichischen Lande, liegt es vor uns, und hinter ihm das Hochgebirg von Vorarlberg und der Schweiz, und vor ihm der Spiegel unseres herrlichen Schwabenmeeres — dieses reizendste Fleckchen der deutschen Erde, wohl werth, daß man Beides von ihm kennen lerne, das Land und die Leute.

Vorarlberg ist der letzte Rest schwäbischen Besitzthums des Kaiserhauses, und so fest blieben in diesen Bergen die alten Familienzüge der Völkerschaften erhalten, daß noch heute der alemannische Vorarlberger neben dem nächsten landsmännischen Nachbar, dem Tiroler, als ein anderer dasteht mit besonderen Eigenthümlichkeiten und bewußter Selbständigkeit. Dreihundert Jahre Unterthanengemeinschaft haben beide österreichische Völkerstämme einander nicht näher gebracht; noch heute fühlt der Tiroler sich abgestoßen von dem weltklügern Vorarlberger, der ihm der Freisinnigkeit und Ketzerei verdächtig erscheint und dem er Mangel an Aufrichtigkeit vorwirft, während der rührige Vorarlberger die trübselige Kopfhängerei und Demuth seines östlichen Gebirgsnachbarn belächelt und sich dem Schweizer verwandter fühlt, als überhaupt dem Oesterreicher und dem Bayern.

Wer aber kann von irgend einer Richtung heute die Grenze Oesterreichs betreten, ohne allenthalben derselben Erscheinung zu begegnen, und wer kann dieses große Reich betrachten, ohne erschüttert zu sein von den unerbittlichen Folgen der Vergangenheit! Ja, je begeisternder an dieser Stätte die Natur zu uns redet, je berauschendere Bilder die Silberspiegel ihrer Seen und Gletscher im frischen Rahmen der Auen und des Himmels uns vorzaubern, desto näher überkommt unser Herz der Zorn, der zu Gericht sitzen möchte über eine Starrköpfigkeit im Irrthum und Zähigkeit in der Selbstsucht, die eine so entsetzliche Thatsache möglich machen konnten, — die Thatsache, daß eines Reichs Hauptstadt wie ein feindlicher Dämon gerade gegen die Völker sich dräuend erhebt, welche die unerschütterliche Schutzwehr seiner Grenzen sein sollten! Und diese Völkermauer, anstatt sein Schutz zu sein, ist sie gerade des Reiches größte Gefahr, denn nicht gen Wien ist das Auge des Volks gerichtet, wo es die Burg seiner Zuversicht

und seines Vertrauens erblicken sollte, sondern mit centrifugaler Gewalt strebt sein Herz dem Nachbar jenseits der Grenze zu, als ob ein böser Geist im Innern rase. Nicht nur Venedig, auch Südtirol streckt die Arme sehnsüchtig nach Italien aus, in dem undankbaren Triest herrscht der fremde Geist, und die Freiheit von Montenegro strahlt dem Dalmatiner heller, als der Glanz der Hofburg in Wien. Die Kroaten träumen vom Panslavismus und hängen, gleich den Slavoniern, des russischen Kaisers Bildniß neben das Konterfei ihres Schutzheiligen. Der Grenzer steht nicht mehr feindselig am Donauufer, seitdem sein Erbfeind, der Türke, nur noch ein galvanisirter Leichnam ist, und er begrüßt im verfolgten Rajah einen armen, verwandten Bruder und beneidet den Serben um sein stolzes Selbstgefühl. Gegen Norden aber wird die Kluft noch tiefer zwischen Wien und dem Grenzlande jenseits der Karpathen, da sind für Liebe und Treue die Wege verschneit, so lange noch in polnischer Zunge auf Erden gesprochen wird, oder so lange das Glück der Völker nicht Eins ist mit dem der Throne.

Es wäre ein schweres Unrecht, zu behaupten, es sei je in Oesterreich nicht die Absicht des Throns gewesen, das Glück der Völker zu begründen, oder gar die Absicht, es nicht zu begründen. Die Geschichte zeigt uns eine unendliche Reihe von Gesetzen, Verordnungen, Maßregeln und Thaten, deren ausgesprochener Zweck kein anderer war, als „das Wohl der Unterthanen." Aber wie? Jedermanns Thun und Lassen in einen möglichst engen Kreis, in einen möglichst schmalen Kanal der Pflichten, der Bildung und Umsicht festzubannen, das war §. 1 der Staatsweisheit. Aus der Beschränkung aber erwuchs eine Beschränktheit, die dem Verlangen nach stets wachsender Steuerkraft schlecht entsprach. Wiederum sollten unzählige behördliche Anweisungen abhelfen; aber dicht neben dem Unterrichtenwollen erhoben sich geweihete Finger gegen jede geistig freiere Regung: bis hieher und nicht weiter! So stak dort fortwährend der Geist der Völker in der Zwickmühle ängstlich zugemessener Belehrung und rücksichtsloser Censur. Je verbotener aber die Frucht, desto emsiger ward sie vom wißbegierigen Volk gesucht. Von „draußen", aus dem Reiche, drang allerlei Kenntniß und Erkenntniß neben den Schlagbäumen in das Land. Weil jedoch diese Bildung gesetzwidrig, weil sie eingeschlichene Kontrebande war, so mußte man von oben herab thun, als wisse man nicht, daß man unten so Vieles weiß. Dadurch entstand eine Sprachverwirrung, die endlich so weit führte, daß Regierung und Völker in fortlaufendem gegenseitigem Mißverständniß befangen waren. Das Volk stand der Regierung mundtodt gegenüber, es durfte kein Urtheil über ihre Handlung wagen, obwohl es ihm weder an Einsicht, noch an Gelegenheit dazu gebrach. Der blinde Glaube sollte von der Kirche in das politische Leben des Volks hinübergeführt werden. Da aber die irdischen Dinge dem Blicke der Menschen nicht so weit entrückt sind, wie die himmlischen, so konnte der Glaube nicht

bestehen, wo die Augen hell das Gegentheil sahen, zumal die Aepfel vom Baume der Erkenntniß dem Volke von allen Grenzen hereingeworfen wurden.

Wenn eine solche theatralische Behandlung der Politik vielleicht für den Charakter und Civilisationsgrad der Franzosen geeignet ist oder in fester Hand wenigstens eine Zeitlang gut thut, so erblicken wir in ihr ein großes Unrecht den Völkern Oesterreichs gegenüber, die theils, wie die Deutschen und Ungarn, zu ehrlich, theils, wie die Mehrzahl der Slaven, zu ungebildet für solch ein Spiel sind. In dieser Beziehung besonders befand sich die Regierung Oesterreichs bisher auf einem schlimmen Irrwege.

Wo aber die Irrwege erkannt sind, da sollte der rechte Weg zum Heil von Staat und Volk nicht so schwer zu finden sein. Und man findet ihn ohne Mühe, wenn man nicht die Leuchte selbst verlöscht. Dem Volke nur das Schloß vom Munde, und den Regierungen wird die Binde rasch von den Augen fallen! —

Zwei Dinge sind es, für welche Völker zu begeistern und für welche sie zu jedem Opfer bereit sind: Vaterland und Freiheit. — Jedoch der Staat, weil ihn eine Krone beherscht, macht noch nicht das Vaterland aus. Der Mann auf den jonischen Inseln und in Gibraltar läßt nicht Großbritannien, der in Schleswig nicht Dänemark, der in Nizza und Korsika nicht Frankreich, der in Posen nicht Preußen, der in Polen nicht Rußland als sein Vaterland leben. Sein Vaterland umfaßt dasjenige Stück Erde, auf welchem er geboren ist, soweit es von dem Volke seiner Sprache bewohnt wird. Man sträube sich, wie man will, gegen die Nationalitätspolitik: die Nationen sind von Gott geschaffen, die Staaten von Menschenhand gegründet, und Gottes Werk allein hat ewige Dauer. Wenn darum weder der Pole noch der Italiener, weder der Ungar noch der Slavone den Becher für Oesterreich als sein Vaterland erhebt und selbst die beamtliche Begeisterung in offizieller Pflichtschuldigkeit nicht bis zum ganzen Reich, sondern nur bis zur höchsten Person des Reichs emporsteigt, so beweist das am deutlichsten den Mangel am wesentlichsten Erforderniß eines festen Staatsbaues. Polen, Italiener und Slaven suchen ihr Vaterland außerhalb Oesterreichs, und selbst der deutsche Oesterreicher blickte schon einmal nach der Paulskirche in Frankfurt am Main erwartungsvoller, als nach der Hofburg in Wien. — Kann aber ein Staat diesen Mangel ersetzen? — Man entschädige die Völker, denen man kein Vaterland reichen kann, mit Freiheit. Oesterreich gebe den Ungarn, was es ihnen Höchstens geben kann: ihr Vaterland; und es gebe Deutschen, Polen, Italienern und Südslaven das Höchste, was es diesen bieten kann: verfassungsstaatliche Freiheit; dann und nur dann wird über den bunten Fahnen all der verschiedenen nationalen Landtagshäuser die Reichsfahne prangen Allen zur Ehre und zum Schutz. — Kein Volk ist unempfindlich für das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit einer großen Gemeinschaft,

nur müssen ihm aus derselben nicht ausschließlich größere Lasten erwachsen; ein jedes Volk freut sich seiner Einheit mit einem an Gebiet, Macht und Ehre großen Staate, nur muß ihm dieser Staat auch größere Mittel und Wege zu seiner Wohlfahrt und größere Sicherheit der nationalen Selbständigkeit und der persönlichen Freiheit bieten. — Wenn der Pole in Galizien und Krakau, der weder von Rußland noch von Preußen den Geist seines Volksthums geachtet und gepflegt sieht, diese Achtung und Pflege unter dem Kaiserscepter Oesterreichs gefunden, und zwar im Verein mit bürgerlichen und politischen Einrichtungen, und einer geistigen Erziehung, wie sie dem alten Polen geradezu unmöglich waren, so würden für den Kaiser keine treuere Kämpfer gegen einen nordischen Feind erstehen, als diese Polen. Wenn die Slaven im Süden des Reichs, Dalmatiner, Kroaten, Slavonier u. s. w., die noch in den glücklichen Kinderschuhen des Volkslebens wandeln, unter weiser und liebevoller Anleitung der Krone ihr Volksthum ausbilden und zum Bürgerthum sich erheben könnten, geschützt in ihren Rechten und in ihrem Erwerb gegen jede Verletzung im Innern und durch die Macht des Staats ihres gesicherten Eigenthums und Lebens froh, — wo wäre der Boden, den die panslavistische Verführung finden könnte? Wenn in den italienischen Landen zu rechter Zeit nicht bloß für die möglichste Steuerkraft, für treffliche Straßen, Kanäle und Eisenbahnen allein gesorgt worden wäre, wenn die Krone den außerordentlichen Vortheil, den ihr das klägliche Beispiel des benachbarten Kirchenstaats und die politische Ohnmacht der anderen Klein- und Mittelstaaten geboten, in der rechten Weise ausgebeutet: wenn sie durch freie Institutionen den Stolz des Volks geweckt und genährt hätte, so würden die klugen italienischen Rechner auch den Vortheil eines so mächtigen Schutzes ihres Wohlstands gewürdigt haben. Hätte sie den Italienern der Lombardei die Freiheit gewährt, so würde diese nicht durch die Freiheit ihr entrissen worden sein. — Wenn das Kaiserthum nicht abermals in Ungarn die Vaterlandsliebe polizeilich unterdrückt und als Majestätsverbrechen bestraft, sondern wenn es dieses köstliche Kleinod ehrt, wenn es den Nationalstolz des Ungarvolkes selbst zu ehren versteht, so darf heute noch der Kaiser, der dort König ist, mit gleicher Zuversicht, wie weiland seine große Ahne Maria Theresia, an das Schwert seiner Ungarn schlagen, wenn ein Feind die Grenzen des Reichs bedroht. —

Was von den genannten fremden Völkern Oesterreichs gilt, gilt auch von den deutschen: sie werden nicht mehr Preußen, Sachsen, Bayern um ihre Verfassungen beneiden, wenn ihnen eine österreichische für die deutschen Länder des Kaiserstaats gewährt wird, und auch Vorarlberg wird, selbst dem freien Schweizer gegenüber, mit dem Stolze der Genossenschaft eines großen, freien Völkerbundes unter dem Schutze einer mächtigen Krone, seinen Kaiser freudig leben lassen.

Wie strahlen vor solchem Bilde die Berge und der See! Nur wenn das Herz froh ist, spiegelt das Auge die Herrlichkeiten der Erde wieder; wem aber kann in einem Reiche, in welchem — — —

So weit war geschrieben, und der begonnene Satz sollte mit den Worten enden: — in welchem schon das Besprechen freien Verfassungswesens für gefährlich erkannt und den Zeitungen verboten wird! — Da kommt die Kunde von dem Manifeste des Kaisers zu uns.

Sie kommt, obwohl längst ersehnt, dennoch unerwartet, diese Kunde von dem doppelten Ereigniß, daß Absolutismus und Centralisation in Oesterreich mit einem Federzuge vernichtet seien. — Warum jubelte nicht jede freie Seele laut auf bei solcher Kunde? Was drückte die Freude nieder? Welcher Schatten stellte sich zwischen den Kaiser und die Völker? — Es gibt in der Gegenwart Namen, deren Zug unter jeder Urkunde, und wäre sie vom edelsten Willen diktirt, immer den Verdacht der Unlauterkeit erregt. So auch hier. Dieselbe Hand, welche die Verfassung des braven Hessen-Volks zu Boden warf, hat hier ein verfassungs-ähnliches Schriftstück unterzeichnet, das einen völkerreichen Staat beglücken, ein sinkendes Reich erheben soll: kann eine Gabe rein sein, die von solcher Hand kommt? — Es ist nicht möglich, daß Trauben wachsen am Dornstrauch. — So grollten wir im Stillen, auf die verheißenen Landesstatute harrend, aber immer mit der fast ängstlich begütigenden Hoffnung, daß das Gegebene besser sei, als des unwillkommenen Namens Klang.

Da kam zum Manifeste und den Beischriften, welche den Triumph der Ungarn bezeugten, als erstes das Statut für Steiermark und der Vorhang fiel für unsere Hoffnung und unsere Freude. Das aschgraue Mittelalter stieg, stolzierend in der ständischen Uniform, an das Tageslicht der Gegenwart, vorauf die Geistlichkeit, dann der Adel, dann einige wohl filtrirte städtische Vertretung und ganz hinten einiges mehrmals durch den Wahl- und Reinigungstrichter durchgelaufenes Volk. Und für jedes Ländchen solch ein Ständchen! — Und wie sie sind, diese Stände, so ist auch ihr Dürfen und ihr Sollen: Keine freie, ehrliche, offene Vertretung der deutschen Völker Oesterreichs vor ihrem Oberhaupte und vor der Welt, sondern eine Anzahl gesetzlich streng von einander geschiedener regierungsbevormundeter Volksbeamtenversammlungen für allerinnerste Angelegenheiten! — Und, damit in der Jesuiten-Farçe auch der Hanswurst nicht fehle, dazu die befohlenen Illuminationen, welche der Hofburg zu Wien die Begeisterung der Völker im ganzen Reiche vorlügen sollen!

Leider war unser Artikel demnach nicht vergeblich geschrieben; wir beharren bei ihm Wort für Wort und rufen es nur um so lauter dir zu, du armes schönes verblendetes Oesterreich: so sicher du nicht abläßest, Wind zu säen, so sicher wirst du Sturm ernten!

Schade um das schöne Land und Volk, daß wir's nun nicht mit frohen Augen beschauen können. Das bittere Gefühl abermaliger Täuschung verhängt alle lachende Herrlichkeit mit dem Flor der Volkstrauer, und ständen wir nicht vor ihr, wir suchten sie diesmal nicht auf, die freundliche Stadt unseres Bildes.

Ich besuchte **Bregenz** von Lindau aus. Von dieser hellen und heitern Stätte trägt uns der Dampfer der waldigen Gebirgsbucht zu, nachdem wir an der schönen Villa Leuchtenberg vorüber gefahren sind. Je näher dem Seehafen von Bregenz, desto großartiger entfaltet sich das Amphitheater der Hügel und Berge, und endlich begrüßen wir die Stadt am Fuße des Gebhardsberges, an dem sich ihre gesunden alten Glieder wohlhäbig emporstrecken.

Bregenz ist ein Städtchen von etwa 3300 Einwohnern und zerfällt in die untere und obere Stadt. Die untere Stadt war ursprünglich eine Fischeransiedelung, klein und ärmlich, bis der Wohlstand sich hier niederließ und die eigentliche Stadt mit den zahlreichen Behörden, Aemtern und öffentlichen Anstalten hierher verlegte. Als eine neuere Anlage hat sie weder Mauern noch Thore, und so gehören auch ihre Sehenswürdigkeiten mehr der Gegenwart als der Geschichte an. Hier finden wir, außer den öffentlichen Gebäuden des Staats und der Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten, einige Fabriken von Bedeutung, das Schützenhaus als besuchswürdigen Vergnügungsplatz und die Kornhallen, beide am See und letztere seit dem Jahre 1548 jeden Freitag eine belebte Stätte für den Getreide- und Wochenmarktverkehr. Eine Kapelle am See erinnert an einen großen Sieg der Bregenzer über die Appenzeller im Jahre 1408, durch welchen die belagerte Stadt mit Hülfe der Ritter des schwäbischen St.-Jörgen-Schildes von schwerer Bedrängniß gerettet wurde. Diese Belagerung widerfuhr jedoch der obern oder alten Stadt, zu welcher wir jetzt hinaufsteigen.

Die obere Stadt, auf einen freien von zwei Bächen bespülten Hügel stehend, zeigt der Gegenwart noch stolz ihre Umfassungsmauern in alter Originalität. Nur die Außenwände sind gefallen und von den innern Bauwerken der Vorzeit das Rathhaus und die Burg der Grafen von Montfort, die hier residirten. Die Alterthumsforscher vermuthen aus einigen Ueberresten die Stätte eines römischen Kastells, denn man findet hier, wie auf der Stelle, auf welcher man die Ueberbleibsel vom alten **Brigantium** zu suchen hat (am Wege nach Lautrech, auf dem sogenannten Oelrain bis zur Riedenburg hin), noch viele und zum Theil sehr werthvolle römische Alterthümer. Zwischen der oberen Stadt und dem Kloster der Dominikanerinnen zu Thalbach erhebt sich auf einem reizenden Hügel die Pfarrkirche zu St. Gallus, in welcher der Reisende gern bei einzelnen Grabinschriften ver-

weilt; so beginnt vom alten tapfern Oberst Schoch, der in der bregenzer Geschichte des dreißigjährigen Kriegs eine Rolle spielte, eine Grabschrift:

Allhier in diesem Loch
Liegt Oberst Kaspar Schoch ꝛc. ꝛc.

Prachtvoll ist von diesem Friedhofe der Blick über den See und in das Rheinthal und rückwärts in die waldreiche Schlucht des Pfändergebirgs; noch umfassender aber finden wir ihn, wenn wir an dem Monumente des Feldmarschalllieutenants von Hotze (fiel im Jahre 1799 bei Schännis) vorüber den nächsten Weg auf den Gebhardsberg einschlagen. In einer halben Stunde erreichen wir die Felsenkuppe, auf welcher einst das Schloß Hohenbregenz prangte. Jetzt erinnern nur noch wenige Trümmer an dasselbe, und ein weithin berühmtes Wallfahrtskirchlein leuchtet mit seinen schlanken Thürmchen über dem grauen Gemäuer. Neben dem Kirchlein steht ein Wirthshaus mit einem Altane über jäher Höhe. Hier ist die Fernsicht nach drei Seiten frei und überraschend großartig, wenn sie auch die auf dem 3360 Fuß hohen Pfänderberge, dem letzten westlichen, fast ganz isolirten Ausläufer der vorarlbergischen Alpen bei Weitem nicht erreicht. Wir sehen vor uns den See in seiner ganzen Länge bis nach Konstanz und bis an den Untersee, rechts das lachende Schwabenufer, links von der Rheinmündung bis Rheineck, wo die St. Galler Vorberge die Fortsetzung des Seeufers verbergen. Ein tiefer Grund, aus welchem die Bregenzerach hervor- und dem See zustürzt, scheidet den Bregenzerwald von den Vorarlbergen. Drüben öffnet sich das Rheinthal mit seinem Kranze von Hochgebirgen, und dorthin soll man beim Sonnenaufgang blicken, um die werdenden und vergehenden Farben, Formen und Lichter, im Thal und auf Höhen, eine täglich neue Schöpfung, zu bewundern.

Der Bodensee und sein Uferland gehören, wir wiederholen es, zu den schönsten Stellen der Erde. Hier ist Alles vereinigt, was Auge und Herz am höchsten entzückt: des Hochgebirgs Majestät, die Thäler und Ebenen, wo „wie ein Garten das Land zu schauen ist", die Pracht eines großen Wasserspiegels, und dies Alles in edelster Harmonie. Wir scheiden darum ungern von unserem Schwabenmeere, aber mit der Hoffnung, recht bald durch ein anderes Bild dahin zurückgeführt zu werden.

Schloß Eisgrub.

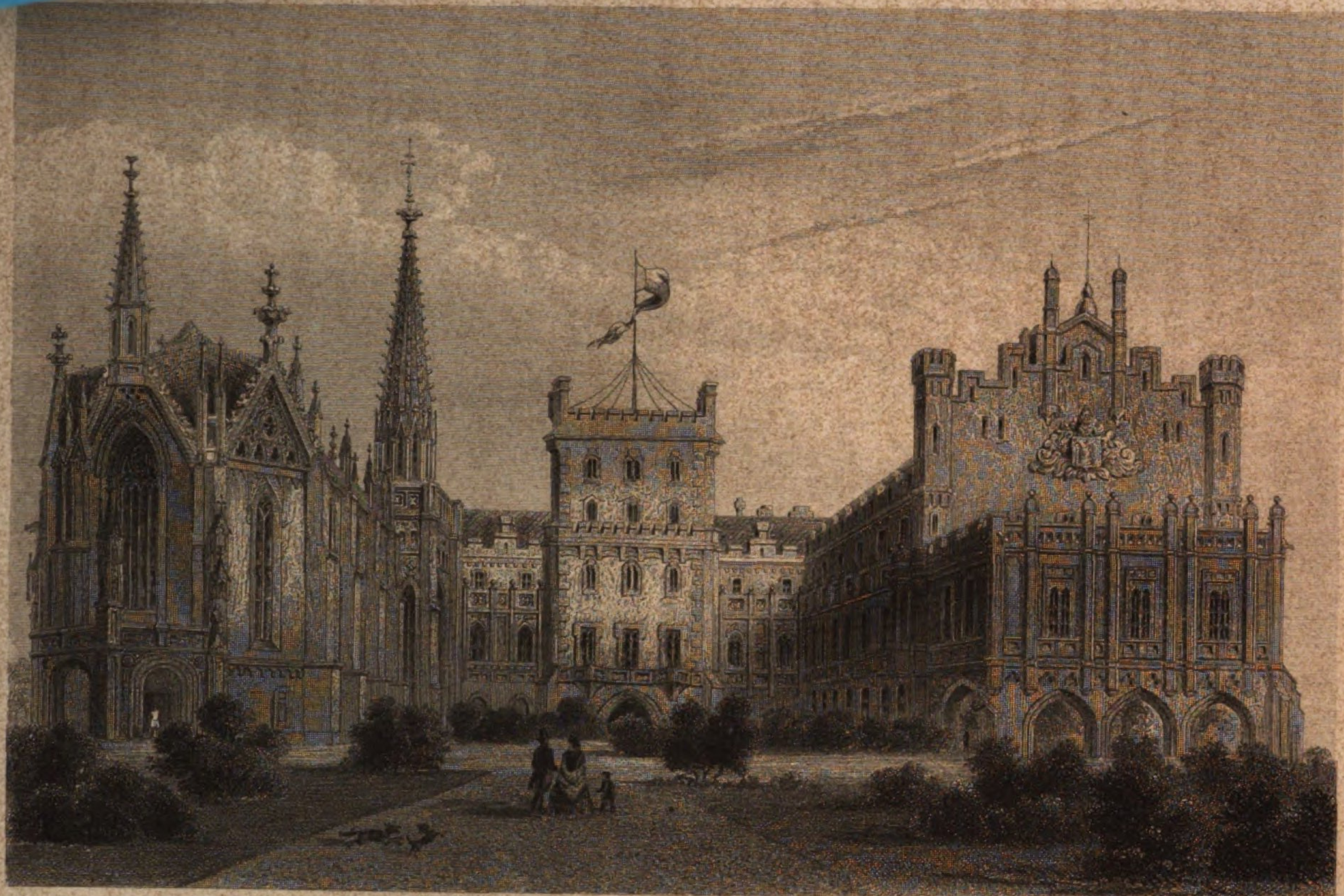
Die schmalste Portion bei der Austheilung der deutschen Souveränetäten aus der großen wiener Schlacht-Schüssel im Jahr 1815, das winzigste Stückchen Kolorit auf der buntscheckigen Fläche der deutschen Karte, den niedrigsten Sessel am grünen Tisch in der eschenheimer Gasse, den kleinsten Raum im gothaer genealogischen Kalender*) erhielt der Fürst von Lichtenstein. Doch ist ihm mancher Trost für diese Auszeichnung geblieben: sein Geschlecht ist eines der ältesten, ruhm- und verdienstvollsten der österreichischen Monarchie, ein stolzer Wappen-Adler schwebt über seinem Zaunkönignest; sein Privatbesitz, einer der ausgedehntesten und reichsten, ist über 100 Quadratmeilen groß mit einem Einkommen von über 2,000,000 Gulden, und sein Schloß in Mähren, Eisgrub, der schönste Fürstensitz Deutschlands. Ein so vornehmer und reicher Herr darf wohl eine solche absonderliche Liebhaberei treiben und auf einem Thrönchen von Gottes Gnaden es sich wohl sein lassen. Möge er das Steckenpferdchen noch recht lange reiten, zur Freude seiner konstitutionellen Unterthanen und zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts!

Eisgrub, eine Fideikommißherrschaft der Fürsten von Lichtenstein, liegt im Kreis Brünn, an der mährischen Eisenbahn. Das neue Schloß ward vom reichen Besitzer auf den Grundmauern des alten errichtet, mit allem Aufwand an Geschmack, welchen Reichthum nur gewähren kann. Die wüste und sumpfige Umgegend verwandelte sich in den herrlichsten Park, der je ein Fürstenschloß umgab. Es ist der zeitweilige Sommeraufenthalt des regierenden Fürsten, der seine Residenz in Wien hat. —

Es ließe sich noch Vieles sagen über die wahrhaft seltenen Schätze der Pracht und Kunst, welche diese Mauern in sich bergen, namentlich über eine Gallerie der kostbarsten Werke alter italienischer Meister, den höchst geschmackvoll ausgestatteten Waffensaal voll historischer Merkwürdigkeiten, über die 34 in vollem Turnierschmuck strahlenden Rüstungen mährischer und böhmischer Könige, über den Reichthum an Trophäen, welche die alten Lichten-

---

*) Wörtlich: Vorstand der Hofkanzlei: Zipfl. Landesverweser: Menzinger. Flächengehalt $2^{9}/_{10}$ Quadratmeilen. Bevölkerung: 7150 Seelen. Gesammt-Einnahme und Ausgabe: 55,000 Gulden. Bundeskontingent: 55 Mann.



SCHLOSS EISGRUB
IN MAEHREN.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.



DIE PFARRKIRCHE UND DER ALTE RÖMISCHE TEMPEL ZU TULLN

(Nieder-Oesterreich)

Aus der Kunstanst. des Bibl. Inst. in Hildburghausen.

Eigenthum der Verleger

steine aus den Türkenkriegen erbeuteten, über Sammlungen von Alterthümern des Landes, von kostbarem Schmuck und Kleinoden, von seltenem Hausrath, deren diese Fürstenwohnung voll ist, auch über den Luxus der Ställe, die Pracht der Pferde und Geschirre, über die feenhafte Einrichtung der Gewächshäuser mit ihren Palmen- und Orangenhainen, über das kunstvolle Raffinement der Parkanlagen, das seltene Wild der Gehege und über tausend andere Dinge, die des Besuchers Blick fesseln und Entzücken erregen, wenn dem Leser mit dem Lesen solcher Herrlichkeiten etwas gedient sein würde. Die Hunderte von Fürstenschlössern, mit denen Deutschlands schönste Gauen gesegnet sind, haben das Eine oder Andere in der Ausstattung mit dem Gegenstand unseres Bildes gemein — nur nicht das Wohlthuende, daß in Eisgrub nicht der Schweiß und das Blut bis zur drückenden Entbehrung ausgesogener Unterthanen aufgehäuft werden — denn die Einkünfte des Fürstenthums würden schwerlich die Fütterungskosten der Jagdhunde decken — sondern daß alle diese Herrlichkeit nur dem erbeigenen Reichthum und der unschädlichen Munificenz eines pracht- und kunstliebenden Herrn ihr Dasein verdankt.

Tulln.

„Eine Stadt liegt an der Donau, im Oestreicher Land,
Die ist geheißen Tulna, da ward ihr (Kriemhild) erst bekannt
Manche fremde Sitte, die sie noch niemals sah;
Da empfingen sie Viele, denen noch Leid von ihr geschah."
(Nibelungenlied.)

So weit die Donau hinauf, bis ob dem Wiener Wald, grenzte damals das gewaltige Hunnenreich. Hier stieg Kriemhild auf ihrer Brautfahrt an's Land mit ihren edlen Recken, und unter Waffenpracht und Festesglanz, wie sie ihr Auge noch nie geschaut, ward sie von König Etzel und tausend kühnen Degen aus nahen und fernen Landen hier empfangen. So rasch auch die Winde das Geräusch der Festgelage von dannen getragen und die Fluthen des Stroms, welche die Barke der königlichen Braut an dieses Gestade geführt, zum Meere entflohen sein mögen, des Dichters Genius hat

jene verhängnißvolle Landung in seine unvergänglichen Tafeln eingegraben, die unserer Vorzeit Heldenthum der fernsten Zukunft noch verkünden werden, — lange, lange noch, nachdem auch jener Römertempel, der greise und einzige noch aufrecht stehende Zeuge jener glänzenden Tage, tief in Staub versunken sein wird. Auch manches Lesers Phantasie wird's besser behagen, das friedliche Bildchen lieber mit den hohen, stolz einherschreitenden Reckengestalten der Nibelungen zu beleben und den grimmen Hagen, den kühnen Spielmann Volker, den tapfern Gunter in schimmernder Königspracht hier zu sehen, hier, wo die Sonne erbleichte vom Waffenglanz vergoldeter Helme und die Luft erbebte von den tönenden Schilden und den Streichen der besten Schwerter, und wo unser Zeichner vor seinen Augen fromme Waller zum kleinen Gotteshaus ziehen läßt.

Doch soll mir deshalb Niemand die schlichte katholische Pfarrkirche in Tulln gering achten, in welche sich die Anbetung Gottes geflüchtet hat, nachdem sie von den Altären jenes heidnischen Tempels verscheucht worden. Der Gott, welcher einst die römischen Adler beschirmte, als sie die Kultur nach den Wäldern der Donauufer trugen und in den festen Kastren am deutschen Strome horsteten, der Gott wollte schon damals keine Knechte und wurde ob des Uebermuths der römischen Legionen zum Gott der Rache, der die Unterdrücker verderbte und die Brandfackel in's Dach des eigenen Tempels schleuderte. Dieser Gott, den die Priester unserer Tage für immer unter die hohen Giebel ihrer Dome und die Kuppeln ihrer Kathedralen gebannt glauben und vor dem sie so eifrig räuchern und knixen, wird die Leuchte der Aufklärung dennoch wieder hoch halten und das Banner der Erlösung auch unter diesem Himmelsstrich entfalten, wenn die Mächte geistiger und weltlicher Finsterniß das Maß ihrer Schandthaten erfüllt haben werden. Eine glücklichere Nachwelt wird dann zu demselben Gott beten, wenn auch an der katholischen Pfarrkirche von Tulln längst das Loos ihres Nachbars sich erfüllt haben wird — das des verödeten Tempels der Römer.

Comagene ist der uns überlieferte Name des römischen Kastrums, welcher an der Stelle des heutigen Tulln stand. Es liegt in äußerst fruchtbarer Gegend. Fünf Meilen lang stromaufwärts breitet das Tullnerfeld sich aus, berühmt als eines der gesegnetsten Donaugestade, oft getränkt vom Blut der Schlachten. Im 15. Jahrhundert nahm zweimal Matthias Corvinus die Stadt belagernd und stürmend ein, und im Jahr 1683 vereinigte der Polenkönig Sobieski auf dem Tullnerfeld die Schaaren seiner Verbündeten zur Entsetzung des von den Türken hart bedrängten Wien.

Lange, bevor die große Kaiserstadt selbst erbaut worden, stand schon das jetzt kleine unscheinbare Tulln fertig in der Geschichte, und war —



MOSCAU
von der Kreml-Seite

Aus der Kunstanst. des Bibl. Inst. in Hildburghausen

Eigenthum der Verleger

Oesterreichs Hauptstadt. Als Römersitz, als Avaren-Grenz-Veste, als Aufenthaltsort Karls des Großen, als Schirmburg und Residenz späterer Markgrafen, dann nach verheerenden Einfällen der Ungarn als Kolonie bayerischer Insassen, hierauf als Eigenthum der Kaiser des Sachsenstammes, geht Tullns Geschichte glanzvoll durch zwölf Jahrhunderte.

Der Kreml von Moskau.

In der Staatskunst wie in der Baukunst bewährt sich als das Beste und das Dauerndste nur — das Nationale. Beide Künste kehrten nach den mannichfachsten Abschweifungen immer wieder zum Nationalen zurück; an ihm erkennen sich die getrenntesten Glieder großer Volksstämme wieder, und nach ihm drängen sie aus der längsten Geschiedenheit wieder hin, wenn sie an der Hand der Erfahrung und der Bildung zu der Einsicht gelangt sind, daß nur in ihrem eigenen geläuterten Wesen ihr Heil zu finden sei.

Dauer kann auch nur im Nationalen sein, weil dieses selbst nicht ein Werk der Menschen, sondern der Natur ist, und so lehrt uns auch die Geschichte, daß überall, wo ein Staat den Stürmen von Jahrhunderten Trotz bot, Baugriß, Steine und Kitt von nationaler Art waren. Daß aber jede ausgeprägte Nationalität ihre geistige Eigenthümlichkeiten am reinsten in ihren öffentlichen Bauwerken verkörpert zeigt, ist ja allbekannt.

Bleiben wir zunächst bei unserem politischen Bilde. Es wird uns über die wahrscheinliche Zukunft unseres Gegenstandes die beste Auskunft geben, wenn wir Angesichts desselben das gewöhnliche Schicksal der Nationalität und der Nationen betrachten.

Am Anfang zeigt sich uns überall die Pflege des Beschränkten, die Ausbildung im Kleinen. Die einzelnen Völkerschaften regen ihre Glieder, versuchen ihre Kraft an jedem ersten besten Gegner und balgen sich wie muthige Jungen am liebsten mit Ihresgleichen. In dieser Zeit prägen sich die Eigenthümlichkeiten der Völkerschaften aus, welche zusammen den Charakter der Nation darstellen. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit derselben wird nur durch die Verwandtschaft der Sprache erhalten, und diese hindert nicht, daß die Händelsucht sich austobt von der Schlägerei bis

zum Bürgerkrieg. Das Gefühl der brüderlichen Verbindung, der Blutsgemeinschaft aller Glieder einer Nation erwacht erst vor einer großen gemeinsamen Gefahr.

Die Völker allein sind nicht eroberungslustig, sie werden es erst durch ihre Führer. Innerhalb jeder Nationalität wüthet der Kampf um Erweiterung der Herrschaft erst, nachdem Dynasten sich an die Spitze der einzelnen Völkerschaften geschwungen. Da beginnt das Regiment der Herrschsucht und mit ihm die Blüthezeit aller ungezähmten Leidenschaften des selbstherrischen Willens. Hier öffnen sich die reichsten Fundgruben für die Poesie der Romantik, Volks- und Heldenlieder haben da ihre meisten Quellen. Diese Zeit innerer dynastischer Kämpfe ist entscheidend für die Zukunft der meisten Nationen: zeigen sich die einzelnen Völker einander gewachsen an Macht, ist ihre Entwickelung eine ebenmäßige gewesen, so erstarken in diesen Kämpfen auch die Keime freien Bürgerthums; wirft aber eine Dynastie und ein Volksstamm die anderen Völker und Herren zu Boden, so ist wohl für die einheitliche Machtentfaltung gesorgt, die bürgerliche Freiheit dagegen findet einen um so härteren Stand, denn die Dynastie erobert nicht bloß, sie unterdrückt auch.

Sie unterdrückt aber in der Regel doppelt, politisch und moralisch. Denn überall, wo mächtige Höfe ihren Glanz entwickelten, umgaben sie sich mit einem Adel, der politisch sich vom Volk lostrennte, moralisch zum gefährlichsten Feind seiner Wohlfahrt wurde. Hof und Adel hörten auf, national zu sein. Durch den Hof ward das Fremde gepflegt und durch den Adel dem Volke aufgedrungen.

Es ist dies die Prüfungszeit der Nationalitäten, die allen gesunden und innerlich bereits kräftig entwickelten Nationen dennoch zum Heil gereicht, so betrübend sie in der Geschichte sich auch ausnimmt; denn Druck nach innen und Hohn von außen sind die besten Erwecker des nationalen Bewußtseins.

Dieser Gang des Schicksals zieht sich durch die Geschichte aller Nationen und ist bei vielen noch nicht beendet. Der Geist der Nationalität steht siegreich da in England und Frankreich, er trägt die Fahne zum Kampf voran in Italien, er ringt in Ungarn nach Anerkennung vor der Welt, er rüttelt an den Ketten in Schleswig und Polen, stürmt mit dem griechischen Kreuze des Slaventhums gegen die Pforte der Osmanen und läßt selbst Irland nicht zur Ruhe kommen.

Ein anderer ist dieser Kampf in Deutschland und wieder ein anderer in Rußland. — In Deutschland beginnt er mit der Reformation. Der germanische Geist empörte sich zuerst gegen die kirchliche Knechtung durch Rom. Luther zerbrach die geweiheten Ketten, und Melanchthon sprach den großen Gedanken einer deutschen Kirche aus. Die durch die Gemeinschaft mit Rom antinational gewordenen Kaiser zerrissen das Band geistiger Nationaleinheit der Deutschen, führten den dreißigjährigen Krieg herbei und vernichteten in dem unsäglichen Elend das blühende freie Bürger-

thum; Höfe und Adel wurden französisch, verspotteten mit dem Begriffe „Volk" alles deutsche Wesen. Es gehörte eine französische Revolution dazu, um Fürsten und Adel zu demüthigen, und ein Napoleon, um die Nation bis zu ihrer eigenen Erhebung aufzustacheln. Die nationale Unabhängigkeit gegen das Ausland ward errungen, aber die nationale Einheit den Ansprüchen der Dynastien geopfert. Die Einlösung dieses Opfers macht den Kern der deutsch-nationalen Bestrebungen der Gegenwart aus.

Ganz anders in Rußland. Dort sind die Kämpfe zwischen den einst mächtigeren Polen und Schweden gegen die Russen längst vorüber, das Russenthum breitete sich mächtig aus und erstreckt seine Herrschaft über ein asiatisch-europäisches Weltreich. Rußland hat von keiner fremden Macht für seine nationale Unabhängigkeit zu fürchten. Zur Entfaltung solcher Macht bedurfte es jedoch ausländischen Geistes.

Das neue russische Kaiserreich ist erst 170 Jahre alt, also nur 94 Jahre älter, als die gleichmächtige nordamerikanische Republik. Beide Staaten hielten im Wachsthum gleichen Schritt. Das Wachsthum der Republik zog seine Hauptnahrung aus der Einwanderung, die strebsamen fremden Arme verbanden sich mit den im Lande geborenen „Bürgern zweier Welten", und so entstand, durch die Wallgräben der Meere geschützt gegen die Despotien und Monarchien des Aufgangs und des Niedergangs, das erste Wunder der letzten hundert Jahre, das mächtigste Staatsbollwerk für die bürgerliche Freiheit. — Auch in Rußland sehen wir fremde Kraft am Hebel der Macht. Peter, für Rußland der Große, nahm diese fremde Kraft zuerst in Dienst: es war die des deutschen Geistes.

Obwohl in Sitten selbst ein roher Geselle, hatte Czar Peter doch Scharfblick und Energie im rechten Grade, um mit der Nothwendigkeit zugleich den nächsten Weg der Kultivirung seines Volkes zu erkennen: er öffnete sich mit dem Schwerte des Eroberers die Bahn zum Meere, um mit den kultivirten Nationen des Abendlandes in unmittelbare Verbindung zu treten, ließ sich am Meere nieder, zog die Deutschen als Baumeister, Handwerker und Lehrer seiner Russen herüber, gründete in Petersberg die erste rein europäische Stadt seines damaligen Reichs, in welchem allenthalben noch das asiatische Gewand das alleinherrschende war, und ebnete den Boden für seine neue Pflanzung.

Dieses Ebnen für die Kultur war es aber, was ihn mit der Nationalität in Zwiespalt brachte, denn um jene zu fördern, glaubte er diese unterdrücken zu müssen. Und er that dies nach Despotenart und begann mit der Bildung des Menschen von außen: er ließ seinen Russen Bärte und Röcke stutzen. Und da es in der großen Masse des Volks bei diesem Abschnitt der Kultur verblieb, so hatte Peter hier die Liebe zum Nationalen mit der Erkenntniß desselben erst geweckt und die fremde Bildung um allen Kredit für die Zukunft gebracht. Nur in Petersburg prägte der neue Geist der Regierung sich auch dem Leben ein, Militär und Beamtenthum wandelten

im fremden Schnitt, die bürgerlichen Gewerbe hatten fremde Vertreter, und Peters Zuchtruthe gewöhnte die aus dem Innern Rußlands massenhaft herbeigezogene Arbeiterbevölkerung an seine Civilisationsgebote. Petersburg ward die Fremdenstadt des Reichs.

Die Opposition liegt in der Menschennatur, kein Tyrann kann sie vernichten, auch die Macht der Czaren und ihres strahlenden Hofes vermochte den widerstrebenden nationalen Geist des Russenthums nicht zu bändigen: er fand seine Vertreter im alten Adel des Reichs und seinen Sitz in der alten Metropole Moskau, das fortan sich im Gegensatz zu Petersburg erst recht gefiel: es blieb die National-Hauptstadt der Russen. — Wie in Deutschland, so wurde auch in Rußland das nationale Streben gerade durch die provocirende Begünstigung des Ausländischen entfacht, aber nicht vom Volke konnte eine solche nationale Bewegung ausgehen, sondern nur vom Adel. Hatte nun auch stets eine russische Partei am Kaiserhofe einigen Boden, so scheint doch erst seit den Franzosenkriegen ihr Ansehen sich festeren Grundes zu erfreuen, ja, Moskau selbst ist im nationalen Preise unendlich gestiegen, seit dem die Flammen von 1812 den Heiligenschein des nationalen Märtyrerthums um seine Mauern ergossen.

Es ist eine wunderbare Fügung des Schicksals, daß derselbe Napoleon, der alle Nationalität verachtete, mit allen Nationen spielte, alle ausnutzte und alle mit Füßen trat, zuletzt auch das schlummernde Russenthum erwecken und auf eine höhere Stufe erheben mußte. Es gibt kein größeres Bild in der ganzen Geschichte der letzten hundert Jahre, als Napoleon aus dem Fenster des Kreml auf das brennende Moskau blickend. Im Riesen-Epos des modernen Heros bezeichnet diese Flammensäule den Wendepunkt eines ungeheuern Schicksals, das den größten Verbrecher am Geiste der Freiheit über die Blutstätten von Leipzig und Waterloo zu seinem Felsenkerker im Ocean führte. Keine Flamme der Welt hat weiter geleuchtet, denn in Spanien wie in Deutschland strahlte sie an den Spitzen der Gebirge wider, Pyrenäen und Alpen glühten, alle Völker erkannten in dem Zeichen die Feuer der Freiheit, die eine höhere Hand geschürt. Und der Geist der Nationalität, der an ihrem Anblick in ganz Europa sich aufgerichtet, ist seitdem wach geblieben, hat rastlos gekämpft, ward wieder in blutige Fesseln geschlagen und ist wieder erstanden und wird ringen und rütteln an Thronen, Schranken, Ketten und Mauern, bis er, der Geist, der nicht erschlagen, ertreten, erwürgt werden kann, den letzten Sieg gewonnen hat.

Nur Siege der Nationen haben von je zum Heil, zum Frieden, zum Aufschwung der Seelen, zum Segen der Bildung geführt, während die Siege der Dynastien nur gar zu oft mit dem Blute der eigenen Völker die Kermauern der Fremden kitteten. Die Geschichte ist der Völker Zeuge für die rettende Wahrheit. Glück und Frieden der Nation sind fliehende, unstät umherirrende Engel, so lange noch eine Nation in Europa unter der

Schmach der Dienstbarkeit gegen jegliches Herrschergelüste athmet, so lange noch eine Dynastie anders herrschen kann, als im Dienste einer Nation.

Auch Rußland steht nicht außer diesem großen Völkergesetz, das einst über ganz Europa walten wird, weil es vor Allem walten muß an dem Herde der Weltkultur. Das ist kein Dichtertraum, sondern das Ziel alles Geistesstrebens, auf dessen Fahne nicht Kaiserthum, nicht Papstthum, nicht Christenthum steht, sondern das erreichbar Höchstte auf Erden, das — Menschenthum.

Müssen wir auch zugeben, daß in Rußland der Weg zu diesem Ziele noch sehr weit ist, so kann man doch jetzt schon nicht verkennen, daß in die Bahn dahin eingelenkt wird. Die nationale Richtung ist bis in die Kaiserfamilie vorgedrungen, das Volk beginnt seine moralische und finanzielle Befreiung vom Adels- und Regierungsdruck auf die ehrenvollste Weise damit, daß es durch seine Enthaltsamkeit die Steuern und Opfer der Branntweinpest vernichtet, und der Kaiser selbst schreitet gegen den Adel mit der Aufhebung der Leibeigenschaft vor. Dies Alles muß das russische Nationalgefühl heben. Sollte nun eine solche Erhebung nicht zurückwirken auf das Nationalgefühl der durch Rußland unterdrückten Völker? Sicherlich wird sie dies, und um so tiefer, je mehr die große Idee des Panslavismus Hoffnung auf Verwirklichung erhält. Diese Hoffnung erfüllt aber mehr die russische Dynastie, als das russische Volk, das noch keine Ahnung zu haben scheint von den schweren Stunden, die ihm der Panslavismus einst bereiten wird. Auch hier wird „die alte Geschichte — immer neu" sein. Je größer das Reich an fremden Gliedern, desto gewaltiger die Macht des Herrschers gegen jedes einzelne Glied. Die Stammnation wird jedoch, je mehr gerade ihrer Nationalität geschmeichelt wird, um so früher empfindlich werden erst gegen ungerechten Druck, dann, fortschreitend, gegen Vorenthaltung gewisser Rechte u. s. w., und gerade im Herzen des Reichs wird die Kraft sich sammeln, die das Recht fordert und das verweigerte erzwingt. Nicht die Rebellion der unterdrückten Völker wird in Rußland zur bürgerlichen Verfassungsfreiheit führen, sondern die Revolution des Nationalrussenthums, und der Krater ihres Ausbruchs kann nirgends anderswo sein, als in Moskau.

Die Geschichte ist für die Gegenwart der Spiegel der Zukunft. Ein Blick in ihn belehrt uns, daß die Romanoffe nicht willfähriger mit freien Reformen sein werden, als ihre übrigen europäischen Geschäftsgenossen seit der Erfindung der Monarchie. Kein einziges freies Volk kann sich eines unblutigen Siegeskranzes erfreuen. Auch den Russen wird der Kampf um die staatsbürgerliche Freiheit nicht erspart; aber sie werden siegen, wie bisher jede große Nation gesiegt hat, und dann beginnt von Neuem,

oder beginnt überhaupt die Blüthezeit der alten Nationalhauptstadt des Russenthums, der Stadt der Nationalkraft, die auf festem Boden steht, und sinken und verfinken wird die prachtflimmernde Fremdenstadt Petersburg, das Schooskind der Fürstengunst, in den Sümpfen der Newa, aus welchen nur die Despotie sie hervorzaubern konnte.

Bis dahin strahlt die alte Czarenstadt in milderem Lichte als treue Hüterin der Heiligthümer der Nation und als Herrin des russischen Kapitoliums. „Nascha drewraja stolnitza", unsere alte Hauptstadt, so nennt nicht nur der Moskauer, sondern jeder Russe die Czarenstadt an der Moskwa und jeder behauptet mit Stolz, daß kein Fremder fühlen könne, welchen Zauber diese drei Worte über ein russisches Herz üben: selbst diejenigen Russen, sagt Kohl, welche Moskau nicht gesehen haben, hängen mit eben solcher Liebe an ihm, wie an Gott, wie an dem Kaiser und wie an vielen anderen nicht von ihnen gesehenen Dingen. Man begreift daher, wie wichtig diese Stadt für Rußland ist, in welcher nicht nur 350,000 Menschen wohnen, sondern auf welche viele Millionen ein liebendes Auge gerichtet haben.

Da die Bedeutung Moskau's in der russischen Geschichte, sein großes Schicksal von 1812 und seine Wichtigkeit für Rußlands Industrie und Handel schon früher in diesem Werke (Band VII, Seite 35 ff.) dargestellt worden ist, so wenden wir uns dem Hauptgegenstande unseres Stahlstichs, dem Kreml, allein zu, welcher seitdem das große Nationalfest seiner Wiederherstellung aus der Verwüstung von 1812 und im Jahre 1856 eine neue Kaiserkrönung feiern sah. Wir beschränken uns jedoch auf eine Erläuterung unseres Bildes; zum Führer durch die zahllosen inneren Räume und Herrlichkeiten, Kirchen und Sammlungen 2c. bietet sich dem Leser unter vielen Reisebeschreibern auch unser Reisevirtuos Kohl.

Im Mittelpunkte von Moskau, zwischen der Moskwa und der Neglina und bei deren Vereinigung, erhebt sich ein Hügel und auf ihm die Burg oder Festung (tatarisch Kreml oder Kremlin) der Hauptstadt. Der Kreml hat die Form eines Dreiecks und den Umfang von einer Wegstunde. Wir laden unsere Leser auf die Moskwa-Rekoi-Brücke ein und lassen von unserem Führer uns den Prospekt erklären, der sich da vor uns aufthut. Wir folgen dem Führer mit unseren Augen „bis zur Spiegelfläche des Wassers. Sie bildet die unterste Linie. Aus ihr und von Wellen umspült steigt der mit Felsen umgürtete Kai der Uferstraße als feste Basis des Ganzen hervor. An diesem Uferrande läuft eine belebte Straße hin, die mit grünem Buschwerk und Bäumen besetzt ist, und darüber erhebt sich die hohe, weiße Mauer, die mit ihren Thürmen, Thoren und Zinnen den Fuß des Kreml vertheidigt. Dicht hinter der Mauer steigt es, wieder grün, noch höher empor, und über Rasensaum und Buschwerk strahlt uns endlich die Gebäudemasse des Kreml mit ihrer Farbenpracht von Roth und Gold, Silber, Weiß und Grün wie eine Krone entgegen, aus deren Mitte, alles überragend, die Thurmsäule des Iwan Welikoi sich erhebt. Imposant und gebietend greift



DAS WASHINGTON - MONUMENT

(BALTIMORE)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

in das Gewirre der vielen kleinen Gebäude des Alterthums die neue Zeit ein mit der gewaltigen Masse des großen, von Alexander gebauten Palastes (Bolschoi Dworetz), und über alle religiösen und weltlichen Bauwerke wölben sich die zahlreichen goldenen und silbernen Kuppeln der Gotteshäuser. Wir stehen vor einem Bilde, das trotz der eingedrängten italienischen Palastfaçaden uns plötzlich weit und immer weiter aus Europa entfernt: die glänzende Pracht wie die Formen der national-russischen Bauten versetzen uns nach Asien. Und unverkennbar ist der asiatische Einfluß nicht bloß in dieser äußern Herrlichkeit, sondern auch in den schlanken, minaretartigen Thürmen, die hier oft die Stelle der schlichten Kuppeln der byzantinischen Architektur einnehmen; ganz eigenthümlich dem russischen Baustyle ist aber die Verschmelzung verschiedener Einflüsse zu einem Ganzen. Grundlage, innere Eintheilung und Anordnung der Kirchen lehnen sich ganz an die byzantinischen Vorbilder an, im Aeußern aber herrscht die Freiheit frommer Laune, die in ihren Nachahmungen beliebig zutastet und die eigene Erfindung keck dazwischen stellt: da sehen wir Kuppeln, thurmartige Aufbauten und schlanke Minarets, die Kuppeln von vielerlei Form, bald halbkugel-, bald ei-, bald birnförmig, bald byzantinische, bald italienische, bald arabische und bald ganz barbarische Ornamente und Alles voll stechender Farben. Aber aus dem Ganzen blickt ein nationaler Wille, wir sehen den Ausdruck eines eigenen Geistes, der in diesen Monumenten seines Nationalheiligthums selbstbewußt und mächtig vor die Welt tritt."

Das Washingtondenkmal zu Baltimore in Maryland.

Baltimore ist ohne alle Frage eine der schönsten Städte Amerika's. Sie liegt auf der Grenzscheide der nördlichen und südlichen Staaten, am linken Ufer des Patapsko, der drei deutsche Meilen weiter abwärts in die schöne Chesapeake-Bay mündet. So ist Baltimore eine Seestadt, hat einen vortrefflichen Hafen, und vermittelst desselben Verbindung mit dem Ocean; das Hinterland ist zum Theil ungemein fruchtbar, liefert vorzugsweise Tabak und Mehl zur Ausfuhr, und die Verbindung mit allen Theilen der großen Union wird durch die Eisenbahnen nach allen Richtungen hin er-

leichtert. Die Gunst der Umstände hat man zu benutzen verstanden, und da, wo vor etwa hundert Jahren (1765) erst 49 armselige Häuser standen, sehen wir nun eine Prachtstadt, die gegenwärtig nahe an zweimalhunderttausend Menschen zählt. Zu Anfang unsers Jahrhunderts betrug die Ziffer der Einwohner erst 26,614, sie war 1830 schon auf 80,000, und im Jahre 1850 auf 169,000 gestiegen. Je mehr das Hinterland durch Besiedelung entwickelt wurde, um so rascher und gediegener entwickelte sich auch der Aus- und Einfuhrhafen desselben, und der Handelsverkehr gewann einen großen Umfang.

Die Bauart ist einförmig in der gewöhnlichen amerikanischen Weise; viele Häuser sind stattlich genug, wenn auch zumeist ohne gediegenen Geschmack, die Zahl der Kirchen beläuft sich auf mehr als hundert, die Markt- oder Baltimorestraße ist eine halbe Stunde lang und vierzig Ellen breit. Einen schönen Anblick gewährt Baltimore dadurch, daß es sich über eine Anzahl von Hügeln hin ausdehnt; dadurch gewinnt es einen eigenthümlichen Charakter und verliert das Gepräge der Langweile, durch welches namentlich Philadelphia sich auszeichnet. Auf einigen dieser Hügel hat man Monumente errichtet, und diese sind auch aus weiter Ferne sichtbar. So steht zum Beispiel das Denkmal zu Ehren Washingtons 150 Fuß über den Wasserspiegel des Patapsko; die schlichte dorische Säule erhebt sich auf einer zwanzig Fuß hohen, fünfzig Fuß in's Gevierte haltenden Grundlage; der Schaft hat 160 Fuß Höhe und 20 Fuß im Durchmesser. Auf ihm steht eine dreizehn Fuß hohe Statue Georg Washingtons, zu welcher im Innern der Säule eine Wendeltreppe hinaufführt. Ein zweites Denkmal, das Battle-Monument, wurde 1815 zum Andenken der Kämpfer errichtet, welche am 13. September 1814 bei Vertheidigung der Stadt gegen den englischen General Roß fielen. Beide Denkmäler sind weder schön noch großartig, aber weil Baltimore sie besitzt, nennt es sich vorzugsweise die „Stadt der Monumente." In Europa würde man von dergleichen kein Aufheben machen.

Berühmt sind die schönen Weiber von Baltimore. Sie zeichnen sich vor den Yankeemädchen und Frauen sehr vortheilhaft aus durch hübschen Wuchs, runde und doch nicht zu volle Formen und durch eine anmuthige Haltung; auch ist die Gesichtsfarbe frisch. Aber berüchtigt ist Baltimore durch seine Tabakskauer, seine Raufbolde und seine Know-Nothings, ächtes Vollblut des nativistischen Jung-Amerika, das an Rohheit mit den Kannibalen der Südseeinseln wetteifert. Ein Fremder, welcher auf der Eisenbahn nach Baltimore fährt, wird allemal mit sehr unangenehmen Leuten in Berührung kommen. Sie kauen ächten virginischen Lady-Twist oder guten Cavendish, zwei bei ihnen sehr beliebte Sorten Tabak, und speien in höchst widerwärtiger Weise auf den Boden, der bald eine braune Ueberschwemmung erleidet, malen auch wohl allerlei Arabesken an Wagenfenster und Wände. Delikatesse und Rücksichtsnahme auf Andere kennt man nicht.

Doch solche Tabakskauer sind nur lästig und unangenehm, dagegen sind die Raufbolde im höchsten Grade gemeinschädlich. Die schöne Stadt der Monumente zählt unter ihren paarmalhunderttausend Einwohnern mehr nichtswürdige Rowdies, als irgend eine andere Stadt. Sie ist in dieser Hinsicht noch berüchtigter als selbst New-York, und die Banden der Rowdies sind um so gefährlicher, da sie in der Politik eine hervorragende Rolle spielen. Maryland ist der einzige Staat, in welchem bis jetzt die nativistischen Know-Nothings die Herrschaft behaupteten; in allen anderen haben sie dieselbe eingebüßt, nachdem sie da oder dort vorübergehend, aber nur auf wenige Jahre, die Regierung an sich zu bringen gewußt hatten.

Diese Nativisten sind eine so eigenthümliche Erscheinung und ihr ganzes Treiben wirft ein so helles Schlaglicht auf die gesellschaftlichen und staatlichen Zustände in den Vereinigten Staaten, daß es sich der Mühe verlohnt, näher darauf einzugehen. Amerika war von Anfang an ein Aufnahmebecken für Menschen aus allen Ländern Europa's; in Pennsylvanien lebten schon einige tausend deutsche Ansiedler, bevor noch Wilhelm Penn an den Delaware gekommen war; im Süden der Vereinigten Staaten waren eben so wohl wie im Westen Franzosen angesiedelt, ehe ein englisch redender Mensch Louisiana mit Augen erblickt hatte: durch die Einwanderung hat die Union Mark und Kraft bekommen, und alle verständigen Männer haben den Werth derselben stets zu schätzen gewußt. Jeder fremde Ankömmling, der vor der zuständigen Behörde die Erklärung abgibt, daß er Bürger werden wolle, tritt nach Ablauf von fünf Jahren in das volle Bürgerrecht der Union ein; in den einzelnen Staaten sind die Bestimmungen über das Bürgerrecht für den betreffenden Staat verschieden. Allmählich wurden die „adoptirten Bürger" durch ihre beträchtliche Anzahl und ihren Reichthum ein wichtiger Faktor in der Politik und gewannen Einfluß, welchen ein Theil der eingebornen Amerikaner ihnen nicht gönnte, obwohl auch sie zum bei weitem überwiegenden Theile Söhne oder Enkel von Einwanderern sind. Schon vor etwas mehr denn zwanzig Jahren, als diese „Nativisten" anfingen in politischer Beziehung wirksam aufzutreten, erließen sie einen öffentlichen Aufruf, in welchem sie mit komischem Pomp und anmaßendem Schwulst wörtlich erklärten: „Wir, die eingeborenen Bürger der Vereinigten Staaten, erkennen keine andere Macht über uns, als unsern erhabenen Willen und unser eigenes Gefallen, wie es in unserer Verfassung sich ausspricht. Wir sind der Adel, das königliche Blut von Amerika, und wir sollten es als Hochverrath betrachten und sollten uns auf den Tod jedem Versuche widersetzen, der unsern Erbanspruch auf ungetheilten Besitz amerikanischer Rechte, Freiheiten und Vortheile sich anmaßen will. Der Ausländer kann nur allein durch Handarbeit den Vereinigten Staaten nützen, und es ist die Pflicht und das Recht des amerikanischen Volkes, die Fremden darauf zu beschränken, weil Handarbeit der einzige für sie angemessene Beruf in diesem Lande ist."

In diesen Worten spricht sich die ganze Ueberhebung und Anmaßung der Nativisten aus, welche vor etwa acht Jahren in neuer Verpuppung, aber mit derselben Grundansicht als Partei der Nichtswisser, Know-Nothings, auftraten. Sie verfahren bis heute sehr ausschließlich gegen alle Fremden, insbesondere aber gegen die Katholiken. Ihre Führer, die „Drahtzieher", bildeten dann einen geheimen Orden mit mehren Graden, und nannten sich Nichtswisser, weil von allen politischen Umtrieben, welche sie insgeheim anzettelten, nichts verrathen werden durfte. Die Mitglieder waren eidlich verpflichtet, allemal für die Männer und die Maßregeln zu sprechen, zu schreiben oder zu stimmen, welche ihnen von den Ordensobern empfohlen würden; diese letztern aber traten als ehrgeizige Demagogen auf. Die Know-Nothings waren und sind eine Partei des Fremdenhasses; aber eine Zeit lang so mächtig geworden, daß sie bei der Präsidentenwahl von 1856 über 800,000 Stimmen verfügen konnte. Jetzt ist der Orden als solcher verschwunden, aber die alten Genossen halten noch vielfach zusammen, und ihre Gesinnung hat sich nicht geändert.

Maryland ist, wie gesagt, bis jetzt als Beute in ihrer Gewalt geblieben. Diese haben sie auf eine gewaltthätige Art sich errungen; sie traten alle Gesetze mit Füßen, nahmen die Wahlbuden in offenem Kampfe, verübten Mord und Todschlag in den Straßen, gaben falsche Resultate der durch sie beeinflußten Stimmurnen an, und zwangen auf solche Weise dem Staate Maryland einen Gouverneur und andere hohe Beamte, der Stadt Baltimore einen Bürgermeister und eine Stadtverwaltung auf. Die gewissenlosen Aemterjäger behielten den Sieg, weil ihnen jedes Mittel zur Einschüchterung der Gegenpartei und der friedlichen, das Gesetz achtenden Leute überhaupt recht war. Sie nahmen alle Rowdybanden Baltimore's in Sold und gewannen dadurch die Mitwirkung einiger tausend Kehlabschneider.

Aber was nennt man denn eigentlich einen Rowdy, einen Raufbold? Der Begriff läßt sich, weil er so viel Mannigfaltigkeit einschließt, nicht mit ein paar Worten erschöpfen. Der Rowdy ist ein Mensch, der sich vor jeder ernsten Arbeit scheut, aber gern dem Wohlleben fröhnt. Er ist ein Sohn guter Familie oder auch ganz ungebildet; die Gesellschaft empfängt ihre Mitglieder aus allen Schichten und treibt Unfug und Verbrechen in allen Abstufungen. Er ist falscher Spieler, er ist Räuber, der Nachts Leute überfällt und ausraubt, er lockt unerfahrne Leute in berüchtigte Häuser, hat stets Drehpistolen, Messer und eine Schlinge bei sich, geht Nachts auf allerlei Abenteuer aus, treibt sich bei Tage in feinen oder gemeinen Schenken umher, überfällt Wirthe, zerschlägt die Gläser und zahlt nichts; Geldforderungen beantwortet er mit Revolverschüssen, Skandal ist sein Element, er fängt ihn an, wo es irgend thunlich ist; er ist, obwohl oft wie ein Stutzer gekleidet, roh, gewissenlos, gemein, gewaltthätig, eine wahre Pest der Gesellschaft. Am gefährlichsten werden diese Leute dadurch, daß

sie Banden bilden, welche über alle großen Städte der Union verbreitet sind, und es für eine „Ehrensache" halten, einander zu unterstützen. Jeder Rowdy ist bereit, für einen andern seines Gelichters einen falschen Eid zu schwören. Wem in New-York das Pflaster zu heiß wird, findet in Baltimore oder Cincinnati willkommene Aufnahme bei den dortigen Raufbolden. Seitdem die Korruption der politischen Parteien in den Vereinigten Staaten in so grauenerregender Weise um sich gegriffen hat, vermiethen sich die Rowdies an die politischen Drahtzieher; und geben für die, von welchen sie bezahlt werden, nicht nur ihre Stimmen ab, sondern verpflichten sich auch, alle die, welche zur Gegenpartei gehören, von den Stimmbuden fortzuprügeln, sie niederzuschlagen, und dabei im Nothfall auch von Messern und Pistolen Gebrauch zu machen; das bringt ihnen Vortheil. Gewöhnlich machen sie die Bedingung, daß eine Anzahl von ihnen öffentliche Aemter, namentlich bei der Polizei, erhalten sollen, und das geschieht auch allemal. Die politischen Führer müssen darum den Raufbolden alle Verbrechen ungestraft hingehen lassen, weil diese sonst nicht reinen Mund halten, sondern Geheimnisse ausplaudern würden, deren Veröffentlichung für jene Männer verhängnißvoll werden könnte.

In Baltimore sind alle Raufbolde wüthende Know-Nothings, sie gehören zum „Adel, zum königlichen Blut Amerika's". Durch sie ist diese Partei an's Ruder gebracht worden; sie darf ihnen also nicht verbieten, sich allerlei landesüblichen Lustbarkeiten hinzugeben. Der Bäcker Rasch stand eines Nachmittags vor seiner Hausthür und rauchte eine Pfeife. Drei tabakkauende Know-Nothing-Rowdies gingen vorüber; der eine hatte eben einen neuen Revolver gekauft, den er probiren wollte. Nachdem er ihn geladen hatte, schoß er zum Vergnügen den deutschen Bäcker todt. Im Jahre 1855 plünderten Know-Nothing-Banden zu Louisville in Kentucky drei Tage lang die Häuser der adoptirten Bürger, und in den Straßen wurde ein entsetzliches Blutbad angerichtet. Weder dort noch in Maryland ist den Mördern je auch nur ein Haar gekrümmt worden, denn die Richter sind aus Parteiwahlen hervorgegangen, und dürfen ihre Schuldigkeit nicht thun, weil sie es sonst mit einem so einflußreichen Element ihrer Partei verderben würden. Denn die Rowdies stehen Alle für Einen. Aber auch mit einem strengen Urtheil über einen Verbrecher wäre noch nichts gewonnen, denn in Maryland z. B. ist der Gouverneur ein Know-Nothing, er hat das Begnadigungsrecht und muß dasselbe zu Gunsten seiner Parteigenossen üben. Seit sechs Jahren sind in Maryland alle Rowdies und alle Know-Nothings, welche einen Mord verübt hatten, nach einer Haft von wenigen Monaten vollkommen begnadigt worden; Mörder, welche nicht zum königlichen Blut Amerika's gehören, kommen allemal ohne Gnade an den Galgen.

Aber, werden die Leser ausrufen, sind denn solche Dinge möglich, ist die obige Schilderung nicht etwa übertrieben, das Gemälde nicht gar

zu dunkel gehalten? Nordamerika gilt doch für ein civilisirtes Land, in welchem derartige Abscheulichkeiten in planmäßiger Weise nicht stattfinden können! Auf solche Frage antworten wir am besten mit amtlich festgestellten Thatsachen.

Am 2. November 1859 fanden in Baltimore neue allgemeine Wahlen statt. Die weitaus überwiegende Mehrzahl der Bürger hatte sich entschlossen, die durch abscheuliche Verbrechen und Mißbräuche aller Art unerträglich gewordene Herrschaft der Know-Nothings zu brechen. Diese wollten jedoch die einträglichen Aemter nicht fahren lassen, sondern nach wie vor am Platze bleiben. Da sie aber wußten, daß ihre Partei, weil in der Minderzahl, unterliegen müsse, falls bei den Wahlen Alles einen gesetzlichen Verlauf nahm, so blieb nichts übrig, als die Hitze der etlichen tausend Rowdies anzufeuern, die ja ohnehin ein Interesse daran hatten, daß ihre Brodgeber und politischen Freunde am Ruder blieben. Es wurde also verabredet, alle Wähler der Gegenpartei von den Stimmbuden fern zu halten und jene, welche sich trotzdem an dieselben wagen sollten, niederzuschlagen. Um recht sicher zu gehen, wurden Rowdybanden auch aus andern Städten, namentlich aus Washington und New-York, verschrieben. Das Geld gaben die Know-Nothings.

Alles Weitere ergibt sich aus den, wie schon bemerkt, amtlich erhobenen Thatsachen. Wir wollen bemerken, daß Baltimore in zwanzig Stadtviertel (Wards) getheilt ist, deren jedes seine eigene Stimmbude, Poll, hat.

Schon früh am Morgen zogen Raufbolde in starken Gruppen durch die Straßen, um den Wählern zu zeigen, daß sie auf dem Platze seien. Sie tranken reichlich und begaben sich dann in die Nähe der Polls, wo die „Lustbarkeiten" auch sofort begannen. In der ersten Ward wollte Herr Cockey, ein Demokrat, seinen Stimmzettel abgeben, man schlug ihn aber mit einem Spitzbohrer zu Boden und drängte die übrigen Wähler mit Stock- und Faustschlägen zurück. Eine Anzahl deutscher Wähler schlug indeß die Rowdies zurück. Die Polizei war anwesend, verhielt sich aber ganz unthätig, außer daß sie mit den Raufbolden sich unterhielt und mit ihnen trank. In der zweiten Ward hatte man zum Schutz der Stimmbude eine Barrikade aufgeworfen, aber diese wurde von den „Mitgliedern des Klubs", wie die Raufbolde sich nannten, weggenommen und besetzt; eine Abtheilung derselben holte viele Wähler aus ihren Wohnungen herbei, und zwang sie unter Mißhandlungen, den Stimmzettel der Know-Nothings abzugeben. Nachmittags 4 Uhr trafen in der Nähe der Polls zwei Rowdybanden, die mit einander in Streit gerathen waren, auf einander; die wilde Schaar war betrunken, und in der Präsidentenstraße kam es zu einem blutigen Kampfe mit Revolvern und Bowiemessern. Während des Gefechts zogen Andere umher und preßten Wähler; sie griffen einen deutschen Bürger auf. Als ein Landsmann denselben ihnen entreißen wollte, schoß der Raufbold Crowdly denselben nieder. In der dritten Ward, in der Bond-

straße, hatten die rechtlichen Leute, die „Reform-Partei", gleichfalls Barrikaden aufwerfen lassen, und am Morgen verlief die Wahl ruhig. Als gegen Mittag ein betrunkener Rowdy Unfug anzettelte, trieb man ihn fort und schlug ihn blutig. Er holte seine Freunde herbei und nun wurden die Reformer verdrängt, denn die Polizei ermuthigte durch ihre Unthätigkeit das Treiben der Unruhstifter. Diese fingen mehre Deutsche auf, die sich zwar tüchtig wehrten, am Ende aber doch für die Know-Nothings stimmen mußten. Einige Male machten die Polizeidiener gemeinschaftliche Sache mit den Rowdies und schlugen mit auf die Reformer los. Nachmittags war die Stimmbude völlig im Besitz der Klubs, die nun planmäßig darauf ausgingen, Deutsche zu pressen, damit sie das „American Ticket" verstärkten. Sie brachen in viele Wohnungen ein und schleppten die Leute mit Gewalt zu den Polls. Dasselbe wiederholte sich in der vierten Ward, wo eine sehr zahlreiche Schaar von Knock-Downs thätig war, Kerle mit dicken Knitteln, welche jeden Reformer ohne Weiteres zu Boden schlugen, wenn er sich weigerte, aus ihren Händen einen Know-Nothing-Stimmzettel anzunehmen. Sie ließen gar keinen naturalisirten Bürger an die Stimmbude; auch hier blieb die Polizei unthätig, sah ruhig dem Unfuge zu und freute sich. Im fünften Stadtviertel beobachtete diese Wächterin der öffentlichen Ordnung ganz dieselbe Haltung; schon um 10 Uhr Morgens durfte sich kein Reformer bei den Polls blicken lassen. Als trotzdem Herr Josua Vansandt sich durchgedrängt und seinen Stimmzettel für die Reformer abgegeben hatte, überfielen ihn die Regulatoren des Klubs und ohrfeigten ihn so lange, bis er ohnmächtig zur Erde sank. Als er wieder zu sich kam, forderte er die Polizei auf, die Missethäter zu verhaften, er bezeichnete sie mit dem Finger und nannte ihre Namen; aber die Polizeidiener öffneten ihre Reihen und ließen die „Regulatoren" unter hellem Gelächter entschlüpfen. Bald erschienen sie wieder mit einigen Wagenladungen voll Wählern, welche sie unterwegs zwangsweise aufgegriffen hatten und die nun abstimmen mußten, wie man ihnen gebot. Sechste Ward: Die Reformer wurden von den Klubs zurückgeschlagen. Viele Revolverschüsse. — Siebente Ward: Die Polizei sieht danach, daß die Reformer nicht todt geschlagen werden; sie hat aber nichts dagegen, daß die Regulatoren ihre Knittel gebrauchen und tüchtig einhauen; wenn aber Gefahr ist, daß ein Reformer den Geist aufgeben könnte, dann tritt sie warnend auf, und die Klubmitglieder leisten ihr dann Folge. — Achte Ward: Hier sind die Reformer in so überwiegender Mehrzahl, daß die Klubs nichts ausrichten können; aber diese lauern den von den Polls zurückkehrenden Wählern auf und prügeln unbarmherzig jeden Einzelnen, den sie überfallen können. — Neunte Ward: Ungeheure Verwirrung. Die Rowdies haben in verschiedenen Häusern Oefen eingerissen und paradiren mit den Ofenröhren als Siegeszeichen in den Straßen bis zu den Polls. Sie begegnen dem Postmeister Morris, den sie zum Vergnügen niederkeilen. Die Klubs wechseln

am Mittag und tauschen ihre Rollen, da es in ihrer Verabredung lag, daß jedes Mitglied wenigstens sechsmal, an verschiedenen Polls, stimmen müsse. — Zehnte Ward: Sobald Reformer sich blicken lassen, bringen die Regulatoren aus einem benachbarten Branntweinhause hervor und schlagen Jeden zu Boden. Der Kaufmann Fischer wehrt sich und feuert einen Revolver ab; Pflastersteine fliegen nach allen Seiten umher; sieben Reformer erscheinen zu Pferd und feuern mit Reiterpistolen in die Rowdies hinein. Die Polizei verhaftet Herrn Fischer und läßt die Rowdies laufen. Zwei Richter wollen abstimmen, werden fortgeprügelt, wenden sich an die Polizei um Verhaftung der Missethäter, werden aber ausgelacht; man hatte sie für Reformer gehalten, sie waren aber Know-Nothings, und wurden aus Mißverständniß von ihrer eigenen Partei mißhandelt.

Aehnliche Auftritte, die wir nicht alle aufzählen mögen, ereigneten sich in allen übrigen Stadttheilen. Wo aber die Reformer sich bewaffnet hatten und in Menge bereit standen, ihre Rechte zu vertheidigen, da wichen gewöhnlich die Rowdies. Während Hunderte von Wählern schnöde mißhandelt wurden, nahm die Polizei kaum ein halbes Dutzend Verhaftungen vor und ließ die Ergriffenen dann entschlüpfen. Am gewaltthätigsten trat eine Bande auf, welche sich den Klub der schwarzen Schlangen nennt; sie feuerte die meisten Schüsse ab und durchzog alle Stadttheile. In der zwölften Ward besorgten die aus Washington verschriebenen Rowdies das Geschäft. In der fünfzehnten Ward wurde ein Reformer ohne weitern Anlaß todt geschossen, zwei andere erhielten lebensgefährliche Wunden. Sehr bezeichnend war bei allen diesen Vorgängen, daß in sämmtlichen Stadtvierteln die löbliche Polizei den Reformern sagte, wer sich nicht auf der Straße blicken lasse, komme in keine Ungelegenheiten; sehr oft verhaftete sie die Leute, welche ohne allen Anlaß geschlagen wurden. Sehr begreiflich, denn sie konnte doch nicht Hand an ihre eigenen Freunde und Parteigenossen legen! Interessant sind die Abenteuer eines Berichterstatters, welcher beauftragt war, für eine große Zeitung die Ergebnisse der Abstimmung zu ermitteln. Er pochte an die Stimmbude der zwölften Ward und begehrte Einlaß, den man ihm anfangs verweigerte. Als er in das Haus kam, prickelten ihn die zahlreich versammelten Rowdies erst mit Schusterahlen und verlangten dann, daß er sie mit Branntwein traktiren solle. Als er sich weigerte, zogen sie Pistolen und Messer hervor und wollten ihn einschüchtern. Zum Glück kam gerade eine andere Regulatorenbande, welche Branntwein vollauf mitbrachte. Als dieser zu Ende ging, stürmten Alle in eine benachbarte Schenke und schleppten den Berichterstatter mit, um ihn betrunken zu machen. Bald aber geriethen sie unter einander in Streit; diese Gelegenheit benutzte der Gefangene und entkam. Einer von jenen Rowdies hatte sich gerühmt, daß er allein in der elften Ward nicht weniger als siebenzehnmal seine Stimme abgegeben habe.

So verhält es sich mit dem allgemeinen Stimmrechte und der Wahlfreiheit in Baltimore. Das „königliche Blut Amerika's" errang einen vollständigen Sieg, die Know-Nothings setzten alle ihre Kandidaten durch, die Polizei und die Rowdies blieben unbestraft. Aber die Gewaltthätigkeiten, die Unzahl von Todschlägen, Ermordungen und Verwundungen am 2. November, die frevelhafte, offene Verletzung aller Gesetze, die Pflichtwidrigkeit der Beamten waren doch zu schreiend, als daß sie ohne Weiteres hätten unbeachtet bleiben können. Die Reformer ermannten sich endlich und setzten durch, daß eine Untersuchungskommission ernannt wurde, welche dann im Januar 1860 als Ergebniß ihrer Untersuchungen über den an einem einzigen Tage verübten Unfug, einen Band von 334 enggedruckten Seiten veröffentlichte. Alle Aussagen wurden eidlich gemacht; die Zeugenverhöre fanden in Gegenwart der andern Parteien statt, Jeder hatte das Recht, Kreuzverhöre vorzunehmen. So stellten sich dann Hunderte von haarsträubenden Thatsachen heraus. Der Bericht sagt wörtlich: „Die blühende Handelsstadt Baltimore, welche mehr als 200,000 Einwohner zählt, befindet sich in der Gewalt von Mörderbanden; Leben und Eigenthum der friedlichen Bürger sind unter der obwaltenden Tyrannei und Schreckensherrschaft keinen Augenblick sicher." Ein Deutscher, den die Rowdies aufgefangen hatten, sagte aus: „Wir sollten für die Know-Nothings stimmen; man hielt uns gespannte Revolver vor und feuerte Kugeln über unsere Köpfe ab, um uns einzuschüchtern und fügsam zu machen. Wir wurden zusammengepfercht wie Schweine, gepreßt wie Häringe in der Tonne, geprügelt, mit Füßen getreten, mit Büchsenkolben blutrünstig geschlagen, der Baarschaft und der Kleidungsstücke beraubt. Man schleppte uns von einem Stimmkasten zum andern, jedesmal unter einem andern Namen, und wir wurden gezwungen, für den uns bezeichneten Know-Nothing-Kandidaten zu votiren. Mehre von uns haben sechsmal an einer und derselben Stimmurne gewählt; einige haben es bis zu vier und dreißigmal thun müssen." Ein anderer Deutscher, welcher dem Ding am Ende die humoristische Seite abgewann, gab zu Protokoll: „Ich ließ mich, scheinbar widerwillig, unter gelinder Gewalt, führen, wohin man wollte, zählte genau und that *vier und sechszigmal* am Stimmkasten *meine Schuldigkeit*, wie die Know-Nothings sagten." So kam das königliche Blut, kraft der Rowdies, zu einer ungeheuern Majorität und regiert noch heute Baltimore und den Staat Maryland.

Die Ruinen von Bulgar.

Zwischen dem südlichen Ural, der mittlern Wolga und bis zu den Quellen des Don hin wohnte einst das Volk der Bulgaren von Asien, und Groß-Bulgarien heißt in der Geschichte das Land, dessen einstige Königsstadt wir im Bilde ihrer Ruinen vor uns haben.

Wir stehen vor dem Grabe einer Nation, die in ihrer Jugend gestorben ist. Trotz der vielen Münzen, Grabschriften und Städtetrümmer, welche von ihrem Dasein zeugen, finden wir nirgends schriftliche Denkmäler ihres Geisteslebens. Was wir von ihr wissen, lernten wir aus den Berichten ihrer Zeitgenossen, die in Berührung mit ihr gekommen waren. Daher das tiefe Dunkel über ihrer Geschichte, das sich selbst bei ihrem Untergang kaum bis zur Dämmerung erhellt hat.

Der Name jener alten Bulgaren ist an der Stätte, wo sie Herren waren, verschwunden; armselige Hütten bedecken jetzt das Land, in welchem Nogaier und Tschuwaschen, Tschermissen und Mordwinen unter russischer Zucht hausen. Dagegen dauert der Name in Europa fort, wo frühzeitig ein gesunder, vom alten Stamme losgelöster Zweig Wurzel schlug und, wie zur Erinnerung an die große, die kleine Bulgarei gründete. Während aber die Groß-Bulgaren fest am Islam hielten und in Vertheidigung ihres Landes und ihres Glaubens gegen Russen und Mongolen endlich erlagen, ergaben sich die Klein-Bulgaren dem religiösen Einfluß von Byzanz, gründeten dann ein selbständiges bulgarisch-walachisches Reich, das sich gegen Byzanz hielt, bis beider Herrlichkeit vor den Türken zusammenbrach, bewahrten trotzdem ihren Glauben gegen die fürchterlichsten Verfolgungen der Pforte und scheinen nunmehr berufen, demselben Rußland, das die Wiege ihres Stammes zertrat, den Weg nach Konstantinopel zu bahnen.

Wir kehren zu den alten Bulgaren zurück, von welchen arabische Schriftsteller des 10. Jahrhunderts uns die erste Kunde bringen. Sie sprechen bereits von ihnen als von den im alten Lande Zurückgebliebenen, denn der Auszug der Wanderschaaren nach dem Don und Dniester bis zur Donau war schon in den Jahren 500 bis 550 geschehen, als Anastasius Dicorus und Justinianus I. in Byzanz herrschten. Die Daheimgebliebenen nannte man fortan „weiße Bulgaren“ oder auch „kamische“, von dem Flusse Kama, an welchem ihre Hauptstadt lag. Sie waren offenbar ein rühriges Volk auf der Uebergangsstufe vom Nomadenthum zum Bürgerthum, d. h. zu festen Wohnsitzen, denn es wird von ihnen erzählt, daß sie



RUINEN VON BULGAR

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

im Winter in Dörfern und Städten weilten, im Sommer aber mit den Heerden in das offene Land hinausgezogen seien. Die Erzeugnisse ihres Landes (Juchten, Nüsse, Honig, Wachs, Rauchwerk) waren zugleich die Gegenstände eines über ihre nördlichen, südlichen und östlichen Nachbarn ausgebreiteten Handels; sie selbst waren die Vermittler zwischen den Russen, Wesen, Ingren und Khasaren bis nach Khowaresmien und Khorassan, brachten dem Süden die Pelze aus dem christlichen Norden und diesem die Säbelklingen aus dem mohammedanischen Süden und vergaßen sich selbst nicht in Beidem. Sie waren auch ein kriegerisches Volk; die Zeit für Kunst und Wissenschaft erlebten sie nicht. Selbst ihre Mauern und Moscheen waren fremde Werke, die meisten von Baumeistern aus Bagdad errichtet; und auch die Schrift, die sie gekannt haben sollen, scheint nicht über die nächsten Bedürfnisse des alltäglichen Verkehrs hinaus in Anwendung gekommen zu sein. Der Handel war wohl nur Tauschhandel; Juchten waren die Münze, in welcher sie die Abgaben an ihre Gebieter bezahlten. Der Verkehr mit so vielerlei Völkern mußte indeß eine durchaus eigenthümliche Bildung in ihnen erzeugt haben, und daß uns von dieser kein Zeugniß, kein Zug von eigener Hand erhalten worden, ist immerhin ein Verlust für die Geschichtskunde, den alle Bautrümmer des Landes nicht ersetzen.

An der Zerstörung ihres Staats arbeiteten zuerst, und viele Jahre vergeblich, die Russen; die Mongolen vollendeten sie in zwei Kriegszügen unter ihrem Anführer Subutai, von 1236 an, und Rußland wurde der Erbe der verödenden Hinterlassenschaft, die gleichwohl noch bedeutend genug erschien, daß Peter der Große seinen Regententiteln den eines „Königs von Bulgarien" hinzufügte.

Der alten Hauptstadt dieses Königreichs schreibt die Sage ein mährchenhaftes Alter zu: bald ein Enkel Japhets, bald Alexander der Große, bald ein König Kasir von Samarkand sollen die Gründer derselben gewesen sein. Auf Münzen kommt sie im 10. Jahrhundert, in russischen Chroniken erst 1360 vor. — Sie galt auch nach der mongolischen Eroberung noch für eine „große Stadt", obwohl ihre Bevölkerung nach einzelnen Verheerungen bis auf 10,000 zusammengeschmolzen war. Am rascheften sank sie, als sie ein Zankapfel der mongolischen Fürsten geworden war. Den Gnadenstoß gab ihr aber Tamerlan am Ende des 14. Jahrhunderts; den Untergang der goldenen Horde sollte sie nicht überleben.

Die gegenwärtigen Trümmer sind der Schmuck eines — russischen Dorfes im Gouvernement Kasan, Uspenskoie, das aber auch den alten Namen, in Bolgarü verwandelt, noch fortführt. Sie liegen innerhalb eines von einem Graben umgebenen Walles zerstreut, dessen Umfang ungefähr sieben Werst beträgt. Am besten erhalten sind zwei Thürme (Minarets) und von den Gebäuden das sogenannte schwarze oder Gerichtshaus, von welchem noch drei Stockwerke mit Thür- und Fensteröffnungen stehen, und das weiße Haus, das 82 Fuß lang und 36 Fuß breit ist und ein Bad gewesen sein

mag. Wir sehen es im Vordergrund unseres Stahlstichs. An die Südseite jenes Walles stößt ein kleinerer, ein unregelmäßiges Viereck bildend und die „kleine Stadt“ genannt. Der Umstand, daß sämmtliche Bauwerke aus behauenen Kalk- und Sandsteinen aufgeführt waren, trägt jetzt viel zu ihrer rascheren Zerstörung bei. Bulgar ist eine Fundgrube für die Neubauten in Bolgarü, — „neues Leben keimt in den Ruinen.“

Wenn auch die Zeiten vorbei sind, wo die Dichter in jeder Ruine zu Elegien über die Hinfälligkeit alles Irdischen im Allgemeinen und das Hingefallene insbesondere glaubten begeistert sein zu müssen, so drückt uns doch unwillkürlich der Anblick solcher Trümmer der Vergangenheit in eine trübe Stimmung hinein: von einem großen, blühenden, mächtigen Volksleben nichts, gar nichts übrig, als die stummen Steinhaufen bei einem elenden Dorf! — Da liegt wohl die Frage nahe: Ist ein solcher Untergang eines dem großen Verkehr aufgeschlossenen Volkes noch heute möglich? — Wir rufen mit froher Zuversicht „Nein!“ und blicken von diesen Trümmern getröstet und gehoben auf den Kulturgang der Völker von damals bis heute. Wer nur mit dem Maßstabe seiner Wünsche an die Beurtheilung der Gegenwart geht, nur nach Dem sich umsieht, was er noch vermißt, was alles noch besser sein könnte, den wird die heraufbeschworene Unzufriedenheit nur zu einem harten und ungerechten Wahrspruch führen können, der ihm das Vorwärtsstreben leicht als ein hoffnungsloses verleiden könnte; — wer aber bis in jene Fernen der Vergangenheit die vergleichenden Blicke wirft, der wird den Fortschritten im Völkerleben Recht und Ehre lassen trotz einzelner schwerer Trauerfälle, er wird im Vorwärtsstreben eine freudige Pflicht erkennen, an den Sieg der Bildung und Freiheit glauben, — und dazu sind solche Ruinen gut und solche Bilder, die daran mahnen.

C i l l i.

Wir haben eines der anmuthigsten Thäler der Untersteiermark, das der Sau, vor uns. Der wilde, reißende Bergstrom, der aus der Felsenwiege den Sulzbacher Alpen hervorstürmt, fließt zu unsern Füßen an der Stadt unseres Bildes vorüber, hinter deren Häusergruppen die weite Ebene des Sauthals sich ausbreitet, im Hintergrunde in schöner Aufsteigung begrenzt von den Rebenhügeln, schluchtenreichen Vorbergen, kühn emporragenden Häuptern und Höhenrücken des Bachergebirgs.



CILLI

Der Künstler hat uns zur Beschauung der Herrlichkeiten des reizenden Rundbildes ein Plätzchen an dem steilen Abhange des Nikolaibergs angewiesen, gleich oberhalb der Mauern des Kapuzinerklosters, dessen Dächer und Marterkreuz wir zunächst vor uns sehen. Es ist der günstigste Punkt, wenn es gilt, das Auge allein zu entzücken. Er beherrscht das viele Meilen umfassende Panorama von den schneebedeckten Hörnern und Kämmen der Sulzbacher Alpen, die wie Riesengrenzsäulen Kärnten, Krain und die Steiermark trennen, den ganzen Alpenzug des Bachergebirgs bis zu den Hügelreihen, welche aus dem Steierlande nach Ungarn und Kroatien hinüberziehen. Aus allen Seitenthälern und Schluchten springen frische Bäche, die Heimath köstlicher Forellen, zum Saustrom hernieder, stattliche Flecken und Dörfer, Schlösser und Landhäuser sind zwischen die segenreichen Fluren hineingestreut, und auf Hügeln und Bergen leuchten bald Kirchen und Kapellen, bald mahnen Burgentrümmer an die tröstliche Wahrheit, daß zwar Alles vergänglich ist, aber selbst das Vergehende noch zum Schmuck und — zur Mahnung dienen kann.

Der Rundblick von dieser Höhe aus ist entzückend, aber er entfernt uns vom Treiben der Menschen; er erhebt uns über die Wirrsale, in welchen die Gegenwart umherirrt, aber er läßt auch die Vergangenheit nicht so zu Wort kommen, wie sie dies gerade in Cilli vermag. Wir laden deßhalb den Leser ein, uns zu einem andern Standpunkt zu folgen: hinunter zu der Brücke, auf welcher das große Crucifix steht; sie bietet uns die Aussicht auf ein Stückchen Weltgeschichte und das Weltgeschick.

Wer auf der Kapuzinerbrücke zu Cilli steht und mit den Augen den grünen Fluthen des Stroms folgt, stößt mit dem Blick bald an eine Felsenreihe, über welche ein kräftiger Wald sich erhebt, wiederum von Felsen übergipfelt, und auf den schwindelnden Höhen ragen Thürme und Mauern mit öden Fensterhöhlen und im grauen Gewande einer untergegangenen Zeit: die Ruinen von Ober-Cilli, des einst prächtigsten Schlosses weit und breit, in welchem die Herren wohnten, die das ganze umliegende Land beherrschten, Fürsten zu Genossen und Kaiser zu Gönnern und Gästen hatten. Ihr Geschlecht ward „für ewige Zeiten" zu Grafen von Cilli erhoben. Dies geschah vor 519 Jahren, und schon seit 380 Jahren sind diese ewigen Zeiten vorüber, nichts ist von der Macht und Herrlichkeit erhalten, als jene Ruinen und in der deutschen Kirche Cilli's der Thron der Grafen mit dem Sternenwappen und in einem Glasschranke hinterm Hochaltare — 18 Todtenköpfe der erlauchten hochseligen Herrscher.

Diesem Burgberge gegenüber, am andern Ufer der Sau, erhebt sich der Nikolaiberg. Seinen Gipfel schmückt ein armes Kirchlein. Wer aber das Fundament derselben untersucht, findet, daß umgestürzte Marmorsäulen den Grund ihrer Mauern bilden, und der Alterthumsforscher will daher wohl nicht mit Unrecht hier die Stätte erkennen, auf welcher einst ein im weiten Reiche berühmter Marstempel der Römer prangte. Denn

Cilli, die jetzt unbedeutende österreichische Provinzialstadt, war zu Römerzeit ein angesehener Ort. Kaiser Claudius gründete hier eine Kolonie für die römischen Legionen, aus ihr entwickelte sich die Stadt Claudia Celeja, die allgemach ein weit größeres Gebiet bedeckte, als das heutige Cilli, und in welcher mächtige Prokonsuln ihren Sitz aufgeschlagen hatten, wie Pertinar, Septimius Severus und Aurelianus, die sich sämmtlich den Weg zum Kaiserthron bahnten. Der römische Glanz Cilli's erblich in den Stürmen der Völkerwanderung, nichts hat sich erhalten von allem Schmuck der Kunst an den Prachtbauten des Luxus, als wenige Trümmer, die, seit Karl der Große die neue Stadt auf den Trümmern der alten gegründet, nach und nach aus dem Schutt hervorgezogen und ohne Wahl und Sorge für deren Erhaltung in die ersten besten Neubauten eingemauert wurden. Nur ein Werk jener Römer, die vor Allem bei ihren Städtebauten für die Gesundheit ihrer Bürger sorgten, ist ein kostbares Geschenk für die jetzigen Bewohner geworden: die Kloakenleitung, die man im Jahre 1822 wieder auffand und, soweit die jetzige Stadt reicht, wieder nutzbar machte. Das Gewölbe derselben ist von weißem Marmor des Bachergebirgs und im Lichten fünf Fuß hoch. So hat Cilli aus dem Heidenthume die beste Gabe seiner Vergangenheit empfangen. Das Mittelalter hat ihm nur noch eine Sehenswürdigkeit verliehen: die Seitenkapelle der Hauptkirche, die Keiner ungesehen lassen sollte, der des Weges kommt und für eine reine Perle der altdeutschen Baukunst und Skulptur ein Auge hat.

Verweilen wir länger auf der Sau-Brücke, so kann uns noch mancherlei begegnen, was uns in das Herz greift und bald mit Jammer, bald mit Hoffnung erfüllt. Zur Rechten, von wo wir zu unserm Standpunkt herabgestiegen sind, ragen die grauen Mauern des Kapuzinerklosters über das lachende Grün des Hügels empor. Ganze Züge von wendischen Landleuten wallen, die Rosenkränze zwischen den Fingern und Gebete murmelnd, an uns vorüber, der hohen Pforte der Klosterkirche zu. Es ist nicht Sonntag, die Geistlichkeit hat dafür gesorgt, das „Bete und arbeite" so zu verdrehen, daß aus dem Gebet selbst eine Arbeit für das arme blinde Volk geworden ist. Man läßt an rauschenden Bächen das Gras der Wiesen verdorren, um den Himmel um Regen anzuflehen, und legt die Wachsnachbildungen der kranken Gliedmaßen vor dem Altar des Heiligen nieder, anstatt den Arzt mit seiner Wissenschaft zu Hülfe zu rufen; man beichtet dem Mönche Sünden, die er vergibt, bis man zu sündigen gewohnt wird, damit der Priester etwas zu vergeben habe. Dazu ist das Betteln, sonst von dem Sittengerichte aller Völker nur den ärmsten Erwerbsunfähigen zu Gute gehalten, von dem Alles entsittlichenden Pfaffengeist Männern in voller Kraft als „gutes Werk" gestattet und vom armen blinden Volke als solches heilig gehalten. Gibt es noch häßlichere Gedanken, als den: daß ein gesunder und arbeitsfähiger Mensch zum Besten des Seelenheils seiner

Mitmenschen, über welches eine als allweise, allgütig und allmächtig anerkannte Gottheit allein zu verfügen hat, sich zu faullenzen und zu betteln berufen fühlen kann? So oft ich die Terrasse des Kapuziner-Klosters bestieg, von wo Gottes Segen auf Erden in solch herrlichem Bilde zu überschauen ist, zog sich der Flor der Trauer vor mein Auge über die Starrheit des Wahns, die, zum Ringen unfähig, durch die Gewalt des bessern Geistes der Zeit nur gebrochen werden kann. Ein bettelnder Mönch und ein knieerutschendes Volk — Leser, ich müßte dich hassen, wenn dir dieser Anblick die Zornader nicht schwellte; mir ist um beider willen diese Kapuzinerbrücke mehr als eine der vielen, die ich überschritten habe, und mehr als die in Venedig, — beim Gedanken an die hohe göttliche Bestimmung der Menschheit zum Menschenthum und beim Anschauen der absichtlichen Verkrüppelung des Menschengeistes — eine Seufzerbrücke geworden.

Bitterer noch steigt es in der Brust auf, wenn wir, zur Linken hin, jenseits der Sau und der Vogleina, die hier in jene mündet, den Blick wenden. Von dorther erschallen Gesänge, die weißen Kopftücher der Landfrauen schimmern in langen Reihen herüber, unterbrochen von schwarzen Männergruppen: dort führt einer der zahllosen Heiligenfeiertage das arme blinde Volk zum Calvarienberg. Die Nachbildung des Leidensgangs, der Marterstationen des Stifters unserer Religion gibt der Priesterschaft Veranlassung zu religiösen Aufzügen, zu welchen ganze Gemeinden sich unter Anführung ihrer Seelsorger vereinigen. Dies ist keine Sitte, die wir beklagen. Jede öffentliche Genossenschaft hat das Recht des öffentlichen Lebens; und je südlicher das Land, je beständiger die Klarheit des Himmels, desto lieber sieht das Volk sich im Freien und in Masse. Unser Zug von frommen Wallern steigt jenseits der letzten Station, welche die drei Kreuze von Golgatha darstellt, höher den Berg hinan, auf dessen Kuppe dem heiligen Joseph, dem „Nährvater", eine Kirche und ein Klösterlein erbaut ist, und gibt in jenen heiligen Räumen das Heil seiner Seelen in die Pflege einer Genossenschaft Jesuiten. Wie gut erscheint das arme Kapuzinerkloster dieser Nachbarschaft gegenüber; dort begnügt man sich mit der Verwahrlosung, hier übt man die Korrumpirung der Geister, und weder das Eine noch das Andere geschieht um bloßen Gotteslohn.

Es ist in der gesitteten Welt ein unbestrittener Grundsatz, daß das irdische Heil, die materielle Wohlfahrt eines Volks, mit der Stufe seiner intellektuellen Bildung und diese mit der Literatur gleiche Höhe zu halten pflegt, und letztere wird am sichersten angezeigt durch die in das Volk dringende Masse belehrender und veredelnder Schriften. Die Sprachen der großen Kulturnationen sind literarisch ausgebildet, jede derselben beherrscht ein großes Gebiet und bewahrt einen großen, ja unermeßlichen geistigen Schatz. Anders ist dies mit den slavischen Sprachen, von denen noch keine es zu einer bedeutenden Literaturhöhe gebracht hat; Russen, Polen

und Czechen sind am weitesten vorgeschritten, aber noch immer nimmt der Bedarf der Kirche und der Schule den breitesten Raum auf ihrem Büchermarkte ein. Noch armseliger steht es damit bei den einzelnen slavischen Dialekten, wie namentlich bei dem der Wenden Untersteiermarks. Hier sorgt die Presse, außer für den geschäftlichen Alltagsbedarf, ausschließlich für den Glauben und den Aberglauben: Kalender, Gebet- und Heiligenbücher und Traumdeuter stehen allein im Schauladen der Buchhändler und Buchbinder in Cilli, der wendischen Hauptstadt, aus. Hieher sind diejenigen deutschen Publicisten zu führen, welche der österreichischen Regierung ihre Germanisirungsversuche auf slavischem Gebiete zum Vorwurfe machten; hier können sie die Glückseligkeit der Bewahrung der Nationalitäten und Nationalitätchen kennen lernen und sich zugleich überzeugen, daß sie im engsten Bunde mit der Priesterschaft stehen und gemeinsam mit ihr für die Absperrung der Aufklärung und das Niederhalten der Volksentwickelung in geistiger und materieller Beziehung wirken. Seit dem Jahre 48 ist in den meisten Schulen der slavischen Länder der slavische Unterricht wieder eingeführt, das wenige Deutsch, welches auf dem Lande verstanden wird, bringen die Soldaten aus den Kompagnieschulen mit heim, und nur in den Städten und Marktflecken ist das Deutsche die vorherrschende Umgangssprache. Gleichwohl wird in Cilli selbst nur in einer Kirche deutsch gepredigt, und als seit der Einführung des Konkordats der Einfluß der Geistlichkeit auf den Volksschulunterricht ein fast unumschränkter geworden ist, so wird die Regel wenige Ausnahmen haben, daß man in jedem Geistlichen einen Feind der deutschen Sprache und Literatur zu erkennen hat. Die vernünftigen Männer unter dem an sich reich begabten Volke sind selbst gegen diese Anordnung; sie äußern ihr Bedauern laut über die Vernachlässigung des deutschen Unterrichts, sie fühlen, wie eng eingegrenzt im Erwerb und Verkehr sie durch den Mangel der Kenntniß der deutschen Sprache sind, wie weit sie in Bildung und Wohlstand gegen ihre deutschen Nachbarn in Obersteier und Kärnten zurückbleiben und wie gefährlich für das Volk die Armuth an Belehrungsmitteln ist, die sie in allen Lebenslagen vom Geistlichen abhängig erhält. Daher ist auch die Macht der Priesterschaft nirgends größer, als hier, nirgends begegnet man häufigeren und zahlreicheren Prozessionen und anderen kirchlichen Andachtsübungen und nirgends steht der Wohlstand tiefer; die fabelhafte Fruchtbarkeit der Thäler und Weinberge allein bewahrt die an sich verhältnißmäßig arme Bevölkerung des Landes vor dem Nothstande, welcher in anderen Gebirgsländern durch Uebervölkerung veranlaßt wird. Daß aber die wohlgepflegte Freundschaft des Priesterthums dem österreichischen Staate bis jetzt so wenig Heil gebracht hat, wie dem Kirchenstaate, dafür zeugt die Gegenwart des Kaiserreichs mit wahrhaft erschreckenden Thatsachen.

Solche Gedanken kommen Dir auf der Saubrücke, lieber Leser. Die Burgen siehst Du von den Bergen gesunken, die Vesten des geistlichen Herrscherthums, Klöster und Kapellen, erhoben sich an ihrer Statt, und ihre Macht reicht weiter und greift tiefer, als je die Willkür ritterlicher Dynasten vermocht hat. Man würde der Aussicht nicht froh, wenn nicht der Geist der neuen Zeit, der allen Geistern der Menschen, bis zu denen er vordringt, sein energisches „Vorwärts!" zuruft, auch durch dieses Thal seine Spur gezogen hätte. Zwischen den Trümmern des Römertempels und des Grafenschlosses und zwischen den Hemmketten und Schlagbäumen des Kapuziner- und des Jesuitenklosters braust das Feuerroß der Dampfkraft auf der eisernen Bahn dahin und trägt auf ehernen Rädern frisches Leben in alle Länder, es zerreißt die Hemmketten der Aufklärung, rennt die Schlagbäume der Bildung nieder, bricht die Vesten der Verdummung und vor ihr erzittern die Bollwerke des Aberglaubens und jeder geistigen Knechtschaft. Es ist ein herzerhebender Anblick, wenn die sprühende Lokomotive den Menschenstrom aus hundert Ländern zwischen Jesuiten und Kapuzinern unaufhaltsam dahin reißt, des Nordens und des Südens Hände sich fassen und drücken zwischen Ruinen der Vergangenheit und dem erwachenden Leben der Gegenwart. Mit dem Dampfroß fährt der Geist, und der Geist wird in die Köpfe fahren, wie eng und fest sie auch der Mantel der künstlichen Nacht bis jetzt umhüllt haben mag.

Damit scheiden wir von unserem lieblichen Bilde, das uns von dem schönen Oesterreich ein so schönes Stück vor Augen hält. Der reiche Staat liegt in diesem Augenblick in einer tiefen Noth; zur Erkenntniß seines Reichthums führt ihn kein Priesterwort: es muß ihm neues Leben gegeben werden durch der Freiheit Geist. Weder Jesuiten- noch Kapuzinerklöster senden ihm den Retter. Wenn nicht der Geist, der dem Dampfroß die siegreiche Kraft verlieh, der die Bahnen öffnet durch die verrostetsten Schlösser der Vorurtheile und der Selbstsucht und jede Gasse zu einer Gasse der Freiheit macht, wenn nicht dieser Geist die Krone des Reichs erleuchtet, so werden die Trümmer der Grafenburg das Bild des Schicksals sein, das dem Reiche droht. Man hat dem Buchstaben zu lange gehuldigt, und nun man spürt, daß er tödtet, kann allein die Erkenntniß retten, daß nur der Geist lebendig macht.

Fairmount bei Philadelphia.

Der Leser wird sich mit mir aus der Schulzeit noch erinnern, daß die Wasserwerke von Fairmount den Wunderwerken der Welt beigezählt wurden. Heutzutage sind solche Wunderwerke aller Orten zu finden, wo in dichtem Zusammenleben großer Bevölkerungen das Bedürfniß nach gutem Wasser als das erste und unentbehrlichste Lebenselement erkannt worden, wo Reinlichkeits- und Gesundheitspflege, auf der Straße wie im Haus, als wichtige Pflichten der Nationalökonomie gelten und wo Sicherung vor Feuersgefahr, die Dampfkraft und Gewerbthätigkeit, so hervorragende Bedingungen bürgerlicher Wohlfahrt, vom Wasser ihre Erhaltung begehren. Hat doch das Verlangen nach Wasser schon die wichtigsten Bauwerke der alten Welt geschaffen, wie viel mehr unserer Zeit, die an eine viel ausgedehntere, ja luxuriöse Verwendung dieses Elements gewöhnt ist; daher übertreffen auch die Wasserwerke unserer großen Städte an Großartigkeit und kunstvoller Anlage die in ihren Ruinen noch Erstaunen erweckenden Aquädukte der Assyrer, Aegypter, Römer und Mauren.

Lange galten Philadelphia's gewaltige Wasserwerke als die vollkommensten Konstruktionen der Neuzeit, und allerdings gebührt der überaus reinlichen Quäkerstadt das Verdienst, daß sie zuerst, und zwar mit ungeheuren Kosten, das System zur Anwendung brachte, das Wasser nicht nur aus der Ferne herbeizuleiten, sondern vermittelst seiner eigenen Kraft durch Turbinen und Druckwerke hierher in ein hoch über dem Niveau der Stadt errichtetes Reservoir oder vielmehr eine Anzahl von mit einander verbundenen Reservoirs zu leiten, von denen aus es geläutert sich in geschlossenen Röhrenleitungen nach den Hauptarterien der Stadt ergießt und weiter durch tausende von Zweigkanälen seinen eigentlichen Bestimmungsort, die Küche, den Brunnen, den Dampfkessel, die Werkstätte, erreicht. Dadurch ward es möglich, daß selbst die höchsten Quartiere der Stadt, die obersten Stockwerke der Häuser, die entlegensten Wohnungen und Stätten menschlicher Thätigkeit fortwährend mit einem Ueberfluß frischen springenden Wassers versorgt werden konnten und zwar am Platz seiner Verwendung. Nicht weniger dem unvergleichlichen Reinlichkeitssinn der Pennsylvanier als dem scharf rechnenden Verstand der Amerikaner überhaupt, der den Werth eines so allgemeinen und allezeit nothwendigen Bedürfnisses wohl zu würdigen und den Gewinn an Zeit, den ihm die erleichterte Beschaffung desselben abwirft,

DCCCXXXV



DRAWN AFTER NATURE

For the Proprietor: HERRMANN J. MEYER

FAIRMOUNT GARDENS
BEY PHILADELPHIA.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Eigenthum d. Verleger.

zu schätzen weiß, ist's zu verdanken, daß Philadelphia allen großen Städten mit dem Beispiel einer rationellen großartigen Wasserzuführung vorangegangen ist, ohne welches wir uns noch so mühselig und ärmlich behelfen müßten, wie der Bauer mit dem Ziehbrunnen seines Dorfes, oder das Volk der Bibel mit der Cisterne.

Der Besucher von Fairmount wird sich indeß vergeblich nach den imposanten Bauwerken umsehen, auf welche eine so großartige Anstalt, wie die Versorgung einer Million Menschen mit Wasser, schließen lassen sollte. Keine hohen Bogenreihen eines langen, über Berg und Thal getragenen Aquädukts, keine rasselnden Maschinen und Räder, keine festungsartig düstern Reservoirmauern — ein lieblicher, sorgfältig gepflegter Park vielmehr, in der anmuthigsten Gegend, mit freundlichen Kiosks, entzückender Aussicht auf den waldumarmten Schuylkill, schattigen Laubgängen, von spielenden Kindern und eisessenden Damen belebt, — eine breite, steingeplattete und mit exotischen Pflanzen garnirte Terrasse, die über den Fluß führt, birgt die kaum hörbar arbeitenden großen hydraulischen Maschinen und in einem üppig bewachsenen und mit Pfaden und Treppen bekleideten Hügel sind die Reservoirs versteckt, die der Unkundige, wenn er auf die Höhe gelangt, für kunstvoll angelegte, mit elegantem Eisengitter umfaßte Weiher halten würde.

Es ist ein wahrhaft kindlicher, dem vielfach geschmähten Sinn des Amerikaners gewiß zur Ehrenrettung gereichender Kultus, den dieses Volk mit seinen Werken des öffentlichen Nutzens überhaupt, ganz besonders aber mit denjenigen treibt, die es mit dem begehrtesten, erquickendsten, kostbarsten seiner Bedürfnisse, mit dem Wasser beschenken. Die Hingebung an das Nützliche beherrscht den Amerikaner wie eine Religion, und er schmückt dessen Symbol mit gleicher Liebe und Verschwendung, wie der Gläubige das Muttergottesbild. So hat sich der Philadelphier auch sein Fairmount zum Lieblings- und Erholungsplatz erkoren und ausgestattet, wozu freilich die Natur, der schönste Punkt in der Umgebung der großen Stadt, den besten Theil beiträgt. Aber um so lieber führt der Städter seinen Besuch dahin, sucht dort Erholung von der Arbeit und belustigt sich mit seines Gleichen bei einem Pickenick, weil er sich an dieser Stätte eines Werkes zum öffentlichen Nutzen erinnert, auf das er ein Recht hat stolz zu sein.

Calcutta.

Calcutta liegt am Delta des Ganges, am linken großen Arme dieses Stroms, dem Hoogly, 20 deutsche Meilen vom Meere.

Wir machen die Fahrt dahin auf dem jetzt gewöhnlichen Wege über Suez mit dem Dampfschiffe. — Babel Mandeb ist hinter uns, am Cap Gardafui sagen wir Afrika das letzte Lebewohl und, vom Monsoon begünstigt, gleitet das Fahrzeug pfeilschnell über den arabischen Meerbusen nach der Bay von Bengalen. Ceylon, die duftende, sagenvolle Zimmetinsel, ist das erste Land, das wir wieder erblicken, und schon in dreißigstündiger Ferne sehen wir seinen fabelhaften Adams-Pik wie ein glänzendes Wölkchen am Horizont schimmern, das allmählich sich in eine Riesengestalt verwandelt, und, wie sich das Dampfschiff von der Küste wieder entfernt, von neuem wieder zum Wölkchen sich verkehrt, bis er endlich ganz verschwindet. Land sehen wir dann nicht eher wieder als bei Orissa, an der bengalischen Küste. Flach und eintönig streckt das Ufer sich aus; aber, von der Sonne beleuchtet, strebt ein ungeheures Gebäude zu den Wolken, unvergänglich wie die Monumente von Tentyra und Luxor, und im Kolossalen der Verhältnisse mit jenen um den Vorrang streitend. Es ist der Tempel des Dschaggernauth, — jener weltberüchtigte, wo der religiöse Aberglaube, von habsüchtigen Priestern genährt, alljährlich Tausende von Menschenopfern schlachtete.

Sorgfältig vermeidet das Dampfschiff die Küste; denn sie wimmelt von Untiefen und Sandbänken, und je näher dem Ziele, je gefährlicher wird die Fahrt. Signale werden aufgesteckt, um einem der in der Nähe der Hoogly-Mündung kreuzenden Pilotenschiffe anzuzeigen, daß man seinen Beistand wünsche, worauf sogleich eine Barke in See sticht, einen Piloten an Bord, der die Führung des Schiffes über die Barre des Stroms übernimmt; eine Vorsicht, deren Unterlassung jährlich eine Menge Seeschiffe mit ihrem Untergang büßen. Hinter der Barre ist der Fluß eine Stunde breit, und unzählige kleinere Arme desselben schließen ein niedriges angeschwemmtes Land ein, das sich zur Fluthzeit kaum über den Wasserspiegel erhebt. Auf einer der Inseln, dicht an der Barre, sind Befestigungen aufgeworfen und Batterien errichtet; eine Telegraphenlinie reicht von hier bis Calcutta. Um den Telegraphenthurm her ist das Dickicht von haushohem Rohr gelichtet, und einige Häuser, Wohnungen der Beamten und der schwachen Garnison, haben auf terrassenförmigen Aufwürfen niedliche Gärtchen, welche



CALCUTTA

mit der Einöde und Wildheit der Gegend einen sonderbaren Contrast bilden. Das ganze Etablissement ist mit Pallisaden umzäunt, nicht zum Schutz gegen menschliche Feinde; sondern gegen die Tiger, welche die Dschungeln des Sunderbunds zahlreich bewohnen: — so nennt man nämlich das ganze Delta zwischen dem Hoogly, dem eigentlichen Ganges und dem Buramputer. Merkwürdig ist es, daß unleugbare Spuren dieser jetzt unbewohnbaren Gegend eine große Cultur und zahlreiche Bevölkerung in urgeschichtlicher Vorzeit nachweisen. Bei den häufigen Uferbauten findet man Münzen, metallenen Schmuck u. dergl. in Menge, meistens aus der Zeit vor Alexander, und nach einer von den Braminen bewahrten Tradition blühte hier einst die Hauptstadt eines großen Reichs. Wahrscheinlich war's der Einbruch des Meers, der die ganze Bevölkerung und alle ihre Werke mit einmal vernichtete und von den Tafeln der Geschichte wischte. Erst noch vor wenigen Jahren zerstörte ein ähnliches Ereigniß alle Dörfer bis an die Thore von Calcutta und Tausende von Menschen begrub die Fluth.

Größere, schwerbeladene, tiefgehende Schiffe können nur mit der Fluth nach Calcutta gelangen, und sie erwarten diese in Diamond-Harbour, der zugleich Station der Dampfboote ist, welche zum Bugsiren dienen. Ganz große Schiffe von mehr als 800 Tonnen müssen einen Theil ihrer Ladung löschen, und sich solche in Barken nachführen lassen: eine große Beschwerde für den Handel, der man durch eine Eisenbahn abgeholfen hat, welche von Hoogly-Point nach Calcutta gebaut ward. Größere Fahrzeuge versegeln seitdem nicht mehr nach Calcutta, sondern empfangen an der Mündung der Hoogly ihre Ladung.

Schon ehe man durch Diamond-Harbur gelangt, hat sich die Ufer-Landschaft des Flusses allmählich vortheilhaft geändert. Bebaute Strecken werden häufiger, und aus dem sammetnen Grün üppiger Reispflanzungen gucken die niedrigen Wohnungen der Hindus freundlich heraus. Weiter hinan breitet die tropische Cocospalme ihre Fächer aus, erst einzeln, dann immer zahlreicher; und hinzutretende Pisanggebüsche und anderes Gehölz mit prächtigem Laubwerk und von fremdartigem Wuchse bilden Kränze um die in Dörfer zusammenrückenden Hütten von Bambus. So fort, von Culturgrad zu Culturgrad, verwandelt sich allgemach die von Bestien bewohnte Wüste in die entzückendste Landschaft, wo Alles Gedeihen, Frieden und heitern Lebensgenuß athmet; wo Dorf an Dorf, Anlage an Anlage sich reiht, wo die stolzen Sommerpaläste und Villen der fremden Herren des Ostens wetteifern an Pracht und Herrlichkeit mit den einheimischen Palmenhainen, die der naturfreundliche, parkliebende Sinn der Engländer um ihre Wohnungen gepflanzt hat.

Endlich blinken in der Ferne, in einem weiten Halbzirkel, aus einer grauen Rauchwolke goldene Thurmspitzen, und das dichte Gewühl von Schiffen und Booten im Flusse, und jenes von großen Bevölkerungsmassen

ausgehende, charakteristische Summen verkündigen die unmittelbare Nähe Calcutta's.

Das erste Gebäude der Stadt, welches dem Ankömmling in die Augen fällt, ist das Gewächshaus des botanischen Gartens; eine schöne Anlage, britischen Herrscherſinns würdig, vielleicht einzig in ihrer Art. Eine doppelte Reihe von eleganten, sämmtlich mit Balkonen und Colonnaden gezierten Wohnungen knüpft diesen Punkt mit der eigentlichen Stadt zusammen. Der bischöfliche Palast, im neu-gothischen Style, macht, landeinwärts gelegen und von Palmen und Teakbäumen umschattet, einen wunderbaren Anblick, der den christlichen Beschauer tief ergreift, wenn er sich erinnert, daß an dieser Stelle noch vor hundert Jahren braminische Priester Menschenopfer brachten.

Weiterhin bildet der Strom einen fast rechten Winkel, und auf der von ihm eingeschlossenen Landspitze zeigen sich die weiten Anlagen der Dock-Yards von Kydore. Hier werden Schiffe bis zu 1000 Tonnen Trächtigkeit vom kostbaren, kaum verwüstlichen Teakholze gebaut, und diese Docks sind mit den größten, gleichartigen Anlagen bei London und Liverpool zu vergleichen. — Und nun erst, nachdem sich das Dampfschiff um die Landspitze gebogen hat, wird dem Reisenden der Anblick des eigentlichen Calcutta, dessen unabsehbare Häusermasse drei Meilen vom linken Ufer des prächtigen Stromes überdeckt.

Calcutta nimmt sich auf diesem Punkte überaus großartig aus; aber nicht schön, nicht malerisch. Die Masse hat etwas Schwerfälliges, für den Betrachtenden Drückendes, wie es der Anblick jeder großen Stadt hat, die in einer Ebene liegt. — Die Thürme, deren Spitzen in der Ferne über der Rauchwolke sich so erwartung-spannend ausnahmen, scheinen in der Nähe verschwunden: sie zogen sich in die Tiefe der chaotischen Masse zurück, und würden die Ansicht sehr kahl lassen, ersetzte sie nicht gewissermaßen ein Wald von hohen, bewimpelten Masten, der aus dem mit Schiffen bedeckten Strome aufsteigt, welcher mit seinem regen Leben und Treiben erkennen läßt, daß in der Hauptstadt des britisch-indischen Reichs kein Monarch, sondern der Handel selbst auf dem Throne sitzt. Die Citadelle, Fort William, liegt seitwärts, und ihrer desolaten, baumlosen Umgebung nach, spielt der Kriegsgott hier eine untergeordnete Rolle. Doch ist die Festung vortrefflich angelegt und ihre Werke gelten für unüberwindlich.

Das Innere von Calcutta prangt einerseits mit allem Glanze der europäischen Architektur und zeigt in andern Theilen allen Schmutz und alle Aermlichkeit einer dichtgedrängten indischen Hüttenbevölkerung. Die europäische Stadt dehnt sich, westlich von der Festung, eine Viertelstunde weit aus, und der Gouvernementspalast auf der Esplanade, wo der Generalgouverneur des britischen Indiens im Pomp eines orientalischen Fürsten Hof hält, ragt wie eine Krone über die langen Reihen von Palästen, welche sich ihm anschließen. Sie sind im griechischen Styl aufgeführt und von

schattenden Baumgruppen umgeben, die dieser Parthie ein malerisches, imposantes Ansehen verleihen. Hier wohnt der crösusreiche und hoffähige Theil der europäischen Bevölkerung, der hohe Beamte und der Millionair, in einem Style, der die europäische Verfeinerung mit dem Luxus des Ostens zusammenfaßt. — An diese schließen sich die Wohnungen von indischen Vornehmen und denjenigen Europäern an, welche weder Rang noch Reichthum genug haben, um der Ehre einer Einladung zu den Levées des Statthalters theilhaftig werden zu können. Die übrigen Stadttheile, der Masse nach bei weitem die größten, gehören zur sogenannten schwarzen Stadt, einem häßlichen, engen, chaotischen Durcheinander von kleinen, rothen, unbeworfenen Backsteinhäuschen, schmutzigen Pagoden und elenden Hütten von Bambus, den primitiven Wohnungen des gemeinen Paria. In diesem Stadttheile, dessen Gäßchen, selten gepflastert, von dickem Koth überlagert sind, ist eine halbe Million Menschen zusammengedrängt, während die übrigen, elegantern Viertel kaum den zehnten Theil dieser Bevölkerung haben. Ueber die Gesammtzahl derselben weichen die Angaben auf eine kaum glaubliche Weise ab. 1752 zählte man in der Stadt, einschließlich der zunächst liegenden Dörfer, 409,056 Seelen in 51,133 Wohnungen. In einer Brochüre des Calcuttaer Schulvereins finde ich, für 1819, die Einwohnerzahl auf 750,000 angegeben; neuere Reisende variiren in ihren Schätzungen von 300,000 bis zu 1 Million. Die Wahrheit mag in der Mitte liegen. Der Stand der Bevölkerung ist sehr veränderlich, und zu Zeiten großer Epidemien, welche hier häufig und verwüstend sind, wandert ein Theil der Hindus aus und zerstreut sich in die Umgegend.

Die Gesellschaft in Calcutta sondert sich mit der Schärfe orientalischer Etikette in verschiedene Klassen, die wenig mit einander verkehren und von denen jede ihren eigenen Stempel trägt. Die Britten füllen die erste Reihe ausschließlich. Es sind dieß die Civilbeamten und Advokaten (deren Stand hier einen goldenen Boden hat); die Militairoffiziere und großen Kaufleute. Ausgestattet mit dem Reichthume europäischer Bildung und im Besitze großer Einkünfte, sei es als Gehalt, oder als Ertrag ihrer Thätigkeit, machen diese Leute große und glänzende Häuser, und in ihren Kreisen vermißt man keine der Formen und keinen Genuß der feinen Gesellschaft einer europäischen Hauptstadt. Trotz der Divergenz ihres Berufs verfolgen doch alle einen und den nämlichen Hauptzweck: und der ist kein anderer, als in kürzester Zeit möglichst viel „Geld zu machen," um den Abend des Lebens in Ruhe und Genuß in Europa zubringen zu können. Kein Europäer läßt sich hier nieder, um sein Geld zu verzehren, und wenn einmal ein Kaufmann, vom übermäßigen Erwerb verleitet, sich für immer hier ansiedelt, so ist's doch nur als Ausnahme und nicht als Regel. Der Generalgouverneur ist das Haupt der Gesellschaft. Er sondert die weniger Gebildeten und die ärmeren Europäer auf die einfachste Weise dadurch aus, daß er sie nicht zu seinen Festen einladet. Diese Ausgeschiedenen leben in

kleinen, abgeschlossenen Cotterien für sich, zu stolz, sich mit der noch eine Stufe niedriger stehenden portugiesischen Bevölkerung (Krämer, Wirthe rc.) zu amalgamiren, welche eine dritte Klasse bildet. Die zahlreichen Muhamedaner, die ehemaligen Herren des Landes, sind von selbst separirt; die Hindu-Gesellschaft endlich zerfällt in ein endloses Fachwerk, vom mediatisirten Fürsten und Rajah, bis zum verachteten Paria. Außer diesen gibt es noch gelegentliche Residenten — Amerikaner, Franzosen, Deutsche rc., — welche Handelsunternehmungen und Schiffahrt auf kürzere oder längere Zeit hierher führen. Sie gesellen sich denjenigen zuerst genannten Classen zu, auf welche sie vermöge ihrer Bildung und ihrer Empfehlungen Anspruch haben. Im Ganzen finden Fremde eben nicht die zuvorkommenste Aufnahme. — Noch ein bedeutender Theil der Bevölkerung tritt hier auf, welche sich sehr vermehrt und an Einfluß und Geltung, wie an Bildung, entschiedene Fortschritte macht. Es ist die sogenannte Halbkaste (half-cast), die Vermischung indischen und britischen Bluts, meistens unlegitimen Ursprungs. Es ist ein schöner Menschenschlag, und der Liebreiz der Damen führt diese oft als Gattinnen in höhere Kreise. Auch Reichthum und Bildung ist bei ihnen keine seltene Zugabe; denn viele einträglichen Zweige des Verkehrs Calcutta's, zumal mit dem Innern des Landes, blühen ausschließlich in den Händen dieser Mulatten. — Endlich haben wir auch noch die europäischen Misses zu erwähnen — liebenswürdige Glückfräuleins, von guter Familie und ohne Vermögen, welche ihre Verwandten in England, jährlich ein paar Ladungen voll, hierher consigniren, um mit einem reichen Manne, oder doch mit einer reichen Erbschaft von ihm, einst zurückzukehren und dann als „Nabobesses" in den Routs und Assembleen der Hauptstadt zu glänzen; ein Zweck, der auch gewöhnlich erreicht wird.

Merkwürdig ist der Einfluß der britischen Herrschaft auf die höhern Cirkel der indischen Gesellschaft und ihre allmähliche Verwandlung. Noch kämpft zwar das Brahminenthum um jeden Fußbreit seines Besitzes hartnäckig mit der vordringenden Fluth der westlichen Fremdlinge; aber täglich verliert es in dem ungleichen Streite an Terrain, und immer mehr zieht es sich in eine engere und niedrigere Sphäre zurück. Alle Waffen der europäischen Kultur sind hier gegen den Brahminismus in unausgesetzter Thätigkeit und arbeiten rastlos an seiner endlichen Ausrottung. In mehr als hundert Freischulen, zum Theil nach Bell-Lancaster'schen Principien, sind den Hindus, bis zum geringsten Paria herab, die Schleußen des Unterrichts geöffnet; mehrere hindostanische Zeitungen und Journale, von denen einige fast unentgeltlich ausgegeben werden, streuen die Saat europäischen Wissens und Denkens in der Form anziehender Unterhaltung aus, und die vielen Institute für höhere wissenschaftliche Fortbildung der Hindus werden, seitdem die dem befähigten Eingebornen früher verschlossen gewesenen Thüren zu Amt und Würde, sowohl in der Civil- als Militairverwaltung geöffnet sind, wetteifernd benutzt. — Im Innern des Landes sieht man erst die Zeichen

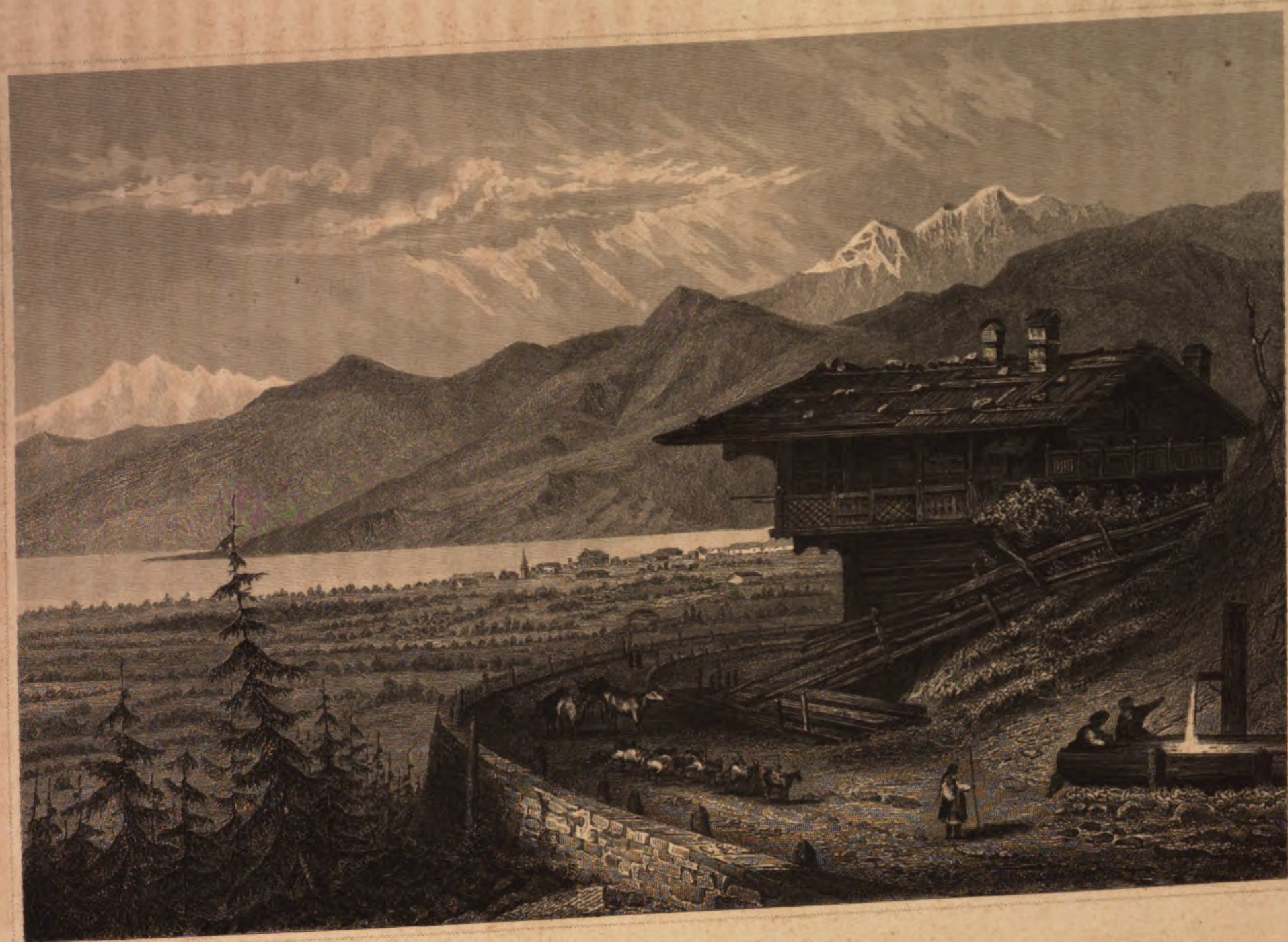
britischer Herrschaft. Dort trägt der Indier noch den Stempel seiner primitiven Originalität, so scharf, als vor 3000 und 4000 Jahren. Seine theokratische Verfassung ist dort noch ein unbesiegtes Bollwerk; sie schützt ihn vor jeder Veränderung, ein unabänderlich strenges Kastensystem weist Jedem seine Stellung an, die er nicht überschreiten kann; fremd steht ihm der europäische Herr gegenüber, und wollte er aus der ihm vom Geschick angewiesenen Schranke treten, würde er sich vernichten. — In Calcutta ist dieß anders. Da ist er täglichen Angriffen der europäischen Gesittung preisgegeben. Er legt seine Vorurtheile ab; nicht auf einmal, sondern in unmerklichen Graden, und Gewohnheit und Vortheil wirken das Uebrige. Der Sohn sieht schon im Vater keinen ächten Indier mehr, und der Enkel wird's noch weniger thun. Der im Innern zur Zeit noch allgewaltige Arm der Brahminen ist in der Hauptstadt gebrochen. Viele vornehme Indier haben sich bereits öffentlich europäisirt, und es lehren indische Philosophen sogar, der Excommunikations-Sprüche der Priester lachend, in öffentlichen Schulen die Erkenntniß des Unsinns des brahminischen Glaubens. Einer der reichsten Männer in Indien, Tagore in Calcutta, brahminischer Kaste, gab Bälle, Soirees und Diners in seinem Pallaste, die an Glanz und Raffinement mit denen des Gouverneurs wetteiferten; und mit Ueberraschung sah der geladene Europäer bei solchen Gelegenheiten eine Versammlung von Indiern, die über Gegenstände der Politik, der Wissenschaft und der Philosophie sich mit einer Freiheit, Gewandtheit und einem gesunden Urtheil unterhielten, welches jeder europäischen Gesellschaft zur Ehre gereichen würde. Diejenigen indischen Vornehmen aber, welche sich durch strenge Abgeschlossenheit von dem europäischen Einfluß frei zu halten suchen, sind eine indolente, degradirte, verweichlichte Race, die den Mangel an Macht und Ansehen mit puppenhaftem Gepränge und pomphaften Kinderspielen zu verschleiern sucht. — Solchergestalt wirkt England ungehindert dem Zwecke zu, daß aus der bessern indischen Bevölkerung Calcutta's nach und nach ein fester, gesunder Kern der Bildung sich gestalte, der, emporgewachsen zum Baume, einst seine Zweige über ganz Indien breite und zum Heile der Civilisation die Stelle einnehme roher, muselmännischer Unwissenheit und des Alles in sinnloser Stupidität fesselnden Brahmanismus.

Als Handelsplatz gebührt Calcutta der erste Rang in ganz Asien. Es ist das große Emporium nicht nur vom Verkehr des Mutterlandes mit seinem indischen Reiche, sondern auch für beider Handel mit andern Ländern des Welttheils. Auch für Australien und die afrikanischen Colonien ist's eine Niederlage zur Ein- und Ausfuhr. Unermeßlich ist der innere Handel vermöge des Ganges und seiner großen, eine schiffbare Länge von 1500 englischen Meilen habenden Nebenströme. Die Einführung der Dampfschifffahrt hat die Communikationsmittel beträchtlich erweitert. Das Auffinden von Kohlenlagern an den Gestaden des Ganges eröffnet der Industrie und dem Verkehr neue Aussichten und die nach Bombai

und Madras zum Theil ausgeführten, zum Theil noch im Bau begriffenen Eisenbahnen erschließen der handel- und kapitalreichen Hauptstadt auch die südlichen und westlichen Provinzen. — Der Handel Calcutta's beschäftigt gegenwärtig über 800 Seeschiffe, und über 20,000 Flußfahrzeuge unterhalten den Verkehr landeinwärts. Das in den Geschäften angelegte Kapital wird auf 400 Millionen Thaler geschätzt. — Alle Produkte Indiens und Asiens nehmen Theil an Calcutta's Ausfuhr; die Einfuhr begreift, neben unermeßlichen Summen baaren Geldes, besonders die feinern Erzeugnisse der britischen Manufakturen. Daß es hier nicht an vielerlei Anstalten zur Förderung des Handels und seiner Kenntnisse fehle, und, außer Börse, Bazars u. s. w. Calcutta auch Banken und Assekuranz-Gesellschaften in hinreichender Menge besitze, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Sarnen in der Schweiz.

Der Hügel, welcher über die Dachgiebel des Fleckens einige Gebäude (das Zeughaus und Schützenhaus der Republik) emporhält, ist eine von den klassischen Stellen des Schweizerlandes. Hier stand vor Zeiten die Burg, von der herab der Vogt Landenberg über die Rechte des Volks schaltete. Aber am Neujahrsmorgen 1308, als der Vogt vom Hügel nieder zur Messe gehen wollte, brachten ihm 20 Unterwaldner, nach altem Brauch, Neujahrsgeschenke: ausgewählte Thiere ihrer Heerden und ihres Geflügels. Eingetreten in die Burg, bemächtigten sie sich derselben mit Hülfe anderer Verschwornen, die aus den benachbarten Erlengebüschen hervorsprangen. Da erging die Losung zur Landesfreiheit von Dorf zu Dorf, von Thal zu Thal. Landenberg, der durch die Wiesen zum Luzerner See flüchtete, ward eingebracht. Doch seine Grausamkeit gegen den blinden Vater des Arnold Anderhalden ward von dem biederen Volk mit keiner Grausamkeit vergolten. Der Vogt ward unverletzt entlassen, sobald er den Eid gethan, für ewige Zeiten nicht mehr in dies Land zu kommen. Noch versammelt sich alljährlich an der Stätte der verschwundenen Tyrannenburg das Volk Obwaldens, um in offener Landesgemeinde seine Obrigkeiten und Richter zu ernennen und Vorschläge über öffentliche Angelegenheiten anzuhören, zu genehmigen oder zu verwerfen. Eine bedeutsamere Stelle konnte es nicht zur Ausübung seiner landesherrlichen Gewalt wählen. Im Genusse einer



SARNEN
in der Schweiz.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Eigenthum d. Verleger.

Unabhängigkeit und Freiheit, die ihm durch die Natur seiner Heimath, durch halbtausendjährige Gewohnheit und durch das großgezogene und stark gewordene Gefühl seiner Menschenwürde unentbehrlich zum Leben geworden ist, hat es keine Landenberge mehr zu fürchten.

In neuerer Zeit hat der Name von Sarnen zufälligeine böse Nebenbedeutung erhalten, freilich ohne Verschulden der gutmüthigen Einwohner. Den Ausdruck „Sarnerei" gebraucht man heut zu Tage in der protestantischen Schweiz, um Ränkemachereien oder Verschwörungen der oligarchischen oder hierarchischen Faktionen verschiedener Kantone gegen die Rechte und Freiheiten der Nation zu bezeichnen. Anlaß dazu gab die Konferenz, welche zu Sarnen, im November 1832, von Abgeordneten der Regierungen des Bezirks Schwyz, der Stadt Basel, der Kantone Neuenburg, Unterwalden und Uri gehalten wurde, und Trennung der Eidgenossenschaft, fremde Einmischung und Bürgerkrieg herbeizuführen drohte. Bekanntlich ward auch der Landfriede zunächst im Sommer des folgenden Jahres vom Bezirk Schwyz, wie von der Stadt Basel und 15 Jahre später durch die Sonderverbindung der gesammten katholischen Kantone mit bewaffneter Faust gebrochen; aber beide Aufstände wurden durch den Ernst der Nation eben so schnell gedämpft, als sie erhoben waren.

Wir knüpfen daran die Betrachtung eines Schweizer Weisen:

„Zwietracht ist nun einmal die Erbsünde aller Föderativstaaten, wenn die Genossen des Bundes, in voller Selbstherrlichkeit zu einander, für Kraft und Macht des Bundes nichts von ihren Rechten opfern wollen, aber von ihm Alles für ihren Nutzen begehren. Die Geschichte sämmtlicher Föderativstaaten, von den vereinten Stämmen Israels, den griechischen Republiken, bis zu den Staaten des deutschen Reichs, den niederländischen Provinzen und italienischen Städten, von den schweizerischen Kantonen bis auf die amerikanischen Freistaaten und selbst bis auf das Konglomerat des deutschen Bundes, ist fast ununterbrochene Verkettung von Zerwürfnissen, Zänkereien und innern Kriegen. Merkwürdig ist dabei, daß demungeachtet dergleichen Konföderationen von Völkerstämmen und Nationen ein längeres Leben erreichten, als ihr anscheinend innerer gebrechlicher Zustand erwarten ließ. Die mosaische Bundesrepublik hatte bei 400 Jahre gedauert, ehe sie, statt des unsichtbaren Jehova, einen sichtbaren König forderte. Der griechische Staatenbund lebte seit Stiftung der Amphyctionen bis zur Schlacht von Chäronea 1100 Jahre. Nächst ihm erscheint die schweizerische Eidgenossenschaft mit einer halbtausendjährigen Lebenslänge; die vereinigten Niederlande brachten es, seit der Utrechter Union, auf die Hälfte dieser Zeit. Und doch ist der Föderativstaat die einzige Staatsform, unter welcher das vollkommenste Princip staatlicher Existenz, das republikanische, Gedeihen findet. Der Ausdruck größter individueller Freiheit, die Selbstregierung, kann nur in kleinen

staatlichen Genossenschaften so zur Ausführung gelangen, daß wirklich jeder Bürger seinen unmittelbaren Theil an der Gesetzgebung und Ernennung der Obrigkeit nimmt. Der Zuwachs der Bevölkerung über ein sehr beschränktes Maß hinaus macht die Versammlung des ganzen Volkes (in einer Landesgemeinde) unmöglich; es muß sich begnügen, die Sorge für die wichtigsten Angelegenheiten den von ihm erwählten Stellvertretern zu überlassen. So wird die unmittelbare Theilnahme an den öffentlichen Geschäften in eine sehr mittelbare verwandelt, und diese in gleichem Grade um so beschränkter, als in repräsentativen Republiken die Volksmassen größer werden. Auf gleiche Weise verhält es sich mit dem Genuß der bürgerlichen Rechte. Je kleiner die Republik ist, um so weniger wird es gefährlich, die freie Verfügung der Bürger über ihre Person und ihr Eigenthum nicht durch zahlreiche Gesetze zu begrenzen. In größern, einheitlichen Staaten, bei vervielfältigten Interessen, Verhältnissen und Reibungen der bürgerlichen Zustände ist eine stärkere gesetzliche Schutzwehr und daher engere Begrenzung der Freiheit der Einzelnen wie der Gemeinden und Stände unvermeidbar. Im häuslichen Kreise einer Familie darf Manches ohne Furcht gestattet und lockerer gebunden sein, was in einem weitläufigen Gemeinwesen von Tausenden nicht zu erlauben wäre, ohne Unordnung, Zerrüttung und gänzliche Auflösung zu erzeugen. Es war deshalb, um sogleich das schlagendste Beispiel zur Hand zu nehmen, eine Widernatürlichkeit, Frankreich, in dem das dem Republikanismus feindseligste Princip der Centralisation durch alle Epochen seiner Geschichte hindurch gepflegt und zur höchsten Blüthe entfaltet ist, mit seinen 40 Millionen in diesem Princip erzogener Menschen zu einer einzigen Republik umzugestalten."

„Die Geschichte kennt keine einheitliche Republik von so großem Umfang, weil solche in sich selber unmöglich ist oder dem Volke keine höhere Freiheit gewähren könnte, als jede wohl eingerichtete Monarchie. Rom, als es die Welt beherrschte, war in der That nur republikanisch innerhalb der Mauern der Hauptstadt; außer der Ringmauer wohnten Unterthanen und zinspflichtige Bundesgenossen. Die einzelnen Staaten der nordamerikanischen Union sind, mit einer dünnen Bevölkerung auf weiten Landstrecken, kleinen Staaten zu vergleichen. New-York, der volkreichste derselben, zählt auf einem Flächenraum, so groß wie Altengland, wo 13 Millionen Seelen leben, noch nicht drei Millionen Einwohner. Wenn dereinst New-York gleiche Bevölkerung wie England besitzt, wird es entweder in eine Anzahl kleinerer Freistaaten zersplittert sein, oder einer Monarchie so ähnlich sehen, wie ein Haupthaar dem andern."

„Da also nur kleine Staaten republikanischer Formen fähig sind, müssen sie, um nicht bei feindlichem Anstoß von den größern zertreten zu werden, Konföderationen mit ihres Gleichen eingehen, oder sich, wie die Republiken S. Marino, Andorre, die jonischen Inseln, die freien Städte

Deutschlands ꝛc., unter den Schutz und somit Einfluß mächtiger Nachbarn begeben und sich dadurch des besten Theils ihres republikanischen Werthes entäußern. Nur der Föderalismus gewährt ihnen, neben der Garantie eines selbständigen Staatslebens und der gegenseitigen Freiheit, die Kraft eines größern Reichs zum Widerstand gegen fremde Gewalt. Diese Kraft steigert sich in gleichem Maße, wie sich das bloße Schutzbündniß der kleinen Staaten zu einem förmlichen Einheitsbund Aller erhöht, worin sie, mit eigenen Gesetzen und Regierungen für sich dastehend, von ihrer Souveränetät so viel an die allgemeine Bundesgewalt übertragen, als hinreicht, um als ein einziger, als ein Bundesstaat Friedsamkeit und Ordnung im Innern, Achtung im Ausland zu erzielen; diese Idee eines Bundesstaates hat in hohem Grade die Schweiz erreicht. In Nordamerika streitet noch das Bedürfniß nach einer starken Centralgewalt mit dem Souveränetätsstolz der einzelnen Staaten."

„Mächtige Fürstenreiche besitzen äußerlich schon an und für sich, was schwächeren Staaten der Föderalismus verschafft, nämlich die Mittel zur Selbstvertheidigung und Koncentrirung der Staatskraft in einer Hand. Dagegen ist die individuelle Freiheit, deren sich die Bürger kleinere Republiken erfreuen, unvereinbar mit dem System großer, wenn auch noch so musterhaft regierter Staaten, welches eine absolute Unterordnung des Einzelwillens unter ein einziges, die Gesammtheit repräsentirendes oberhoheitliches Princip erheischt, mag nun letzteres in einem absoluten oder beschränkten Monarchen ausgedrückt sein. Jedoch auch in Monarchien finden wir bisweilen einen Quasi-Föderalismus der ihnen zugehörigen Provinzen oder Volksstämme adoptirt, welcher versucht, wenn auch nicht in Gewährung der Freiheit, so doch in der Verwaltung individuelle Bedürfnisse gelten zu lassen."

„Denn das ist der gefährlichste Irrthum, wenn man für innere Ruhe und äußere Stärke großer Reiche das Hauptmittel in der sogenannten Vereinfachung der Verwaltung, das heißt, darin sucht, daß man Völkern und Provinzen von ganz ungleichen Oertlichkeiten, Gewerbsarten, Gesittungsstufen, Lebensweisen und Interessen einerlei Einrichtungen, Gesetze und Verwaltungsformen schafft. Es gibt keine größere Tyrannei, als die Tyrannei des Gesetzes, welche auf widernatürliche, gewaltsame Weise gleich machen will, was von Natur und Schicksal ungleich gestellt ist. Kein verständiger Hausvater wird vom erwachsenen, gebildeten Sohn das Nämliche, wie vom unmündigen fordern. Jenes Gleichmachungssystem, in welcher Staatsform es auch angewendet sein mag, vernichtet alle menschliche Lebensfreiheit, macht allen herkömmlichen Gewohnheiten, Erinnerungen und Sitten, allen Lebensweisen und Bedürfnissen der verschiedenen Provinzen den Krieg, und gibt den Einen mehr, als sie beim Zustand ihrer Bildung gebrauchen können, den Andern weniger, als ihnen durchaus nöthig ist. Daher in solchen Reichen die fortwährend gährende allgemeine

Unzufriedenheit, daher die ewige Unruhe Frankreichs, wo durch alle Klassen der Bevölkerung, durch alle Theile des Landes nach ein und derselben Chablone regiert wird, wo, bei erzwungener gänzlicher Unthätigkeit der einzelnen Glieder, Alles vom Staatsoberhaupt erwartet wird, wo alle öffentlichen Interessen, das gesammte politische Leben bis in's letzte Detail, auf nur einen einzigen Vereinigungspunkt angewiesen sind: die Hauptstadt. Das alte Rom beherrschte Hunderte von Völkerschaften des Erdbodens mit leichter Hand durch die geschickte Anwendung eines Quasi-Föderalismus, in welchem es der zusammengeschürzte Knoten zur Verbindung Aller blieb. Es ließ den unterworfenen Nationen ihre Eigenthümlichkeiten, Religionen, Sitten und Einrichtungen, ließ sie diesen gemäß verwalten und sich fortbilden, und behielt sich nur die fürstlichen Hoheitsrechte, Oberbefehl, Kriegsvolk und Abgaben, vor. Ausbruch der Unzufriedenheit in einer Gegend störte die Ruhe der andern nicht, weil deren Interessen nicht die gleichen waren, und konnte durch Uebermacht Aller leicht gedämpft oder in Schranken gehalten werden. — Wenn die großen europäischen Reiche heutiger Zeit, wie Oesterreich, Preußen, Rußland, nach Anwendung ähnlicher Staatsgrundsätze trachten würden, wenn die Rechte, Freiheiten, Ordnungen und Bedürfnisse jeder besondern Provinz heilig gehalten, nur mit der fortschreitenden Kultur der Einwohner allmählig verbessert und mit den Rechten, Freiheiten, Ordnungen und Bedürfnissen des Gesammtstaates in Einklang gesetzt würden, sähe jede der Völkerschaften in einem und demselben Monarchen ihren eigenen Schutzgeist und würde ihr ein politischer Zustand theuer, der ihrer Natur und Civilisation entsprechend ist."

Sarnen liegt auf dem vielbegangenen Weg von Luzern über den Brünig nach Meiringen, an dem lieblichen Sarner-See, in einem weiten freundlichen Thalgrund, von anmuthigen, mit schönen Baumgruppen bewachsenen Hügeln umgeben. Außer diesem und seinen geschichtlichen Erinnerungen hat der Ort nichts von Interesse. Am Sarner-See mündet das durch seine Lieblichkeit und das Andenken an Niklaus von der Flüe berühmte Melchthal.



Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

OSTIA

Eigenthum d. Verleger.

Ostia.

Tiber ist der weltgeschichtliche Name des Wassers, das den stattlichen Palazzo bespült und die schlanken Gondeln trägt, die unser Bildchen beleben. Der Name Ostia aber ist von seiner alten Stätte des Ruhms tiefer in's Land getragen worden und dient jetzt einem armen, verkommenen Orte zur beschämenden Zierde. Das ist nicht mehr das Ostia des Ancus Martius, Roms erste Kolonie und reiche, prächtige Hafenstadt, vor welcher die siegreichen Flotten, die Ueberwinder Karthago's, ankerten. Die Ruinen dieser Herrlichkeit mußt Du eine Viertelmiglie näher am Meer und noch drei Miglien davon entfernt suchen, so weit war das Land Herr über die See, als der Mensch den Kampf mit der Natur aufgegeben hatte. Denn als unter Claudius, Caligula's traurigem Nachfolger auf dem Kaiserthron, um 50 n. Chr. ein zweckmäßigerer Hafen am rechten Tiberufer angelegt wurde, bei welchem bald der Flecken Portus aufblühte, welkte Ostia ab, der Hafen versandete, die flachen Ufer wurden Sumpflachen, und nur die alten Salinen hielten den Ort noch einige Zeit aufrecht. Zu Anfang des 5. Jahrhunderts schildert Rutilius Numantianus den Hafen von Ostia als vollkommen unzugänglich, und um die Mitte des 6. Jahrhunderts standen nur noch die großen Wasserleitungen des Ancus Martius aufrecht zwischen öden Trümmern. Das Ostia unseres Bildes nennt sich eine bischöfliche Stadt; der Reisende erkennt in ihr Nichts, als ein schmutziges Nest zwischen Rom und dem nördlichsten Strich der pontinischen Sümpfe; der bischöfliche Palast, der Gegenstand unserer Stahlplatte, eine Kirche, ein Gasthof und die von Julius II. zum Schutz gegen die Saracenen-angelegten Befestigungen, die sich gegenwärtig in einem kirchenstaatlichen Zustande befinden, präsentiren sich als die einzigen Sehenswürdigkeiten eines Ortes von so stolzem Namen. Was die Alten gesündigt, büßen die Kinder: Mal' aria heißt das Erbtheil, das sie ihnen hinterlassen haben, der Pesthauch der Sümpfe, die Rache eines verwahrlosten Paradieses. Während der Sommermonate, wo der Tod im ganzen Bereich der pontinischen Sümpfe seine Saat ausstreut, bleiben nur die ärmsten der wenigen hundert Einwohner im Orte zurück; mit der schwindenden Hitze kehrt das Leben wieder, und Stadt und Tiber athmen auf. Aber es ist nur ein halbes Leben. Die Armuth und der Tod schleichen beständig durch die Straßen, und selbst der Bischof, der höchste in der katholischen Christenheit, findet keinen Bannspruch gegen das siegende Elend. Die heiligen Väter in Hesperia magna wie auch ultima haben kein Glück mehr in irdischen Dingen.

Ostia's Name wird noch erhoben durch eine Heldenthat und ein ebenso unsterbliches Kunstwerk. Als Leo IV. Papst war, ein Mann von festem Geist und starkem Muthe, war ganz Italien bedroht von den Saracenen. Ihre Kriegs- und Raubschiffe verödeten die Meere und Küsten der Halbinsel; der Schrecken war Herr und die Tausende der Zaghaften sahen im Geiste die Fahne Mohammeds schon auf den Zinnen des Kapitols wehen. Da verband Leo IV. sich mit den Neapolitanern und lieferte den Söhnen des Halbmonds vor Ostia eine Seeschlacht, die mit dem Siegesjubel der Christen endete. Das geschah vor eintausend und acht Jahren. Und wer zu Rom im dritten Zimmer des Vatikans (Stanza di Torre Borgia) vor dem dritten Bilde steht, sieht die That verewigt durch den Pinsel Raphaels.

Las Posas auf Cuba.

Wir führen den Leser auf „das Schlachtfeld von Las Posas", wo der Flibustierzug des cubanischen Agitators Narciso Lopez den ersten Kampf mit der spanischen Kolonial-Militärmacht auf Cuba bestand. Las Posas ist ein unbedeutender Ort zwischen Matanzas und Havannah, über welchen Nichts zu berichten ist, und Cuba selbst steht noch unter der alten vorzugsweise ausbeutenden Kolonialdespotie Spaniens, die mit derselben Beharrlichkeit an ihrem eigenen Untergang arbeitet, mit welcher die begehrenden Blicke der Nordamerikaner auf die schöne, reiche und merkantilisch wie strategisch höchst wichtig gelegene Insel gerichtet sind, über deren Zukunft jedoch auch die europäischen Seemächte im eigenen Interesse wachen. Unser Bild weist uns deshalb vor der Hand nur an, dem Leben, dem Zug und dem Ende des Lopez eine gedrängte Darstellung zu widmen.

Es ist ein tragisches Lebensbild, das in den hervorragendsten Scenen an uns vorüberziehen soll, das Bild eines in blutiger Schule groß gezogenen Helden und Staatsmanns, dessen Wirken nie frei werden konnte von dem schwarzen Hintergrunde des Schicksals unglücklicher Völker, und das im Kampfe gegen dasselbe seinen Abgrund fand. Das Tragische des letzten Ganges dieses Mannes wird weder gehoben, noch niedergedrückt durch die Thatsache, daß das Volk, für das er kämpfte, ihn nicht nur preis gab, sondern selbst in den Abgrund warf: ein Volk, dessen einer Theil vor Despotie



Bibliograph. Institut. Hildburghausen.

LOS POZAS
(Auf Cuba)

und Hierarchie, vor den angedrohten Leibes- und Höllenstrafen erzitternd, nur aus Furcht vor der doppelten Peitsche duldet oder handelt, und dessen anderer Theil vor dem Gefolge der Freiheit erbebt, weil der Gott ihres Hausaltars, der Mammon im Kasten, und die von ihm gewährleistete Lotterlebensversicherung dadurch in Gefahr kommen könnten, ein solches Volk entbehrt der Würde, die dem Tragischen im Lebensende eines Mannes Etwas zu- oder abzuthun vermöchte. Lopez starb, verfallen dem Gesetz der herrschenden Gewalt, nicht gefallen im Auge der Geschichte, deren Urtheilspruch kein spanischer Prokonsul zu diktiren hat.

Narciso Lopez, geboren 1798, war der einzige Sohn eines Spaniers in Venezuela, der außer ihm noch vierzehn Töchter hatte. Die Familie lebte glänzend von ihren reichen Besitzungen in Llanos. Da begann der Kampf der „Patrioten" gegen die spanische Herrschaft, der Bürgerkrieg, und machte Narciso's Vater zum armen Mann. Das geschah 1812. Die Sorge für die Seinen zwang ihn, einen kleinen Handel anzufangen, und zur Unterstützung desselben schickte er Narciso nach Valencia (20 deutsche Meilen von Caraccas, Venezuela's alter Hauptstadt). Der Krieg wüthete indeß fort, mit der Erbitterung stieg die Grausamkeit; als die Spanier es Bolivar versagten, das Leben gefangener Patrioten zu schonen, erklärte er den Freiheitskampf zur „Guerra a muerte", zum Krieg auf Leben und Tod. Nach der Schlacht bei La Puerta rettete sich ein Theil der besiegten Patrioten nach Valencia. Inzwischen hatten die Spanier, jedes Mittel zur Unterdrückung der Empörung aufbietend, die schwarze Sklavenbevölkerung gegen die Patrioten bewaffnet, die thierischeste Scheußlichkeit zog hinter der spanischen Fahne her, und eine Rotte derselben, von den Spaniern selbst „die höllische Division genannt, lagerte sich unter Boves, dem furchtbarsten aller spanischen Anführer, vor Valencia. Nach tapferer Vertheidigung, an welcher der nun sechzehnjährige Narciso den eifrigsten Antheil nahm, ging die Stadt durch eine Kapitulation über, welche Boves vor beiden Armeen und nach gefeierter Messe und Kommunion im Angesicht des Allerheiligsten beschworen hatte. Trotzdem war der Spanier kaum Herr der Stadt, als er Alles, was Waffen getragen hatte, über die Klinge springen ließ. O Glaube und Treue! — Narciso entging dem Tode nur durch sein jugendliches Aussehen; er galt als Knabe, der noch in der Erziehung sei. Drei Jahre später war dieser Knabe Rittmeister, geschmückt mit dem San-Fernando-Kreuz höherer Ordnung, und nach anderen drei Jahren saß derselbe, kaum 23 Jahre alt, als Oberst mit in dem Kriegsrath, welcher die Räumung Venezuela's von Seiten der spanischen Macht entschied. Die Noth hatte Narciso die spanischen Waffen in die Hand gedrückt, und er blieb ihnen treu, bis er in Cuba seine zweite Heimath und durch eine längere Lebenserfahrung ein anderes Ziel seines Strebens gefunden hatte. Die Revolution auf dem Festland war siegreich, die königl. spanische Generalkapitanerie Caraccas sammt dem Vicekönigreich

Neu-Granada hatte sich in eine Republik Columbia verwandelt, anerkannt vom Kongreß der nordamerikanischen Union und befestigt durch Spaniens letzte unglückliche Hauptschlacht bei Carabobo, Mitte Juni 1823. Lopez schlug den Antrag, als Oberst in das republikanische Heer einzutreten, aus und begleitete den Rest der spanischen Truppen nach Cuba. Den aktiven Kriegsdienst verließ er hier jedoch, seit Ferdinand VII. die spanische Konstitution mit französischer Waffenhülfe vernichtet hatte. Er heirathete eine reiche Dame und lebte unabhängig und hochgeehrt von Volk und Armee. In dieser Zeit gingen ihm die Augen auf über die Bedrückungen und Zurücksetzungen, welche die einheimische Bevölkerung Cuba's von den Günstlingen der spanischen Krone zu erdulden hatte; es waren dieselben unerträglichen Zustände, die er in seinem Geburtslande als kampf- und ruhmbegieriger Jüngling so tapfer gegen sein eigenes Blut vertheidigt hatte. Er lernte Volk und Land lieben und nannte Cuba fortan seine zweite Heimath. Hier erkennen wir den ersten Schritt zu seinem letzten. —

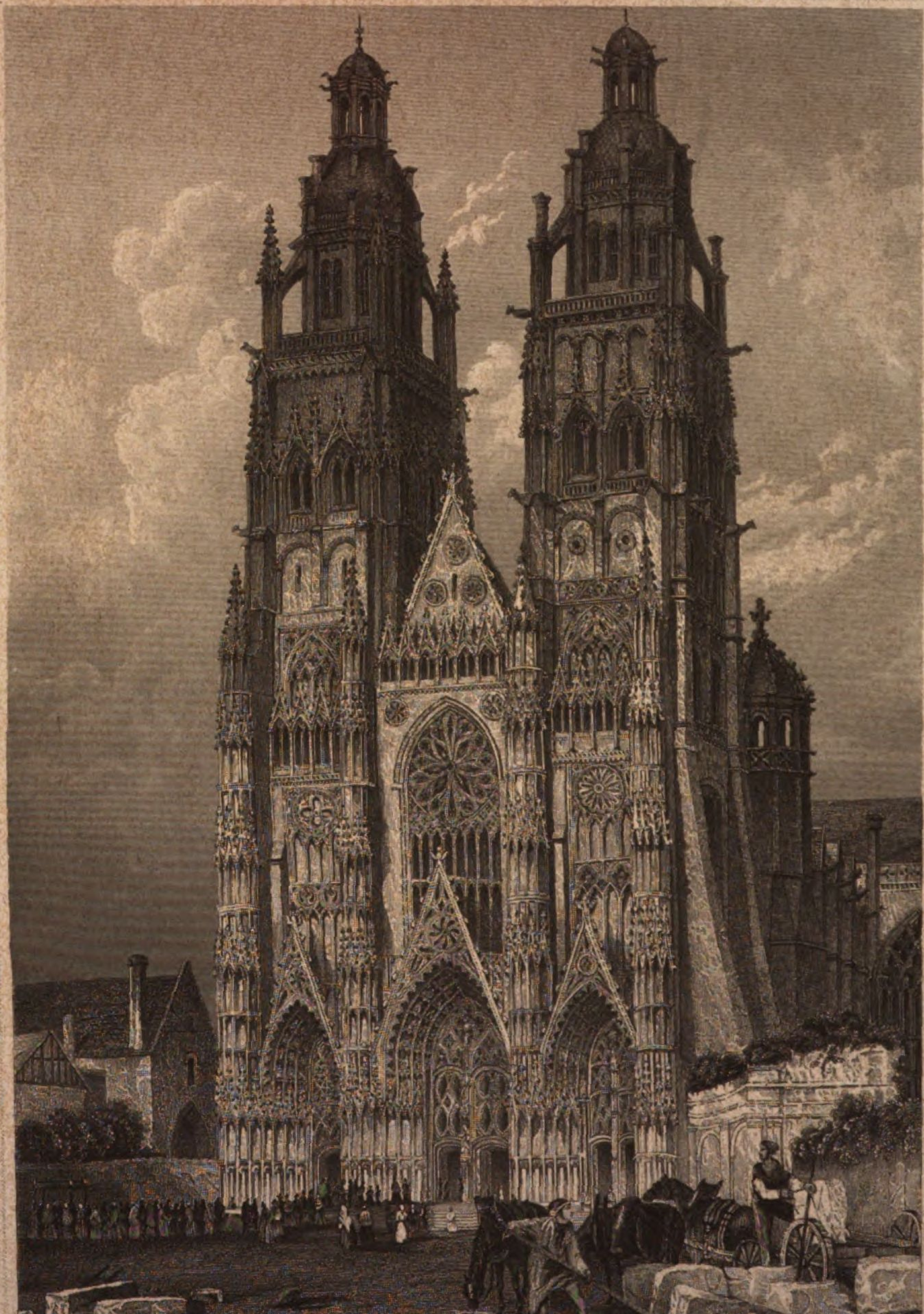
Der zweite Akt dieses Lebensbildes versetzt uns nach Europa. Wir finden Lopez in Madrid, als Christine, an Ferdinands VII. Sarg vorbei, den Thron bestieg. Jedem Absolutismus feind geworden, bot er der Königin seine Dienste an. Auch hier bewährte er sich als treuen und festen Kriegs- und Ehrenmann, der sich die Achtung von Freund und Feind erwarb, etwas unendlich Seltenes in Bürgerkriegen. Seine kühnen Thaten hoben ihn von Rang zu Rang, und als er den von den Carlisten eingeschlossenen Valdez durch ein verwegenes Durchbrechen ihrer Reihen Hülfe und dem ganzen, bereits dem Tod geweiheten Corps Rettung gebracht hatte, wurde er General. Aber auch hier war der Bürgerkrieg zur unmenschlichsten Würgerei ausgeartet und, noch schlimmer, der Soldat war Herr geworden: er erklärte den Krieg für *seinen* Krieg, entsetzte und verjagte die Offiziere nach Belieben und zwang die Feldherren zu Unternehmungen nach seinem Wohlgefallen. Auch Lopez ging, gezwungen, das Treffen bei Jadraque ein, wurde geschlagen und mit 6000 Mann seines zersprengten Corps gefangen. Man brachte ihn auf die Bergveste Cantavieja, die gleich darauf von San Miguel belagert wurde. Da geschah Folgendes. Der Kommandant der Festung entsandte Lopez mit dem Auftrag an San Miguel, diesem zu verkünden, daß alle gefangenen Christinos über die Klinge springen müßten, wenn die Belagerung nicht sofort aufgehoben würde, und nahm ihm das Ehrenwort ab, unter allen Umständen in den Kerker zurück zu kehren. Lopez ging, richtete aus, was ihm aufgetragen war, ermahnte aber dann San Miguel, seine Angriffe mit verdoppelter Energie fortzusetzen, weil Cantavieja fallen müsse, und ging in die Gefangenschaft zurück. Wen erfreuen hier nicht die Athemzüge eines Regulus? Hier ruft man anders aus, als oben: o *Glaube* und *Treue*! Das Glück war dem Braven hold. San Miguel ward Herr der Festung, ehe die Carlisten ihre Drohung ausführen konnten, und Lopez war frei. — Wun-

den und harte Gefangenschaft hatten ihn jedoch unfähig gemacht, wieder das Schwert zu führen. Er bewarb sich um eine Abgeordnetenstelle und ward Mitglied der Cortes. Und hier stehen wir abermals vor dem Manne von Cuba. War ihm auf der fernen Insel der gerechte Jammer des Volks in's Herz gezogen, so erkannte sein Verstand hier bald, daß eine harte Regierung der Kolonien den Spaniern zum Naturgesetz geworden sei. Auch die Cortes waren blind für jeden gerechten Anspruch der Cubaner. Es muß hier hervorgehoben werden, daß General Lopez den gesetzlichen Boden, auf dem er hier als Abgeordneter der spanischen Nation stand, redlich benutzte, um Cuba's Rechten gesetzliche Anerkennung zu verschaffen und den Spaniern die Augen zu öffnen für die Gefahren längerer Rechtsverweigerung. Vergeblich. Seine Reden verklangen, wie in der Wüste. Ja, man nahm ihn in Untersuchung, als er einst seiner Liebe zu Cuba einen zu feurigen Toast gewidmet hatte. Als man aber gar cubanische Abgeordnete aus den Cortes vertrieb, war sein Bruch mit dem spanischen Kolonialdespotismus und dessen Hütern innerlich fertig. Noch bedurfte man des Mannes und scheute ihn, deshalb fungirte er noch eine Zeit lang als Oberbefehlshaber der Nationalgarde von Madrid und als Gouverneur der Hauptstadt, bis er, auf Espartero's Wunsch, letzteren Posten aufgab, um — welche Verirrung, oder welche Absicht der Regierung? — eine hohe Militärstellung in Cuba einzunehmen.

Im Jahre 1839 betrat Lopez zum zweiten Male seine liebe Insel, diesmal als Statthalter von Trinidad (Ciudad maritima de Trinidad) und Oberkommandant der militärischen Streitkräfte der Mitteldepartements; Statthalter der Insel war Valdez. Das Glück dauerte nicht lange. Auch die spanische Revolution griff nur verderbend auf Cuba über. Mit Espartero und den Progressisten in Spánien stürzte auch Lopez von seiner Höhe. — Die Wandlung war rasch und bitter. Geschieden von seiner Frau und ohne Vermögen mußte er nun, nachdem er eine wohlverdiente Ranghöhe erreicht, sich nach einer Erwerbsquelle umsehen. Er versuchte und wagte Mancherlei und ward endlich Minero, er trieb Bergbau. Hauptsächlich trieb er aber die Erhebung des Volks. Der spanische Undank hatte sich an ihm bis auf's Aeußerste bewährt, und seine letzte Hoffnung auf friedliche Erlösung Cuba's aus seinem Elend war längst dahin. Er machte sich vor Allem mit dem Landvolke vertraut, aus dem er eine tüchtige Reiterei zu bilden hoffte, setzte sich im Vertrauen der unteren Klassen mehr und mehr fest und verwendete Mittel für seinen Zweck, die oft über seine Kräfte gingen. Die Regierung beobachtete ihn und ließ ihn gewähren bis 1848, wo er plötzlich vor Gericht gestellt werden sollte. Rechtzeitig gewarnt, entfloh er nach Rhode-Island; die spanische Justiz schleuderte ihm ein Todesurtheil in contumaciam nach. Das war der dritte Trauerakt seines Lebens und — hätte der letzte sein sollen. — Ein Volk muß sich von innen befreien; jede Hand von außen bringt ihm

Verderben. Cuba hätte durch Lopez frei und glücklich werden können, wie Nordamerika durch Washington. Spanien hätte längst auch diesen amerikanischen Verlust verschmerzt, wie England den seinigen, und viel Blut, das Cuba noch kosten wird, brauchte nicht zu fließen. Da aber Lopez nicht die Freiheit des Volks und die Unabhängigkeit der Insel allein im Schilde führte, sondern die Rache an Spanien einen breiten Raum davon einnahm, so mußte er zu Grunde gehen. Ohne dieses Ende wäre sein Erdengang nur ein scenenreiches Schauspiel gewesen; nun erst wurde es zum Trauerspiel und zwar mit vollendeter poetischer Gerechtigkeit.

Wir eilen zum Ende. Cuba's Befreiungsplan ward unrein, sobald die erste Yankeehand ihn betastet hatte. Aus begeistertem Kampfe für eines Volkes Glück ward ein berechnetes Geschäft zur Erwerbung und Ausbeutung desselben. Lopez ging auf dies Geschäft ein, er verpfändete das Glück der Cubaner an die New-Yorker Cuba-Spekulanten und setzte sich zu Schiff, um den Dividendenkönigen der Union die schönste und reichste Insel der amerikanischen Meere zu erobern. Im Herzen mochte er anders denken, andere Pläne hegen, andere Ziele verfolgen, vielleicht sehr antidividendische; aber die Welt sah es so, die Pfaffen predigten es so, das Volk glaubte es so, und das Schicksal strafte es so. — Nachdem Lopez schon im Mai 1850 einmal, aber ohne nachhaltigen Erfolg, Cuba mit einer Flibustierschaar betreten hatte, unternahm er 1851 seine zweite und letzte Expedition. Mit 600 Mann, von den 5000, die für ihn bereit gestanden haben sollen, landete er an der Küste von Morillo, am 13. August. Schon am folgenden Tag stieß er bei Las Posas, dem Gegenstande unserer Stahlplatte, auf spanische Truppen unter dem General Enna, den er in einem glücklichen Doppelgefecht schlug; viele Spanier bedeckten todt oder verwundet das Schlachtfeld. Während dieser Siege war eine andere Flibustierabtheilung von 52 Mann unter Oberst Crittenden gefangen und noch am 16. mit Pulver und Blei in Havannah hingerichtet worden: ein Schreckensmittel, das auf das Volk noch mächtiger wirkte, als der drohende Mahnruf der Geistlichkeit. Am 17. brach Lopez von Las Posas auf, schlug die Spanier bei Pinar del Rio, wo Enna fiel, dann auf den Höhen von Condelaria und, schon rings von feindlichen Kolonnen umstellt, bei Frias. Nach diesem Siege zählte sein Häuflein noch 220 Mann, die am 21. Morgens bei Maritorena, in den Gebirgen von Rosario, vom Regiment Corunno überfallen und mit dem Bayonnet auseinander gesprengt wurden. Das war das Ende der Expedition. Es folgte nur noch das Einfangen und Hinrichten der Umherirrenden. Lopez selbst schlug sich mehre Tage in den Wäldern herum, von Wurzel und Kräutern lebend, bis er endlich, zum Tode erschöpft, von einem Haufen Bauern gefangen und den Truppen überliefert wurde, die, auf Seitenwegen marschirend, um den Andrang der von allen Seiten beiströmenden Menge der Neugierigen zu vermeiden, am 31. August mit ihm die Hauptstadt erreichten. Den



Der DOM zu TOURS

Bibliograph. Institut in Hildburghausen



Generalkapitän Concha spornte die Hast der Angst und Rache: schon am nächsten Morgen früh um sieben Uhr endete General Lopez am Fuße des Forts de la Punta durch die Garotte. Ein Mann und Held bis zum letzten Augenblick im Kämpfen und im Leiden, sprach er sein letztes Wort mit festem Herzen: „Ich sterbe für mein geliebtes Cuba!" —

Narciso Lopez ist todt. Wird für Cuba je die Zeit kommen, wo es diesem Todten eine Ehrensäule setzt? — Welche Frage! — Hat denn Huß ein Denkmal? — Blickt auf Luther und Washington hin! Die Nachwelt begeistert sich nur für Siege und ist nur dankbar für Erfolge.

Der Dom von St. Gatien in Tours.

An dem Namen „Tours" hängen zwei deutsche Ehrenkränze. Von den Thürmen des Doms aus ist nach Süden hin, wo Poitiers liegt, das Schlachtfeld zu überschauen, auf welchem dieselbe weltgeschichtliche Aufgabe gegen Westen gelöst wurde, welche der deutschen Nation in späteren Jahrhunderten noch einmal gegen Osten zufiel: die Rettung des Christenthums und germanischer Kulturentwickelung gegen den Ansturm asiatischer Eroberer. Wie dort für Hunnen und Türken, mußte hier den Arabern der Pfahl mit dem zurückweisenden Arm in den Weg gesteckt werden. Der Austrasier Karl that dies mit dem Hammer, der ihm den Namen „Martell" erwarb, im Jahre 732, und daher rührt der eine Kranz.

Den anderen Kranz verdiente den Deutschen ihre Baukunst: St. Gatien ist eines ihrer gerühmtesten Werke; es steht da wie ein deutsches Denkmal für die große deutsche That. Das Portal gehört zu den reichsten des ganzen Styls. Den Besucher des Innern erfreuen werthvolle Glasmalereien. Dem Massigen des Baues nicht entsprechend ist der etwas verspätete Abschluß der so gut begonnenen Thürme. Vor uns steht ein Kaiser im vollen mittelalterlichen Krönungsornat, aber mit dem Hauskäppchen, unter welchem das Zöpfchen hervorguckt.

Stockholm.

Folge mir, Leser! zu durchwandern die reizenden Umgebungen des nordischen Venedigs, zu schiffen auf dem inselreichen Mälar, uns zu ergötzen an dem herrlichen Panorama von Schwedens Hauptstadt, mit dem sich nur das von Constantinopel in Vergleich bringen läßt. Es kann in der That nichts Eigenthümlicheres geben, als einen Situationsplan von Stockholm. Da sieht man hohe Felsen mit tiefen, vom Meer durchströmten Schluchten wechseln; Berge und Thäler mit Gärten und Wäldern; dunkle Parks mit steifen Alleen; weite Wasserbecken mit engen Kanälen; Kays und Docks mit thurmreichen Kirchen; Brücken und Stege mit Schleußen; Schlösser mit Schiffswerften, friedliche Straßen mit dräuenden Schanzen; Wachthäuser und Leuchtthürme mit Kiosk's und Belvederes. Es ist ein Quodlibet aller nur erdenklichen pittoresken Schönheiten, und in der ganzen Welt wird nichts Aehnliches wieder gefunden.

Stockholm erstand im 12ten Jahrhundert auf den Trümmern des von Seeräubern zerstörten uralten Sigtuna's. Noch besteht ein kleiner, finsterer, winklicher Kern aus jener Zeit; doch er verschwindet und man vergißt ihn in der prächtigen Hauptstadt, die sich jetzt über viele Inseln ausbreitet, welche die schönsten Brücken mit einander verbinden. In vielen der Hauptstraßen, wo die Menge von großen und prachtvollen Gebäuden eben so viel Wohlhabenheit als Geschmack und Bildung verrathen, wogt grünliche Meerfluth, belebt von unzähligen Nachen und Barken, zwischen denen die hochmastigen Seeschiffe die Güter der Erde aus allen Zonen tragen. Märkte und öffentliche Plätze (deren es 21 gibt), sind zwar nicht groß; aber viele sind nach der Seeseite hin offen, anmuthig mit Bäumen besetzt und durch kostbare Monumente und Standbilder schwedischer Regenten und Männer geziert, welche sich um das Vaterland verdient machten, und Schwedens Ruhm und Glück beförderten. Die Einwohnerzahl ist dem Umfang der Stadt angemessen; sie erreicht fast 117,000. Das rauhe, naßkalte Klima scheint unverträglich mit dem Luxus und der Weichlichkeit einer gebildeten Königsstadt zu sein, und beide üben auf das physische Leben einen nachtheiligen Einfluß aus. Die Anzahl der Sterbefälle übersteigt die der Geburten in Stockholm jährlich um mehre hunderte. Daß trotzdem die Bevölkerung, obschon nur langsam, zunimmt, erklärt sich aus den häufigen Ansiedelungen aus dem Innern des Landes in die des Genusses und des Erwerbs so viel und so mannichfaltig darbietende Hauptstadt.



Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Inst. in Hildburgh.

Stockholm.

Folge mir, Leser! zu durchwandern die reizenden Umgebungen des nordischen Venedigs, zu schiffen auf dem inselreichen Mälar, uns zu ergötzen an dem herrlichen Panorama von Schwedens Hauptstadt, mit dem sich nur das von Constantinopel in Vergleich bringen läßt. Es kann in der That nichts Eigenthümlicheres geben, als einen Situationsplan von Stockholm. Da sieht man hohe Felsen mit tiefen, vom Meer durchströmten Schluchten wechseln; Berge und Thäler mit Gärten und Wäldern; dunkle Parks mit steifen Alleen; weite Wasserbecken mit engen Kanälen; Kays und Docks mit thurmreichen Kirchen; Brücken und Stege mit Schleußen; Schlösser mit Schiffswerften, friedliche Straßen mit dräuenden Schanzen; Wachthäuser und Leuchtthürme mit Kiosk's und Belvederes. Es ist ein Quodlibet aller nur erdenklichen pittoresken Schönheiten, und in der ganzen Welt wird nichts Aehnliches wieder gefunden.

Stockholm erstand im 12ten Jahrhundert auf den Trümmern des von Seeräubern zerstörten uralten Sigtuna's. Noch besteht ein kleiner, finsterer, winklicher Kern aus jener Zeit; doch er verschwindet und man vergißt ihn in der prächtigen Hauptstadt, die sich jetzt über viele Inseln ausbreitet, welche die schönsten Brücken mit einander verbinden. In vielen der Hauptstraßen, wo die Menge von großen und prachtvollen Gebäuden eben so viel Wohlhabenheit als Geschmack und Bildung verrathen, wogt grünliche Meerfluth, belebt von unzähligen Nachen und Barken, zwischen denen die hochmästigen Seeschiffe die Güter der Erde aus allen Zonen tragen. Märkte und öffentliche Plätze (deren es 21 gibt), sind zwar nicht groß; aber viele sind nach der Seeseite hin offen, anmuthig mit Bäumen besetzt und durch kostbare Monumente und Standbilder schwedischer Regenten und Männer geziert, welche sich um das Vaterland verdient machten, und Schwedens Ruhm und Glück beförderten. Die Einwohnerzahl ist dem Umfang der Stadt angemessen; sie erreicht fast 117,000. Das rauhe, naßkalte Klima scheint unverträglich mit dem Luxus und der Weichlichkeit einer gebildeten Königsstadt zu sein, und beide üben auf das physische Leben einen nachtheiligen Einfluß aus. Die Anzahl der Sterbefälle übersteigt die der Geburten in Stockholm jährlich um mehre hunderte. Daß trotzdem die Bevölkerung, obschon nur langsam, zunimmt, erklärt sich aus den häufigen Ansiedelungen aus dem Innern des Landes in die des Genusses und des Erwerbs so viel und so mannichfaltig darbietende Hauptstadt.

CCCL



STOCKHOLM
von der Mälar-Seite

Aus d.Kunstanstalt d.Bibliogr. Inst. in Hildburgh.

Eigenthum der Verleger



STOCKHOLM
von der Mälar-Seite

Unter den durch Pracht, Größe oder Zierde ausgezeichneten Gebäuden Stockholms ist die Hauptkirche eben so ehrwürdig durch ihr Alter, als sehenswerth wegen der Originalität ihrer Bauart und ihres Bilderschmucks, der Werke der größten Künstler des Landes. Die deutsche Kirche, die finnische, die Gebäude der Reichsbank, die Münze, das Ritterhaus, der Torstenson'sche Palast auf der Norrmalm, das Opernhaus, die auf der Zinne eines Felsen gelegene Sternwarte, die Kirche des Ridderholm mit 5000 eroberten Fahnen und den Grabmälern der schwedischen Kriegsfürsten und Helden, die Stückgießerei, das Freimaurerhaus u. v. a. verdienen den Besuch jedes Fremden. Den Glanzpunkt Stockholms aber macht das auf einem großen, freien Platze am Meere stehende prächtige königliche Schloß.

Karl XII. fing es, nachdem die alte Residenz 1697 durch Feuer zerstört worden war, zu bauen an. Die vielen Kriege dieses Fürsten unterbrachen aber das Werk mehrmals und auf lange Zeit, und die Vollendung erfolgte erst im Jahre 1753. Großartig und wahrhaft königlich gedacht, geschmackvoll und regelmäßig gebaut, lassen sich wenige Residenzen in Europa mit ihm vergleichen. Nach der Seeseite hinaus liegen die schönen Bildergallerien und die prächtigen Audienz- und Gesellschaftssäle. Sie sind im neuesten Geschmack mit schwedischen Arbeiten möblirt, die Wände tapezirt mit schweren Seidenstoffen aus schwedischen Fabriken.

Hier wohnte Karl Johann, ein Heros des Schicksals, einer der merkwürdigsten unter den Fürsten der Neuzeit. Er ward der Nestor der europäischen Könige; aber rasch, gewandt und in gerader Haltung schritt er noch unverändert als Greis einher; ging, vom nordischen Klima frisch erhalten, durch die Zeit, begleitet von allgemeiner Liebe.

Es war gewiß für eine neue Dynastie, welche der nordischen Natur so fremd war, eine große Aufgabe, die übereinstimmende Zuneigung zweier Reiche zu erwerben und sich auf die Dauer zu erhalten; zweier Reiche, die in ihren Sitten, in ihren Ansichten über die gesellschaftlichen Verhältnisse und über National- und Staats-Bürgerrechte so verschieden sind; zweier Reiche, die ein tief eingewurzelter Nationalhaß schon lange so schroff und so scharf von einander trennte, wie durch ihre rauhen Grenzgebirge die Natur sie von einander geschieden; zweier Reiche, die eine ganz verschiedene Landesverfassung haben, zu der sich noch die Eifersucht der Norweger gesellt, den König nicht in ihrer Mitte, sondern im gehaßten Nachbarlande wohnen zu sehen; — ein Vorzug, welcher von keinem Volke in ähnlichen Verhältnissen mit solchem Widerwillen geduldet ward, als von jener stolzesten, freisinnigsten und aufgeklärtesten Nation des Nordens.

Bernadotte ist am 8. März 1844 in seinem 82. Jahre gestorben. Die Aeltern dieses großen Monarchen waren arme Handwerksleute in Pau (südwestl. Frankreich), die ihren Jungen nothdürftig schreiben und

lesen lernen, und dann bei der Profession mit zur Hand gehen ließen. Ohne Aussicht in die Zukunft, niedergebeugt von der älterlichen Armuth und Zeuge ihres täglichen Kampfes um die Mittel zur Fristung des Lebens ging Bernadotte im sechzehnten Jahre unter die Soldaten; er trat als Gemeiner in ein französisches Linien-Infanterie-Regiment. Schule und Erziehung hatten nichts an ihm gethan; Schicksal und fester Wille aber holten bei dem reichbegabten Jüngling das Versäumte nach. Durch Pünktlichkeit und Eifer im Dienste, und durch leutseliges und dienstfertiges Betragen erwarb er sich die Zufriedenheit und Aufmerksamkeit seiner Obern zugleich mit der Liebe seiner Kameraden, und frei von soldatesker Rohheit wendete er jede übrige Stunde an, sich zu unterrichten und das zu lernen, was ihn auf der eingeschlagenen Bahn vorwärts bringen konnte. Lange Zeit half er seinem Sergeanten bei den Schreibereien unverdrossen und ohne Lohn, und erst nach 8 Jahren musterhaften Dienstes erstieg er die erste Staffel der militärischen Würden: die des Korporals. — Die Revolution fand ihn als Unteroffizier bei seinem Regimente. Aber durch die Revolution waren die Schranken gefallen, welche Geburt, Rang, Ansehen und Reichthum dem aufstrebenden Talente im Staatsdienste gesetzt hatten. Die Natur trat mit ihren Kräften wieder ein in die ihr von jenen geraubten Rechte, und dem Talent und Genie war weit geöffnet die Laufbahn, auf der sie frei streben und ringen durften nach dem Größten und Höchsten, was die bürgerliche Gesellschaft zu bieten hat. Bernadotte, welcher es, geschmiedet an die Schranken der aristokratischen Verhältnisse, in 10 Jahren nicht weiter als bis zum Korporal hatte bringen können, stieg, von dem Genius der Revolution befreit und gewürdigt, rasch im Heere und auf den Schlachtfeldern von Grad zu Grad. Schon im Jahre 1792 sehen wir ihn als Bataillonschef unter Cüstine mit Auszeichnung fechten, und die Armeeberichte nennen seinen Namen öfters unter denen der Tapfersten. 1793 kommandirte er als Obrist eine Brigade; Kleber machte ihn auf dem Schlachtfelde zum General; in der Schlacht von Fleurus befehligt er eine Division und entscheidet den Sieg. — Inzwischen hat Bonaparte's Genie seinen Adlerflug begonnen. Nach Italiens Ebenen, wo sich der Kampf der alten mit der neuen Welt entscheiden soll, hat ihn die Republik an die Spitze ihrer Heere als Obergeneral gesendet. Dort findet Bonaparte Bernadotte als Divisionär. Jener große Mann, der sich so gut darauf verstand, den Werth der Menschen zu erkennen, zu beurtheilen und ihre Fähigkeiten zu benutzen, schenkte Bernadotte seine Freundschaft und vertraute ihn in diesem für Frankreichs Waffen rühmlichsten aller Feldzüge die schwierigsten Aufträge. Der Friede von Campo-Formio brachte Waffenruhe; die siegreiche Republik berief Bernadotte nach Paris und sendete ihn als ihren Botschafter nach Wien. Stolz und furchtlos pflanzte er, am Tage seiner Ankunft, die dreifarbige Fahne auf sein Hotel; aber der aufgestandene Pöbel der alten Kaiserstadt riß sie herab, und Bernadotte, als er von der Regierung nicht

sofort die glänzendste Genugthuung erhalten konnte, warf ihr entschlossen den Fehdehandschuh hin und verließ Wien. Der neu ausgebrochene Krieg wurde mit steigender Erbitterung geführt. Das damalige Gouvernement der Republik (das Directorium) war im Innern schwach und nicht geeigenschaftet, den äußern Stürmen mit der Kraft zu begegnen, welche den Sieg verbürgt. In dieser Krisis erhob das öffentliche Vertrauen Bernadotte zum Kriegsminister. Er belebte die Heere der Republik mit neuem Muth und brachte Ordnung in die schmählich vernachlässigte Verwaltung. Doch der nicht blos strenge, sondern auch redliche und von ächt republikanischer Gesinnung durchdrungene Minister mochte den Machthabern Frankreichs bald lästig sein: Bernadotte erhielt seine Entlassung. Bald darauf kam der 18. Brumaire. Dieser gab in Bonaparte's Hände die Herrschaft Frankreichs. Zur Befestigung derselben überhäufte der erste Consul und später der Kaiser die Würdigsten der Nation mit Belohnungen, Aemtern und glänzenden Würden, klug ihre Erhöhung an seine eigene knüpfend. Bernadotte ward Marschall des Reichs, Fürst von Ponte-Corvo und reich dotirt.

Die Doppelschlacht bei Jena warf Preußen zu Boden; sie vollendete die Einfesselung Deutschlands. Französische Heere überflutheten seinen Norden und richteten sich häuslich ein. Bernadotte führte den Oberbefehl über dieselben; sein Hauptquartier war Hamburg. Hatte man früher nur den Krieger gesehen und bewundert, so hatte man jetzt Gelegenheit den Menschen zu beobachten. Seine Einfachheit, Gerechtigkeit und sein immer menschenfreundliches Benehmen in allen, oft so schwierigen Verhältnissen erwarben ihm bald in dem besetzten Lande allgemeine Achtung und Vertrauen. Nie vielleicht wurde unter gleichen Umständen eine glänzendere und ehrenvollere Meinung erworben, und sie war's, die ihm dem Pfad zum schwedischen Königsthrone bahnte. — Gustav IV., starrköpfig wie Karl XII., ohne dessen Genie zu besitzen, hatte Napoleon ewige Feindschaft geschworen und die Nation durch einen abenteuerlichen, ruhmlosen Kampf gegen sich erbittert. Sie nöthigte ihn, dem Throne für sich und seine Nachkommen zu Gunsten seines Oheims zu entsagen. Karl XIII. hatte keine Kinder; sein Adoptivsohn und designirter Nachfolger, der Prinz von Holstein-Augustenburg, starb durch Mord. Schwedens Thronfolge war auf's neue in Frage gestellt. Siehe! da fiel die Wahl auf den Fremdling, der in der Meinung der Welt einen so hohen Platz errungen hatte! — Bernadotte befand sich in Paris und gerade bei Napoleon, als er die Depesche erhielt, die ihn auf Schwedens Thron berief. Er überreichte sie dem Kaiser; finster zog dieser die Augenbrauen zusammen, und nach einigen Augenblicken tiefen Nachdenkens gab er sie Bernadotte zurück mit den Worten: „Reisen Sie, mag das Schicksal in Erfüllung gehen!“ So wurde aus dem fremden Sohne der Niedrigkeit und der Armuth, der in seinem Vaterlande acht Jahre lang als gemeiner Musketier den Tornister getragen hatte, der Thronfolger in

einem mächtigen Reiche, der Fürst zweier der hochherzigsten Nationen Europas. —

Während Bernadotte, als schwedischer Thronfolger, sich ganz mit den Interessen seines neuen Vaterlandes und seiner hohen Bestimmung beschäftigte, wandelte der große Napoleon starrsinnig den eingeschlagenen Pfad zum Verderben fort. Unbekümmert um die Interessen anderer Staaten, bestand der damals Allmächtige überall auf blinden Gehorsam und unbedingte Erfüllung seines von maßlosem Haß gegen England mißleiteten Willens. Der Mann, dem die Vorsehung die Mittel in die Hände gelegt hatte, eine Welt zu beglücken: er verkannte gänzlich seine Bestimmung. Alle Hoffnung der Völker auf ihn ging in Hoffnungslosigkeit auf und mit jedem Jahre entfremdete er sich mehr und mehr den Interessen der Humanität und Gesittung. Rücksichtslos und hart, mit einem Uebermuth, der aller Nationalität spottete und alle Selbständigkeit fremder Völker höhnte, übte er eine Diktatur über den Welttheil aus, welche die Regierungen wie die Völker erbitterte, und als Frucht solcher Erbitterung erstand jener furchtbare Bund, an dem die gewaltigste Macht, die seit Karl dem Großen über den Welttheil herrschte, endlich wie ein Strom am Felsen sich brach.

Bernadotte, vermöge seiner Stellung eingeweiht in die Absichten der Verbündeten und vertraut mit der Stimmung der Völker, dabei im Stande, die antagonistischen Kräfte gegen einander abzuwägen, war keinen Augenblick über das Ende eines solchen Kampfes in Zweifel. Schon hatte Spanien den Völkern ein großes Beispiel von Dem gegeben, was moralische Kraft über physische Gewalt vermag; schon hatte der Winterfeldzug in Rußland des Kaisers Heereskraft unwiderbringlich gebrochen; schon stand Preußens hochherziges Volk gegen den Dränger in Waffen: da beschwor Bernadotte mit aller Begeisterung, die Ehrfurcht vor der Größe des Kaisers, und Freundschaft und Dankbarkeit einflößen können, den Mächtigen zum letzten Male, einzulenken und den Pfad gewissen Verderbens zu verlassen. „Wollen Sie," so schrieb er ihm am 13. März 1813, „im Besitze der schönsten Monarchie der Erde, die Grenzen derselben in's Unendliche ausdehnen und einem weniger mächtigen Arme als der Ihrige ist, die traurige Erbschaft unvertilgbaren Völkerhasses und endloser Kriege vermachen?" — und den Ausgang ahnend, setzte er hinzu: „Wenn aber keine Wahl gelassen ist, als der Kampf zwischen der Freiheit der Welt und der Unterdrückung, — dann werde ich zu den Schweden sagen: Ich fechte für Euch und mit Euch. — Sire! Für den Fürsten gibt es weder Freundschaft noch Haß; es gibt nur Pflichten zu erfüllen gegen die Völker, welche zu regieren ihn die Vorsehung berufen."

Schweden war dem Bunde gegen Napoleon beigetreten. Bernadotte führte ein Heer von 30,000 Mann in die Leipziger Völkerschlacht und half

CCCLIV



ASTRACHAN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

der bessern Sache zum Sieg. Aber am Rhein, an der Schwelle seines alten Vaterlandes, machte er Halt, und erst als der Alliirten prangender Triumpheinzug in Paris vorüber war, kam er, alles Aufsehen meidend, zur Hauptstadt. — Auch Timoleon, als er sein Vaterland von der Tyrannei seines Bruders befreite, verhüllte, von den Gefühlen der Natur überwältigt, sein Angesicht. —

Wenn der Spruch: „man preise Niemand vor seinem Ende glücklich!“ eine Ausnahme zuläßt, so möchte man sagen: — das schönste, würdigste Ziel, das ein Mensch sich stecken mag, Er hat es erreicht. Unter den schwierigsten Umständen, umgeben von Gefahren, welche die Zunge der Gegenwart verschweigt, die Geschichte aber aufzeichnen wird, bewies er stets eine Klugheit, Weisheit, Milde und Gerechtigkeit, die selbst seine Feinde nicht abzuleugnen wagen. Geschirmt von der Treue seiner Völker, die mit Dankbarkeit und Bewunderung auf ihn blickten, strahlt Karl Johann, des Glückes Günstling und seines Glückes Herr, in der Glorie eines rechten Fürsten, den Herrschern der Mit- und Nachwelt ein nachahmungswürdiges Beispiel.

Astrachan.

„Wie seine Ahnfrau, die scythische Schlangenjungfrau im Hyläerlande, die dem Herkules die Rosse entführte und mit der er dann in der Bergeshöhle die Stammväter des Volkes erzeugte: so vereinigt das russische Reich in sich zwei Naturen. Seines Schlangenleibs eine Hälfte dehnt sich weit über den Norden Asiens bis nach Amerika hinüber, wohl zwanzig Nationen in ihren Ringen fassend, alle verschieden in Sprache, Religion, Sitten und Gesinnung; am Gürtel des Urals aber ist dem Ungethüm die Europäische Hälfte ausgesetzt, die sich fortzieht gegen den Mund der Donau und die Karpathen bis an der Oder Gebiet.

Erst diese Hälfte des Drachen ist ausgebildet; die Asiatische Hälfte erscheint noch fötusartig; noch gleichsam befangen in der Völkerscheide, dem Schooße der Natur erst halb entwunden. Doch wächst und reift und zeitigt es fortwährend an dem Riesen, und indem er immer neue Barbarenstämme unter die wachsenden Ringe aufnimmt und sich aneignet,

wirkt er im Reiche der Cultur beständig, und führt der Gesittung, trotz der eigenen Rohheit, immer neuen Stoff zur Veredlung herbei.“ —

Südwärts von dem eigentlichen Rußland liegt jenes offene, beinahe ganz ebene Steppenland, durch welches der größte Strom des Welttheils, die Wolga, wie ein wogendes Meer sich dem Kaspischen Meere zuwälzt. Viele Jahrhunderte hat es den Völkermassen, die sich von der mongolischen Hochebene in den europäischen West gewälzt, zum Durchzug gedient, deren Nachzügler in unstät umherschweifenden Horden dort noch immer zu finden sind. Die Tartaren stifteten im Mittelalter an der Unterwolga ein Reich — und Astrachan war dessen Hauptstadt. Tartaren und Russen, Mongolen und Slaven kriegten viele Jahre lang um die Oberherrschaft. Die letztern waren lange zinspflichtig den erstern. Endlich kehrte sich das Verhältniß um; die Unterdrückten wurden die Unterdrücker und der ehemalige Vasall, von der Macht unterstützt, welche größere Gesittung gibt, vertrieb die tartarischen Chane aus ihren Reichen. Astrachan ist seitdem Hauptstadt eines russischen Gouvernements. Wenn es dadurch auch im Range herabgestiegen ist, so hat es doch dabei nicht verloren: denn es zählt jetzt beinahe 5000 Häuser und über 50,000 Einwohner, und ist an Bevölkerung, Reichthum und Verkehr die fünfte Stadt des größten Reichs. Nur Petersburg, Moskau, Odessa und Riga sind noch bedeutender.

Astrachan liegt auf einer Insel in der hier mehre Stunden breiten Wolga, etwa sieben Meilen von deren Mündung in das kaspische Meer. Der Strom ist tief genug, große Seeschiffe zu tragen. Die ganze Gegend rund um ist ödes, unfruchtbares Steppenland, in welchem schwache Nomadenstämme (Kalmücken rc.) ihre Heerden weiden. Aber vermöge der Wolga, die Astrachan mit allen Theilen des Reichs, bis Petersburg und zur Ostsee, in direkte Verbindung bringt, und bei der unglaublichen Wohlfeilheit des Wassertransports ist die Stadt immer mit Lebensmitteln jeder Art im Ueberfluß versehen, und sie sind fast eben so wohlfeil, als an den Orten ihrer Erzeugung. Astrachans Lage für den Handel ist die günstigste im ganzen russischen Staate. Die Wasserverbindungen mit dem Binnenlande beherrschen ein Gebiet von mindestens 60,000 Quadratmeilen, und der Verkehr mit Centralasien (Persien, der freien Tartarei und den östlichen Provinzen der Türkei) mittelst des kaspischen Meeres, der ganz in den Händen des Platzes ist, ist einer nicht zu berechnenden Entwicklung fähig. Er ist schon jetzt sehr groß und erweitert sich alle Jahre. Nach Persien werden von Astrachan vorzüglich einheimische Fabrikate: Juchten, Saffian, Chagrin, Seidenwaaren, baumwollene Zeuche; — sodann wollene Tücher und europäische Manufakturwaaren verschifft, wogegen persische Waaren, rohe Seide, goldgewirkte Gürtel, Teppiche, Reis, Spezereien und Rhabarber zurückkehren. Bukhara bezieht jährlich für mehr als eine Million hiesige und ausländische Fabrikate, und führt dagegen Lämmerfelle, Federn, Seife, Gold- und Silberwirkereien, Corallen, Coche-

nille 2c. ein. Die Kalmücken und Tartaren von Taschkent und Khiwa bringen Vieh, Seife, Rhabarber, Moschus und andere kostbare Spezereien her. Ein sehr geräumiger Hafen erleichtert der Stadt die Benutzung ihrer guten Handelslage. Der Wolga=Verkehr wird durch etwa 2000 Barken betrieben, und der des kaspischen Meeres mittelst sogenannter Schuiten und Razschiten, die 100 bis 200 Tonnen tragen. Der Haupthandel ist mit den tartarischen Häfen Balk und Mongischlack; mit den persischen Astrabad und Balfrusch und mit Baku. Seit den letzten Jahrzehnten ist auch die Dampfschifffahrt eingeführt worden, und es existiren jetzt regelmäßige Course zwischen Astrachan und Kasan, bis nach Moskau, während seewärts eine geordnete Dampfschiffverbindung mit Astrabad eingerichtet ist. Der gesammte Jahres=Verkehr Astrachans auf dem kaspischen Meere summirt ungefähr 4 Millionen Silberrubel.

Neben dem Handel ist für Astrachan der Fischfang von größter Bedeutung. Es gibt keinen andern Punkt auf der ganzen Erde, an welchem das Wasser einen so unermeßlichen Reichthum an Produkten den Menschen bietet, als um die Mündung der Wolga. Nirgends ist der Fischfang so ergiebig wie hier, nirgends wird er so in's Große getrieben, nirgends auch liefert er der Consumtion und dem Handel so werthvolle und so mannigfaltige Gegenstände. Zur Zeit der großen Fischerei, welche im April beginnt, kommen etwa 400 Barken von den benachbarten Küsten hier zusammen, welche die Bevölkerung um 15,000 Seelen vergrößern. Zugleich kommen Handelsleute aus allen Theilen des Reichs, von Petersburg, Archangel, Moskau, — und die Käufer und Verkäufer aus allen Theilen des innern Asiens, bis nach Kiachta und dem Indus hin. Gegen zweitausend Buden aller Art sind dann aufgeschlagen, es bildet sich eine große Messe, auf welcher man die Produkte des Ostens und des Westens gegen einander tauscht. — Der Fischfang ist zwar Regal der Krone; wird aber von dieser nicht selbst betrieben, sondern an eine Gesellschaft astrachanischer Kaufleute jährlich verpachtet. Diese gibt wieder ihre Licenzen an kleinere Vereine, Watagen genannt, welche die verschiedenen Fischerei=Stationen an den Ufern der Wolga und den benachbarten kaspischen Küsten besetzen. Eine solche Watage besteht aus 50 bis 100 Mann. Die Hauptgegenstände des Fangs sind Störe, Hausen und Sewrjugen; auch Welse und Barben.

Der Fang geschieht mittelst starker Netze oder eines Gezeugs (Nest genannt), das aus Tauen besteht, an welchen Tausende von Angelhaken mit Köder befestigt sind; auch mit Wehren und Dämmen und andern großartigen Vorrichtungen. Zuweilen ist die Menge der Fische, welche aus dem kaspischen Meere in die Wolga herauf tritt, so ungeheuer, daß ihre Wucht die Wehre selbst zertrümmert. Das Geschäft ist für die Unternehmer in der Regel äußerst einträglich. Es gibt hier Leute, die sich damit

Millionen erwarben. — Das Fleisch der gefangenen Fische wird theils gesalzen, theils getrocknet in das Innere des Reichs (im Winter gefroren bis nach Petersburg, Riga, Reval, Pernau ꝛc. ꝛc.) versendet. Der Roggen der Störgattungen wird frisch, oder ganz leicht gesalzen (man gibt etwa auf 40 Roggen 1 Pfund Salz) in Fässer gepackt und geht als Caviar durch die Welt; die Schwimmblasen der Hausen, der Welse ꝛc. ꝛc. aber geben, getrocknet, den Fischleim, welcher als Hausenblase ebenfalls überall hin versendet wird. Der Ertrag der Fischerei beläuft sich in einem Jahre auf 3 bis 4 Millionen Rubel. —

Nächst Fischerei und Handel beschäftigt die Salzgewinnung in den benachbarten Salzseen (der Salzverbrauch für die Fischerei ist sehr groß) ansehnliche Kapitale und viele Hände, und unter den Gewerben treten die Juchten-, Saffian-, Chagrin-, Seiden- und Baumwollen-Manufakturen großartig hervor.

Astrachan ist theilweise neu und schön gebaut — und schon aus seiner äußern architektonischen Physiognomie kann man auf die seiner Bevölkerung schließen. Alle möglichen Varietäten des orientalischen Styls finden hier ihre Repräsentanten, und eben so reichlich sind die des abendländischen vorhanden. Neben dem Minaret der Moschee erhebt sich der vielgekuppelte Bau einer russischen Kirche, und der einfache protestantische Tempel neben dem finstern, phantastischen, tartarischen Palaste. Die Hauptstraßen sind breit; die öffentlichen Plätze aber durch unscheinbare Buden entstellt. Die Bevölkerung ist eine Musterkarte der Nüançen der slavischen, mongolischen und kaukasischen Raçen. Jedes Gesicht fast ist mit andern, fremdartigen Zügen beschrieben. Tartaren, Russen, Armenier, Perser, Kalmücken, Kirgisen machen die Hauptmasse aus. Die Armenier sind meistens Kaufleute und viele sehr vermögend. Die Seidenfabriken haben die Perser in Händen, welche eine besondere Vorstadt, Gilan, einnehmen. — Die Gegend um Astrachan ist zwar eine Wüste; doch haben Geld und Beharrlichkeit die Steppe in der nächsten Umgebung zu Gartenanlagen umgeschaffen, wo Wein und feine Obstsorten vortrefflich gedeihen. Sie sind geschmückt mit artigen Villen, den Sommerwohnungen der Reichen und hohen Beamten.



DIE SYBILLEN GROTTE BEI HOBOKEN
AM HUDSON

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Die Sibyllengrotte bei Hoboken.

Hoboken ist das Ghetto der „Dutchmen“, welche der stinkende Staub, die versengende, von den hellen Häusermauern reflektirende Sonnengluth, das lärmende Gewühl der Fuhrwerke, der Rauch und das Getöse der Fabriken, Schmutz, Rohheit, Sittenverderbniß und wie die dunkeln Kehrseiten einer glänzenden Welt- und Seestadt alle heißen mögen, aus den Straßen Newyorks hinaustreibt in die frische Luft, unter den reinen Himmel, in die Sabbathstille des annuthigen jenseitigen Gestades des Hudson. Dort lebt der wohlhabende Deutsche, der Kaufmann namentlich, nachdem er sein Bureau in Newyork, den Behälter seiner Arbeit und Sorge, hinter sich hat, ein ächt deutsches Leben, mit allen Reizen der Geselligkeit, mit aller Innigkeit des Familienkultus, mit allen Vorzügen seiner Gemüthsbildung, die er aus dem Vaterland mitgebracht hat; nur hat sein äußeres Leben die edlere Form angenommen, welche von der Verfeinerung des Lebensgenusses, von der allgemein höhern Lebensstellung dort bedingt wird. Dem Yankee ist es in solcher Atmosphäre nicht wohl und der Deutsche ist ihm nicht gram, daß er ihn in seinem Hoboken nicht heimsucht.

Die Sibyllengrotte ist eine liebliche Uferpartie des Hudson an einem der besuchtesten Spaziergänge der Hobokener. An freundlichen Tagen kann man darauf rechnen, dort deutsche Familien-Pikeniks, Tanzpartien auf dem Rasen, spielende Kinderhaufen und Gruppen heiterer Spaziergänger anzutreffen, Erscheinungen, die anderswo in einer amerikanischen Stadt zum Unerhörten gehören. — Fraglich ist's freilich, wie lange noch der Deutsche ein solches Plätzchen der Zurückgezogenheit für sich bewahren kann, denn schon spricht man von Anlegung von Docks und Waarenhäusern an diesem Ufer des Hudson, da am gegenüberliegenden die sich drängenden Schiffe keinen Raum mehr finden. — Adieu dann, du verstecktes liebliches Plätzchen, du Grotte der Hobokener Sibylle!

Innsbruck.

Nirgends im Süden unsres Vaterlandes geht's der Freude am Dasein so schlecht, als in Tirol! Von Thal zu Thal verfolgt sie der trübe finstere Geist, der in seinem blinden Antagonismus gegen alle „Weltlust" die beste Nahrungskraft der Seele aus den Herzen der Menschen reißt, und was diesem finstern Geiste entgeht, das ächzt unter dem allgemeinen Drucke, unter welchem in dem ganzen großen Oesterreich nun einmal kein rechter Mann des Lebens froh werden kann.

Diese Thatsache ist nicht das Werk eigenen Verschuldens; sie ist ein Unglück, dessen Spuren in der Geschichte des Landes nicht weiter zurückreichen, als seine lebendige Erinnerung.

Wie jedes Land, das sich herabgekommen fühlt, spricht auch Tirol von seiner guten alten Zeit und verlegt diese in das vorige Jahrhundert. In dieses zieht es auch die Herrlichkeiten früherer Tage mit herein und erhöht mit ihnen den in Wahrheit schon fern liegenden Glanz jener Vergangenheit, der vorzugsweise fürstlichen Ursprungs war. Glanz und Glück wohnten allerdings geraume Zeit mit einander in Tirol. Habsburgische Erzherzoge hielten prächtig Hof in Innsbruck, Bergwerke und lebhafter Zwischenhandel machten reiche Leute zwischen den Bergen, andere Tiroler holten ihren Wohlstand „draußen im Reich" und weiter, sei's wie die Imster, durch Kanarienvögel, oder wie die Tesineser durch Heiligenbilder; die Märkte zu Botzen und Hall blühten, und die Stände hatten noch ein gewichtiges Wort zu reden in allen öffentlichen Angelegenheiten der gefürsteten Grafschaft. Damals hieß es: „ein stolzes Leben im Ländl."

Dieses Glück stieg bergab, noch ehe das Jahrhundert geschieden war, aber nicht so steil, als seit dem weltberühmten Erhebungsjahre, seit „Anno Neun."

Wer heute auf der Wanderung zwischen den Bergen bei älteren Leuten sich nach jener Zeit erkundigt, in der Hoffnung, ein paar Worte voll tirolischen Selbstgefühls aus gehobener Brust und mit leuchtenden Augen aussprechen zu hören, dem wird eine Täuschung widerfahren. Trüben Blicks, mißmuthig gebeugt, spricht man über Tage und Männer, die uns anderen Deutschen noch heute von der Glorie nationalen Märtyrerthums umflossen erscheinen, ja man grollt dort der großen Erhebung, wie dem Ausbruche sammt allen Folgen einer großen Thorheit.

Die Treue, mit welcher die Tiroler zum österreichischen Kaiserhause hielten, ist sprüchwörtlich geworden, sie tritt mit fast rührender Erhaben-



INNSBRUCK

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. — Eigenthum d. Verleger.

heit in des Landes Geschichte auf. Es ist nicht blos dichterische Phrase: „das treue Land Tirol.“ Diese Treue entzündete auch die Kriegsflamme von „Anno Neun,“ sie hielt die Fahne am Berg Isel und stürzte die Leichen von Tausenden, Franzosen, Bayern, Sachsen und anderen Dienstpflichtigen Napoleons, in die Abgründe. Die Geschichte kann sich von dem Schmollen der Gegenwart über jene Zeit nicht beirren lassen, sie wird den Lorbeer der Helden rein erhalten. Der Schmutz der Folgen fällt auf andere Häupter.

Hätte aber auch nicht die Treue in Tirol die Stutzen von der Wand gerufen, so würde es die ungeschickte Weise gethan haben, mit welcher Bayern von dem Lande Besitz genommen. Der gute Wille des Königs Maximilian stand gedruckt und geschrieben auf dem Papier, aber wie führten seine Beamten und Offiziere ihn aus! Anstatt die durch den aufgezwungenen Herrenwechsel tief verletzten Gemüther versöhnlich zu behandeln, verfuhr die Brutalität wie in einem feindlich eroberten Land, und selbst wo die bayerische Regierung Akte wahrhafter Wohlthaten für das Volk anordnete, verwandelte die Rohheit der Ausführung sie in ihr Gegentheil. Man wollte jesuitische Finsterniß ausrotten, riß deshalb die für überzählig erklärten Heiligenkapellen und Kruzifixe nieder — und verkaufte das durch den Glauben geweihete Trümmerwerk an die Juden. Man führte das Impfen ein, aber nicht, indem man mit beruhigender Belehrung voranging, sondern indem man die Kinder den Müttern mit Gewalt entriß. Man führte die Konskription ein mit noch viel gewaltsameren Maßregeln; durfte doch ein Oberst Dittfurt sich öffentlich vermessen: „daß er mit seinem Regiment allein das ganze Tiroler Lumpenvolk in Unterwürfigkeit erhalten wolle.“ Eine vereinfachte und bessere Justiz und Verwaltung würde wohl wenig Widerstand gefunden haben, wenn nicht das altbayerische Landrichterthum die Zugabe gewesen wäre. Wo möglich noch verhaßter wußten sich die Rentbeamten bei der Einführung des neuen Steuersystems zu machen; ein solcher scheute sich nicht, laut zu drohen: „er wolle die Tiroler so aussaugen, daß sie zuletzt Heu fressen müßten,“ — und es war sicherlich, nach dem Siege der Tiroler, eine gelinde Strafe für ihn, daß er im Angesicht der triumphirenden Bauern ein Büschel Heu als Mittagsmahl verzehren mußte. Endlich, um das Maß des Unrechts und der Kränkung voll zu machen, wurde, gegen das königliche Versprechen, der Tiroler Landtag aufgehoben und endlich sogar der Name Tirols von der Völkerkarte ausgetilgt, das Land „Südbayern“ genannt und, um den kräftigsten Triumph auf diese Verhöhnung des Volksgefühls zu setzen, das Stammschloß Tirol an den Meistbietenden verkauft. Hätte die bayerische Regierung die Absicht gehegt, das Herz des Volks im höchsten Grade gegen sich zu erbittern und es mit allem Zündstoff einer Rebellion anzufüllen, so konnte sie die Maßregeln dazu nicht sinniger tref-

fen, als dieß ihren Dienern bei der Ausführung der königlichen Regierungsbefehle gelang.

Da kam das Jahr 1809, und die Rachesaat trug ihre Ernte. Das Tiroler Trauerspiel ist unsern Lesern bekannt, es hat unter Dichtern und Geschichtschreibern seine verherrlichenden Männer gefunden. So großartig das Schlachtfeld, so großartig waren die Heldenthaten des Bergvolks, bis Beides, Land und Volk, dem Interesse der „höheren" Politik zum Opfer gebracht wurden, denn nie hat diese höhere Politik sich der niedrigsten Streiche geschämt, wenn dadurch die Folgen einer Verkehrtheit unschädlicher gemacht werden konnten, oder, wie man in preßfreien Ländern sich ausdrückt: wenn eine höhere Dummheit durch eine diplomatische Schlechtigkeit zu verdecken war.

Der Verlauf des Kriegs hat neben einer Reihe ewig denkwürdiger Thaten eine noch längere Reihe von Unmenschlichkeiten aufgestellt; mit dem Wüthen der Bayern gegen die Tiroler kann in neuerer Zeit nur das der Türken gegen die Griechen sich messen. So oft die Bayern siegten, ging ihr soldatisches Kämpfen in Zertrümmern, Vernichten und Morden aus thierischer Gier über. Feuer und Blut bezeichnete ihre Bahn. Auf Napoleons Befehl behandelte man die tapfern Tiroler Bauern als Räuber; Chefs de brigands hieß man ihre Anführer. Hunderte wurden an Bäume gehenkt und vielen Anderen die Hand auf den Kopf genagelt. So grausam zeigten sich die Tiroler nie, wie denn überhaupt das Volk in seinem Zusammenwirken sich immer edler beweist, als die geborenen Herren. Dagegen lag es in der Erbitterung, wie in dem neckischen Charakter der Tiroler, daß sie die Wuth der Bayern, die durch die vielen Verluste schon hinlänglich gereizt war, noch erhöhten. Dies entschuldigt jedoch höchstens den gemeinen Mann, nicht die dem entsprechende Aufführung der Offiziere und gar der Befehlshaber, und deshalb mag der Lorbeerkranz auf der Wrede-Statue in der münchener Feldherrenhalle noch so hell im Sonnenlicht des eitlen Ruhmes glänzen, das Blatt für seine Heldenthaten in Tirol bleibt ewig schwarz.

Nach dem großen Jahre kam, wie wir oben sagten, „der Schmutz der Folgen," oder, wie Ludwig Steub sagt: „es endete über zerknickten Hoffnungen, gebrochenen Herzen und beweinten Leichen." Ein Theil Tirols ward wieder bayerisch und bildete nun den Innkreis. Die Regierung that jetzt vernünftigere, menschlichere Schritte, sie legte sich nicht wieder allein auf's Abzapfen in einem Lande, das aus tausend Wunden blutete. Der damalige Oberkommandant des Inn- und Salzachkreises, der Kronprinz (König Ludwig) mit seiner schönen Gemahlin suchten mit demselben Eifer Versöhnung und Liebe im Volke zu verbreiten, mit welchem Freiherr von Lerchenfeld des Landes Verwaltung leitete. Der an sich natürliche Zusammenhang Tirols mit Bayern, der durch die gegenseitigen Bedürfnisse geradezu bedingt ist, würde durch die Macht der Interessen und

LXXXIX



INSPRUCK

in Tyrol

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

der Gewohnheit befestigt worden sein, wenn die abermalige Scheidung nicht zu bald gekommen wäre und wenn man dem Lande und Volke die Ehre des alten Namens gelassen hätte. Man glaubte eben in den höchsten Kreisen noch an die große Thorheit, daß es nur nöthig sei, einen Namen zu ändern, um ein Volk auszuwischen.

Das Jahr 1814 zeigte, daß Tirol noch lebte trotz der bayerischen Namensübertünchung; die Wiederkehr zu Oesterreich wurde mit unendlichem Jubel gefeiert, und als gar im Jahr 1816 Kaiser Franz nach Innsbruck kam, schien das ganze Land ein goldnes „G'wandel von Glückseligkeit" zu tragen. Aber wie bald verblaßte sein Schimmer!

„Die fromme Kirchlichkeit des Volks" war unter der bayerischen Aufklärungsbureaukratie am meisten gekränkt worden, und da die Priester und die Weiber bei jedem Volke von gewichtiger Stimme sind, so kehrte viel Freude ein, als die Klöster und Abteien sich wieder mit Kutten aller Art bevölkerten und die vielen bisher abgeschafften Feiertage wieder zu Ehren kamen. Dabei hatte es aber auch mit der Rückkehr zum Alten vor der Hand sein Bewenden. Die verhaßte Konskription ward offenbar von Oesterreich als ein willkommenes bayerisches Geschenk betrachtet, denn Kaiser Franz beeilte sich nicht nur nicht mit ihrer Abschaffung, sondern konskribirte selbst ein Tiroler Jägerregiment von fünfthalbtausend Mann, neben welchem immer noch 20,000 Mann bei Landesgefahr bereit sein müssen, denen, wenn's die Noth gebietet, das Volk in Masse als Landsturm nachfolgt. Dies, sowie die kostspieligen Befestigungen bei Brixen und Finstermünz brachten sehr bald manchen Tirolerkopf zum Schütteln. — Im Gerichtswesen hatte Bayern den Organismus dadurch vereinfacht, daß es die, neben den 57 landesfürstlichen Gerichten, damals bestehenden 36 Pfandschafts-, 47 Lehen- und 31 Eigenthums-, zusammen also 114 Patrimonialgerichte aufhob. Oesterreich stellte sie alle wieder her und erhielt sie, bis sie selbst ihre Existenz für unnütz erkannten und allmählig aufgaben. —

Am schlimmsten ward den Tirolern mitgespielt, als sie über die unter Bayern stattgehabte Aufhebung ihrer alten Stände Klage führten, die im Jahre 1790 zum letzten Male von Kaiser Leopold zusammenberufen worden waren. Kaiser Franz stellte allerdings 1836 der Tiroler alte Verfassung wieder her und zwar „aus Gnade," jedoch „mit denjenigen Verbesserungen, „welche die veränderten Verhältnisse und das Bedürfniß der Zeit erheischten." Aber so traurig sind diese Verbesserungen für die alten Freiheiten der Tiroler ausgefallen, daß der große Ausschußkongreß, der fortan die Stelle des offenen Landtags vertrat, und aus den vier Ständen der Geistlichen, Ritter, Bürger und Bauern unter obrigkeitlicher Aufsicht und Führung zusammengewählt und kaiserlich auf Lebenszeit für jeden Repräsentanten bestätigt war, dahin lebte, ohne im Volke Wurzeln schlagen zu können. „Das köstliche Kleinod" der alten Rechte

war dahin, aber von Allem drückte nichts so schwer, als der Verlust des Steuerbewilligungsrechts. Wie oft und dringend auch der kaiserlichen Regierung dargelegt wurde: „daß Tirol für Oesterreich keine finanzielle, wohl aber eine große strategische Wichtigkeit habe und daß auf diesem Grundsatze, den die erleuchtete Staatsweisheit aller früheren Regenten und Staatsmänner anerkannt, den die Geschichte so vieler Jahrhunderte und ganz vorzüglich die neueste Zeit als unwidersprechlich bewährt habe, die alte tirolische Verfassung beruhe," — man predigte in Wien tauben Ohren. Es blieb dem Lande kein anderer Trost, als das mit den andern Provinzen gemeinsame Schicksal, und die böhmische Klage: „Oesterreich braucht zu viel!" — Die Steuern wuchsen, wie überall, mit dem Staatsbedürfniß. Zu den vielen alten Gefällen kam 1818 der (früher von Tirol abgelöste) Papierstempel, eine Erwerbs- nebst einer Klassen- und Personalsteuer, 1821 das Tabaksmonopol, 1829 für die Klassen- und Personal- wieder eine allgemeine Verzehrungssteuer &c. Außerdem blieb es den Gemeinden überlassen, die Kriegsschulden für das Jahr 1809 selbst zu bezahlen, und schließlich stieß die Weinausfuhr Südtirols nach Baiern fortan wieder an hohe Zollschranken.

Wer sich zwischen die grollenden Tiroler Landleute dieser Zeit noch das zahlreiche Personal der „Finanzler" (Gefällaufseher) zu denken vermag, dem wird es klar werden, wie im ganzen Lande das „Jahr Neun" um allen schönen Glanz kommen konnte. „Um wie viel sind wir nun besser daran, als Anno Acht?" — so hörte man fragen, und als einst ein Junger das viele umsonst vergossene Blut beklagte, brummte ein Alter: „O, laßt das Blut, — aber die Kosten!" — Das ist allgemeine Volksstimmung geworden, und sie gilt auch von den Städtern und „Herren," nur von letzteren in der Beziehung, daß sie froh sind, von dem „Bauerntrubel," der sie seiner Zeit so sehr gestört hat, nun gar nichts mehr zu hören. Es wird sich nun auch Niemand wundern, daß die jährlichen Sitzungseröffnungen des landschaftlichen Ausschußkongresses schließlich nur noch ein Schauspiel für die Kinder in Innsbruck abgab. Und als das Volk sich nach fast zwanzig Jahren zum ersten Male um den Kongreß bekümmerte, ein öffentliches Anliegen im Ständesaal zur Berathung kam, geschah dies weder zum Glück noch zur Ehre für Tirol.

Trotz des sechszehnten Artikels der deutschen Bundesakte und trotzdem Oesterreich das Präsidium des Bundestags führt und Tirol offiziel zu den österreichischen Staaten des deutschen Bundes gezählt wird, sollte die dort verheißene Glaubensfreiheit hier ihre Ausnahme finden. — Im Zillerthale gab es einige versteckte Dörfer, in welchen das Lutherthum sich in etwa hundert Familien insgeheim ausgebildet und forterhalten hatte. Diese trugen Verlangen nach einem Seelenhirten ihres Glaubens; — und Das war die ungeheuere Erscheinung, welche plötzlich den Landtagskongreß aus dem langen Schlaf erweckte. Denn eben weil sogar Kaiser Franz im

Jahre 1832 bei abermaliger Anwesenheit in Innsbruck den Zillerthalern Das versprochen hatte, was ihr Recht war, religiöse Duldung, oder vielmehr Schutz ihres Glaubens innerhalb ihrer Heimat, so war der einzige wirklich geschehene Rückschritt zur guten alten Zeit bedroht. Fand sich nun auch im Landtage für die Zillerthaler ein warmer Vertreter in dem edlen Bürgermeister Maurer von Innsbruck, so erlag er doch dem Gegner derselben, dem Herrn von Giovanelli, und dessen Kraftspruch: „Besser die Zillerthaler zum Henker, als ein lutherisches Tirol!" — Dies ward denn auch der Wille der getreuen Stände (in welchen „viel unmännliche Herzensschwäche und viel sanfter Servilismus" herrschend geworden war), dem der Kaiser seine Genehmigung ertheilte. Im August 1837 zogen 399 Seelen, Männer, Weiber und Kinder, vom geliebten Land der Väter fort nach Schlesien, wo Preußens König ihnen eine neue Heimat geöffnet hatte, der sie in treuer Erinnerung den Namen Hoch-, Mittel- und Nieder-Zillerthal beilegten.

Ein Jahr nach diesem traurigen Tiroler Seitenstück zu den Salzburger Auswanderungen des vorigen Jahrhunderts erhielt Tirol für seine christliche That ein entsprechendes Geschenk: die Jesuiten, und das verdankte es demselben Freiherrn von Giovanelli, dem damals der ihn vortrefflich charakterisirende Ausspruch in den Mund gelegt worden ist:

„Selbst Kaiser Franz war mir noch zu josephisch,
Die Klerisei ist mir zu wenig pfäffisch,
Der Papst auch ist mir nicht genug Papist,
Und Christus selbst mir fast zu wenig Christ."

Auf sein und eines andern Jesuitenfreundes, eines Grafen Reisach, Betreiben ward im Jahr 1838 nicht nur die Theresianische Ritterakademie, sondern auch das Gymnasium zu Innsbruck ihrer Leitung übergeben, wozu im Jahr 1844 noch ein neugebautes und gestiftetes Konvikt für 300 Zöglinge kam. Fünf Väter waren im Jahr 1838 „schlechtgenährt, demüthig, anspruchlos" zu Innsbruck eingezogen, und schon 1845 waren es ihrer achtzig „wohlgehaltene, machtbewußte, ausgreifende Herren."

Im Jahre 1840 betrug die Zahl der Geistlichen in Tirol 2924, darunter etwa 500 Mönche; außerdem noch 400 Nonnen. Wie hat diese fromme Schaar in dem Volke und für das Volk, zu dessen Seelenheil sie verpflichtet ist, in der That und Wahrheit gewirkt bis zur Gegenwart? Was hat ihnen in diesen 20 Jahren das Volk Tirols zu danken? Welches Ziel hat sie mit ihm verfolgt?

Mit kurzen Worten: Ihr Ziel war das des Hofs und Beide erkannten als den besten Zustand des Alpenvolks — „einen tiefen, aber seligen Schlummer, über dem das mütterliche Auge der Regierung wacht." Und um dieses Ziel zu erreichen, gab es keine bessern Mittel, als: — „Beschwichtigungen jeder innern Erregung, hermetische Abschließung gegen

außen und eine entsprechende Erziehung durch Kirche und Schule". Das Ergebniß dieser Bemühungen ist — das Tyrol der Gegenwart.

Der Zustand dieses Alpenvolks ist eine Trauer für ganz Deutschland. Denn wenn irgendwo im Bauer ein gesunder Kern zu finden, so war dies in Tirol. Hier mußte nicht, wie in vielen anderen Theilen Deutschlands, spät erst das Joch der Leibeigenschaft und anderer Knechtschaft abgeschüttelt werden, frei saß der Mann auf seinem Eigen, die Pflicht der Landesvertheidigung erhielt ihn wehrhaft und gab ihm das rechte Bewußtsein der selbständigen Kraft, er verschaffte seinem Stande Achtung und war stolz auf ihn. Legt man zu dieser innern bildungsfähigen Selbständigkeit ein frisches, kräftiges Volksleben, mit Allem ausgestattet, was dazu gehört, mit sinnigen Ueberlieferungen, schönen Gebräuchen, heitern Festen, so kann man leicht der Ansicht werden, daß der Tiroler Bauernstand viele Aussicht hatte, ein Musterschlag zu werden, wenn man zu rechter Zeit seiner vernünftigen Entwickelung ihren Weg gelassen, seine geistigen Kräfte gefördert, seinen Bildungstrieb entfaltet hätte. —

Von alle Dem geschah das Gegentheil. — Man überlieferte dieses so glücklich begabte Volk einer Priesterschaft, die in ihrer geistigen Armseligkeit sich zu keiner höheren Ansicht zu erheben vermochte, als der: daß das ganze reiche Volksleben in Tirol ein Verderbniß sei. Der Spruch „Ora et labora" sollte fortan die ganze Lebensregel für das Volk enthalten, aber in der Verdeutschung: „Arbeite und bete, alles Andere ist vom Uebel."

Es ist für ganz Deutschland eine gerechte Klage, daß eine lange Zeit hindurch für die Verkümmerung des geistigen Lebens unseres Landmannes zu viel gethan wurde, und es ist dies nicht Alles auf das priesterliche Kerbholz zu schreiben. Auch das weltliche Regiment half dazu, und am ungünstigsten wirkte in dieser Richtung die Einführung eines fremden Rechts. Sein Recht, selbst mit ein Urtheilsprecher zu werden, und seine Pflicht, das Recht mit zu wahren, mußte er hingeben an den Zwang, fremden Richtern blind zu gehorchen; zu dem blinden Gehorsam gesellte sich aber die schlimmste Zugabe: daß der Bauer keine Idee mehr hat von den Gesetzen, unter denen er lebt, und jedem Schreiber anheim gegeben ist, der ihn ausbeuten will. — Mit der edlen Gewohnheit des Volks, die Ueberlieferung seines Rechts zu hüten, ging auch die Sorge um andere Ueberlieferung verloren, namentlich um die der Sagen und Geschichten der Vorfahren und all der reichen Schätze der Volkspoesie, die in alten schönen Sitten und Gebräuchen wurzelte. Hier riß man viel Herrliches mit der Wurzel aus, um das verödete Feld des Volkslebens für immer brach liegen zu lassen. Es hat viele Mühe gekostet, den Bauer, der einst so gut wie der Edelherr der Träger der geistigen Errungenschaft der Nation war, hinab zu drücken bis zu der Stufe der Beschränktheit in allen geistigen Dingen, auf welcher er so lange stand und in vielen Länder noch steht.

Kehren wir von dieser allgemeinen Bemerkung zu unserm Tirol zurück, so finden wir sie gerade hier am meisten bestätigt. Dort ist Alles, was außerhalb der Kirche liegt, von gar keinem Werth, und die Sinnigkeit des Volkslebens gilt für sündhaft. Erst begann dort die „Aufklärung“ ihr Zerstörungswerk gegen all die heidnischen Sagen und Geschichten. Dann kehrte man sich eben so feindlich gegen alles Eigenthümliche in den Sitten und Gebräuchen. Hier wie dort trifft diese Volkserziehung der Vorwurf mit Recht: aus der Physiognomie des Landes viele schöne Züge weggestrichen zu haben. Aber das ist noch lange nicht das Schlimmste. Die Geistlichkeit verlangt, nachdem die Aufklärung das Ihrige gethan, mehr: das Tiroler Volk soll von allem Irdischen abgewendet und aller Lebensfreude entwöhnt werden. Man predigt im ganzen Lande gegen das Sündhafte weltlicher Freuden, deren vorübergehender Reiz mit langen Jahren im Fegefeuer, mit höllischen Flammen und unter den Martern der Teufel abgebüßt werden müsse, man verbietet der Jugend des Landes, sich an der süßen Wehmuth der Zither zu erfreuen, man sagt dem Bauern, seine Lieder, selbst die unschuldigsten, seien dem Seelenheil gefährlich, man hat fast überall im Lande den Tanz verboten. — So prahlt jetzt mancher Pfarrer in Tirol, daß man in seinem Sprengel außer der Kirche das ganze Jahr hindurch keine Geige höre. Selbst bei den Hochzeiten hat eine lautlose Völlerei die heitere Fröhlichkeit von ehemals verdrängt. Das alte, frische, saftige Leben, Kraft, Regsamkeit und freudiges Selbstgefühl werden zum größten Theile dahin gegeben, um stumpfer Ruhe und gedankenloser Abspannung die Stelle zu überlassen; es ist darauf abgesehen, daß der „lustige Tirolerbue“ bald anfange, eine Fabel zu werden.

Aber gelingen wird es dennoch nicht, weil es nicht gelungen ist, alle Fenster gegen Deutschland zu verrammen, denn von dort dringt mancher Lichtstrahl störend in das Priesterwerk des Alpenlandes ein. Es konnte den helleren Köpfen im Volke nicht entgehen, daß vor dem zunehmenden äußeren Gottesdienste, vor den das gesammte öffentliche Leben beherrschenden Wallfahrten und Prozessionen, Andachten und Missionen die Schule nützlicher Bildung verkümmere, daß Schreiben und Rechnen vor Katechismus und Gebetlein zurücktreten müssen; und immer mehr bricht sich in dem jüngern, strebenden Geschlecht die Ansicht Steub's Bahn: erstens, daß sich ein Volksleben, daß sich Bildung und Entwickelung durch den Kirchendienst, durch Andacht und Frömmigkeit nicht ersetzen lassen, und zweitens: daß auch hinsichtlich Tirols die Regierung am besten thäte, sich mit der Intelligenz der Zeit aufrichtig zu verständigen. Erst wenn nicht mehr das priesterliche Wort gilt: „daß man ohne die da draußen in Deutschland am besten fortkomme“, — wenn nicht mehr der wahre Freund unseres Alpenvolks unter Schillers „Auf den Bergen wohnt Freiheit“ den Seufzer setzen muß: „Ja, aber so hoch oben, wo der Mensch nicht mehr fort kommt“; — wenn nicht jeder neue politische Schritt vorwärts von Seiten

der Gebildeten durch die Priester dem Volke als religionsgefährlich verdächtigt werden kann; — wenn nicht mehr vom Volke in jedem Gebildeten ein „Herrischer" gehaßt wird; — wenn die Bauern nicht mehr (wie noch 1849) gegen Konstitution und Preßfreiheit gestimmt werden können, weil das nur „ein Profit für die Herren" sei; — und wenn nicht mehr die Tiroler in Kriegsgefahr (wie 1859) schmollend und bedingungsweise für ihren Kaiser zur Waffe greifen: erst dann wird auch die Lebensluft wieder frei einher gehen zwischen den Bergen, sie wird die verdüsterten Herzen besser, die Augen heller machen, den Ruhm der Helden von „Anno Neun" wird nicht mehr der Schimpf der Enkel besudeln, und ganz Deutschland wird sich wieder seines lieben, treuen, biedern Tirols freuen, wo jede Lippe für deinen Gruß keine Klage mehr hat, sondern das frohe Wort: „Es geht jetzt alm besser!" —

Kommen wir aber endlich zu Innsbruck selbst, dem Oenipontium der Alten! Sein Aeußeres kennzeichnet es sogleich als ehemaligen Sitz regierender Fürsten und Lieblingsort eines wohlgehaltenen Priesterthums. Schlösser und Kirchen sind der Hauptschmuck der Stadt. Zur Rechten des Inn liegt die Altstadt, die uns ganz das ehrwürdige Bild einer alten Stadt bietet; schmale hohe Giebel, vorspringende Erkerfenster, reicher plastischer Schmuck verleihen den Gebäuden den Charakter altpatriarchalischer Wohnlichkeit und anmuthiger Gemüthlichkeit. In der Bauweise der Neustadt dagegen macht sich moderner, italienischer Einfluß geltend, und sind die meisten Straßen in stattlicher Breite angelegt. Die Neustadt und die Kohlstadt sind mit der Altstadt durch mehre Brücken verbunden, deren jede dem umschauenden Wanderer ein freundliches Bild entrollt: vor seinen Augen laufen an beiden Ufern des Inn, in welchen hier der Sillbach einströmt, die Reihen heller Häuser und voller Baumgruppen dahin, während über all die Dächer und Thürme empor die Wächter des Thals ragen, die Bergriesen, auf deren Häuptern in 7= bis 8000 Fuß Höhe oft noch im Juni der Schnee in der Sonne glitzert.

Ein Gang durch die Straßen bietet dem Freunde der Kunst und Geschichte des Anregenden genug. Bald stehen wir vor Denkmälern, die uns in der That zu denken geben, wie die Triumphpforte mit den Brustbildern der Maria Theresia, ihres guten Franzl und ihres Sohnes Joseph, der trotz allerlei noch immer die alte Liebe Oesterreichs ist. In der Mitte zwischen zwei Brunnen erhebt sich die ebenfalls aus carrarischem Marmor errichtete Annensäule, und auf dem großen Rennplatz (in der Altstadt) reitet der Erzherzog Leopold V. auf seinem ehernen Pferde. Ein Tiroler, Kaspar Gras, hat die Statue geformt und Heinrich Reinhard sie in Erz gegossen, Alles zu Anfang des 17. Jahrhunderts. In zahlreicher Versamm=

lung finden wir die ehernen Herren in der Hofkirche zum heiligen Kreuz (Franziskanerkirche). Hier hat die Kunst fleißig gearbeitet, freilich, wie in allen alten Dynastensitzen, vorzugsweise im Dienste fürstlicher Eitelkeit. Den Kirchenbau (1553 bis 1563) leiteten Nikolaus Thuring und della Bolla, an Kaiser Maximilians I. berühmtem Monument (sein Leichnam ruht in Wienerisch-Neustadt) ist die Erzstatue des Kaisers von L. del Duca, die 24 Basreliefs sind von Alexander Collin aus Mecheln und den Gebrüdern Abel aus Köln, die 28 gigantischen Erzstatuen von männlichen und weiblichen Vorfahren oder Verwandten des großen Habsburgers, die zu beiden Seiten und zu Häupten des Sarkophags aufgestellt sind, rühren von Georg Löffler und dessen Sohn her. Nicht weniger beachtenswerth erscheinen die Grabmäler der schönen Philippine Welserin und ihres Gemahls, in der sogenannten silbernen Kapelle, und die Denkmäler des Andreas Hofer und anderer seiner Kampfgenossen. Auch die übrigen zahlreichen Kirchen und Kapellen haben manches werthvolle Kunstwerk aufzuweisen.

Unter den weltlichen Gebäuden ragt vor allen die kaiserliche Burg hervor, gegründet vom Kaiser Max (1494), ausgebaut von Maria Theresia (1766). Sie birgt den gewöhnlichen Schlösserschmuck von Familienbildern. Am Stadtplatz sehen wir das berühmte „goldene Dachl", ursprünglich die Residenz Friedrichs mit der leeren Tasche. Um dieses Schimpfnamens willen, den seine Feinde ihm beigelegt hatten, ließ er das kupferne Dach seines Schlosses vergolden und wandte daran die für seine Zeit außerordentlich hohe Summe von 200,000 Dukaten. Sauer verdientes Geld muß es nicht gewesen sein, sonst hätt' er ohne Zweifel etwas Gescheidteres damit angefangen.

Innsbrucks Lage ist eine günstige für Industrie und Handel, beide blühen auch nach den gegebenen Verhältnissen, d. h. soweit Blüthe möglich ist in einem Zustande allgemeiner Vertrauenslosigkeit. Die rechte Blüthe wartet auf den Sonnenschein des freien Geistes. Die Zeit ist vorüber, wo man das Materielle pflegen und dabei den Geist zu Grunde gehen lassen kann; sie erheben sich und sinken mit einander: die Industrie erstarkt nur an der Wissenschaft, und die Wissenschaft gedeiht nur in der Freiheit. Das sind uralte, schon tausend Mal verbotene Wahrheiten, und sie sind Wahrheiten geblieben, während die tausend Verbote sich immer schließlich als Ausgeburten der Thorheit erwiesen haben.

Fast übersehen hätten wir die „Universität" mit den obligaten wissenschaftlichen Sammlungen, Bibliothek, reichhaltigem Kupferstichkabinet 2c. — Wir sind in Deutschland nicht verwöhnt, am wenigsten vom politischen Glück, aber die Ehre der freien Wissenschaft haben wir uns bewahrt, und ihr Einfluß auf das Leben und Schaffen der Nation ist unser gerechter Stolz. Wie wäre es möglich gewesen, von Heidelberg, Erlangen, Jena, Bonn zu reden und deren Universitäten nur als „Sehenswürdigkeiten" namentlich anzuführen? In Innsbruck ist aber die Hochschule der Wissen-

schaft nur ein leerer Schall, während sie die Seele jener Städte ist und die Liebe, der Stolz und Schmuck ihrer Länder. Der wissenschaftliche Ruhm dieser Länder hat in ihnen seine Wiege, die geistigen Wohlthäter derselben stiegen dort aus der Schule an das Licht. Der Bürger kennt die großen Namen, selbst dem Landmann treten sie immer näher, und die gesammte Jugend, nicht bloß die studirende, hat sie als edle Vorbilder vorliegen, erhebt sich an ihnen. Gilt auch den Bauern Tirols, ja gilt den Bürgern von Innsbruck die einzige Universität des Landes als eine solche Perle, als ein so allgemein geliebtes Kleinod? — Nein, ja mehr als nein — das Gegentheil steht vor uns, ein erschütterndes, abschreckendes Bild: die Pflanzstätte ihrer Dränger, der „Herren", weiter sehen sie nichts in Innsbruck, und wer ermessen will, was Das bedeutet, der muß wissen, daß des tiroler Bauern heißester Wunsch in der Verzweiflung stets gewesen und noch ist: das „Herrn'derschlagen!" — Und so wird es bleiben, so lange man die Pfaffenschaft der Wissenschaft zum Wächter stellt, und so lange das Gotteswort: „Es werde Licht und es ward Licht" von der Priesterschaft versteckt und verleugnet wird. — Und gerade so lange wird Deutschland Trauer anlegen im Geist, so oft es an sein liebstes Alpenland gedenkt, an sein armes, schönes Tirol.

Die Niagarafälle.

Wie die Alpen und das Meer, die Sahara und der Nil mit seinen Pyramiden, so gehört auch der große Katarakt Nordamerika's — der Niagara, d. h. „Donner der Gewässer", wie ihn die rothen Menschen tauften, die einst an seinen Ufern wandelten — zu den typischen Bildern der Größe und Erhabenheit, und wie sich in den kalten, starren und schweigenden Alpen in gewissem Sinne der stabile Charakter der alten Welt ausspricht, so bildet der Niagarafall, das majestätische Symbol der Bewegung, des nie rastenden Lebens und des widerstandlosen Fortschritts im Naturgemälde Amerika's einen vor allen anderen charakteristischen Zug.



NIAGARA FALL

(ALLGEMEINE ANSICHT VOM CLIFTON HOUSE)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn. Eigenthum d. Verleger.

Weit, über alle Welt erstreckt sich des Niagara Ruhm. Ihn nennt der Knabe, wenn er das Gewaltigste bezeichnen will, von dem er gelesen und gehört hat und an dessen Vorstellung seine Phantasie erlahmt; — und wenn des Jünglings Gedanken bei den Herrlichkeiten der Natur verweilen, dann steht der Niagara vor seinem Geiste, von geheimnißvollem Zauber umflossen, und weckt in ihm die Sehnsucht nach den Weiten der Welt. Für Hunderttausende ist sein Anblick ein Ziel ihrer Wünsche, und ungeheuer ist auch der Strom von Pilgern, der nach diesem Wallfahrtsorte alljährlich sich ergießt. Aus allen Theilen der alten wie der neuen Welt kommen sie heran, Tausende und aber Tausende, deren einzige Hoffnung und einziges Interesse der Niagara ist. Gedrängt sitzen sie in den Waggons der Eisenbahn, die von Buffalo nach den Fällen führt, alle in ahnungsvoller Stimmung und mit gespannter Erwartung dem langersehnten großartigen Schauspiel entgegenharrend. Die Vorstellung desselben absorbirt alle andern Sorgen und Interessen. Näher und näher kommt man dem Ort. Die Unterhaltung stockt; man lauscht und lugt in die Ferne. Allmählig läßt sich ein dumpfer Donner vernehmen, wie bei uns an Sommerabenden, wenn am fernen Horizont ein Gewitter aufsteigt. Alles schweigt, selbst der nie rastende Yankee setzt hier seiner Geschäftigkeit eine Pause. Jetzt erscheint eine Art Nebelsäule, gleich stehenden wirbelnden Wolken. „Das sind die Fälle!" heißt's und alle Hälse recken sich darnach aus. Inzwischen wird das Donnern von Minute zu Minute gewaltiger. Endlich ist das Ziel erreicht, die Wagen halten. Man springt heraus und eilt, Alles vergessend, zu den Fällen. So stehen in den Sommermonaten Tag für Tag die Schaaren der Neuangekommenen den Wundern dieser Wasserwelt gegenüber, befangen und halbbetäubt hineinstarrend in das unendliche Wogen, Stürzen, Donnern, Lichtglänzen und Wolkenwirbeln, das ganze lebensvolle, Geist und Seele durchdringende Schauspiel, bis man sich allgemach vom ersten Eindruck gesättigt fühlt und nun nach einem Unterkommen sucht in einem der zahlreichen Hotels, die den Niagara umstehen, um nach einiger Erholung die einzelnen Theile des gewaltigen Ganzen mit Muße zu betrachten.

Die Fälle des Niagara sind in ihrer jetzigen Gestalt das allmählige Werk von Jahrtausenden. Die ganze ungeheure Wassermasse, welche sich im Nordwesten der neuen Welt in tausend Flüssen und Seen ansammelt, findet sich zuletzt im Oberen See vereinigt, geht von da durch tiefe Durchlässe in den Huronsee, aus diesem in den Erie- und Ontariosee und ergießt sich endlich im St. Lorenzostrom in den Ocean. Wie jeder dieser Seen etwas tiefer liegt als der vorige, so steht auch der Wasserspiegel des Ontario 330 Fuß unter dem des Eriesee. Der Kanal, welcher beide Seen verbindet, ist der etwa 30 engl. Meilen lange Niagarastrom. Ruhig fließt er anfangs in seinem Kalksteinbette durch die ebene, mit dichtem Wald besetzte

Gegend dahin, bis etwa in der Mitte seines Wegs die Ebene sich gegen den Ontariosee hin neigt und dadurch der Lauf des Stromes merklich beschleunigt wird. Diese Neigung der Ebene zieht sich wohl 7 Meilen lang fort, dann senkt sich mit einem Male das Terrain mehre hundert Fuß tief, in einer Ausdehnung von vielen Meilen, quer über den Strom hin. Auf der Kante dieser Absenkung starren hie und da Felsbänke zu Tage, deren Linie man diesseits und jenseits des Flusses weithin verfolgen kann. Durch dieses Riff mußte nun in der Urvorzeit der Niagara hindurch, und dann den kühnen Satz in die Tiefe machen, mit dem er den größten Theil der Höhe, um welche der Ontario tiefer liegt als der Eriesee, auf einmal hinabsprang. Gegenwärtig ist sein Ansehn verändert. Das ganze Bett und die Ufer des Flusses bestehen nämlich aus klüftigem Kalkstein, unter welchem Schichten weichen Schiefers liegen. Indem nun das Wasser in alle Fugen und Spalten der Kalksteinschichten eindrang und deren weichere Grundlage, den Schiefer, lockerte und losspülte; indem die zurückprallenden Wogen und die in ihnen treibenden Baumstämme unten mit ungeheurer unablässiger Gewalt an die Felsen, an denen sie herabgestürzt waren, anschlugen: wurde erst der unten liegende Schiefer, dann eine Lage Kalkstein nach der andern unterwühlt, losgebrochen, herabgestürzt, zertrümmert und aufgelöst, und der Wasserfall rückte immer weiter nach dem Eriesee hinauf. Auf diese Weise entstand allmählig das jetzige Tiefthal, das von jener Absenkung des Bodens bis zum nunmehrigen Ort der Fälle in einer Länge von 7 Meilen in den felsigen Grund eingerissen ist, auf dessen Boden nun der Strom niederbraust.

Der ganze Katarakt wird durch eine kleine waldige Felseninsel, die sich aus dem Strom unmittelbar bei seinem Falle erhebt und Goat-Island (Ziegeninsel) heißt, in zwei ungleiche Hälften getheilt. Der stärkere Strom ist der auf der Canadaseite. Tobend und schäumend schießt das Wasser auf der geneigten Fläche vorwärts und fällt endlich, am Ende der Insel, 160 Fuß tief in einen Felsenkessel nieder, dessen weites Halbrund von einem Ende zum andern 1600 Fuß mißt. Dies ist der große canadische oder Hufeisenfall (Horseshoefall). Auf der amerikanischen Seite hat sich der Strom in mehre Arme getheilt, die brausend und pfeilschnell um und durch die Insel eilen, und zuletzt nahe bei einander von gleicher Höhe herabstürzen. Mit dem Hauptstrom fallen sie jedoch nicht in gleicher Linie, sondern in einem fast rechten Winkel und kehren so ihre ganze Breitseite von 800 Fuß dem jenseitigen Ufer zu. Die Breite der Insel zwischen beiden Fällen beträgt 1500 Fuß, so daß man vom äußersten Ende des amerikanischen Falles bis zum Ende des Hufeisenfalles eine weitgekrümmte Linie von ungefähr 4000 Fuß mißt.

Der Totaleindruck, den die Niagarafälle, von einem geeigneten Punkte aus betrachtet — wir wählen Cliftonhouse, ein großes Hotel auf der Canadaseite, dem „großen Falle" gerade gegenüber — machen, ist der der



TABLE ROCK
AM NIAGARA-FALL.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Grandiosität, verbunden mit einer unbeschreiblichen Lieblichkeit, die trotz aller Gewalt und donnernden Größe den vollen Zauber der Schönheit über das Ganze verbreitet. Mit unglaublicher Hast sieht man das Wasser heranschießen; dem Sturze nah sammelt es sich in einen einzigen festen Strom; auf der Kante scheint es zu stocken, als zaudere es, den Sprung zu wagen; dann senkt es sich mit stolzer Majestät und doch mit einer unendlich anmuthigen Bewegung steil hinunter in die Tiefe. So hat die Natur wie überall über ihre gewaltigsten Gebilde, über die Gletscher am Alpenjoch, über die Bergriesen der Jungfrau und des Montblanc, auch über den ungeheuern Sturz des Niagara noch ein Lächeln ihrer Anmuth gegossen, und je länger man in seiner Nähe weilt, um so gewisser zieht mit dem Gefühl des Feierlichen und Erhabenen, das den Beschauer nie verläßt, ein heiterer Friede, eine poetisch-frohe Stimmung in die Seele.

Ueberraschend ist die Leichtigkeit, mit welcher man allen Theilen des Niagarafalles sich nähern kann. Sonst sind Gegenstände übermäßiger Größe und Erhabenheit in der Natur so oft in unnahbare Abgeschiedenheit gerückt oder nur mit Anstrengung und Lebensgefahr zu erreichen. Wohl haben Menschen auf dem Gipfel des Montblanc gestanden, aber es war die Heldenthat kühnen Wagnisses und unsäglicher Anstrengung und kann nie Sache der Alltäglichkeit werden. Der Niagara dagegen ist bei aller Ungeheuerlichkeit zugänglich wie der Bach, der durch unsern Garten fließt; von allen Seiten, in der Höhe wie in der Tiefe, kann man ihm nahen; ja selbst unter dem Wasser gestattet er Zutritt. Daher die vielen reichen Einzelpartien, in die das Gebiet seiner Katarakte zerfällt, und die mehre Tage zu einem auch nur flüchtigen Genuß erfordern. Den vornehmsten derselben wollen wir hier unsern Besuch abstatten. Im Allgemeinen hat die amerikanische Seite der Fälle mehr Abwechselung und Mannichfaltigkeit, dagegen bietet die englische einen obgleich immer gleichmäßigern, doch auch immer gleich erhabenen Anblick. Man sieht von hier aus die Fälle stets in ihrer vollen Breite, während sie sich drüben, auf dem jenseitigen Ufer, sei es oben oder unten, immer nur von der Seite dem Beobachter darstellen.

Wir verlassen Cliftonhouse und folgen einem steilen Pfad hinab zum Strom unterhalb der Fälle. Ein Dampfer führt von hier zum andern Ufer. Wir ziehen jedoch vor, uns eine gute Strecke unterhalb des Falles in einem kleinen Boote in die auch da noch vielbewegten Wellen zu wagen. Wie eine Nußschale wird unser Fährniß in dem brodelnden Kessel hin und hergeschleudert, jeden Augenblick droht das wilde Element uns zu verschlingen oder an die Uferfelsen zu schleudern. Aber furchtlos halten wir das Steuerruder fest und gelangen glücklich in des Stromes Mitte. Hier, tief zu den Füßen der Fälle, von den Wogen geschaukelt, stellt sich uns das ganze Landschaftsbild in erschreckender Größe dar. Wir befinden uns in einem tiefen Felsenthal, zu beiden Seiten zerklüftete Felswände von 160

Fuß Höhe, vor uns der große Hufeisenfall. Rechts an der englischen Seite starrt das nackte finstere Gestein; diesem links gegenüber, auf amerika's Seite, ist die Felswand wie mit einem breiten weißen Schleier durch den andern Fall verhangen, der, näher betrachtet, sich noch in verschiedene Ströme dicht neben einander zertheilt. Zwischen diesem und dem Hufeisenfall, dessen glänzende Wasserfluthen wie von der Hochebene eines Gebirgs herabströmen, sieht man die vordere Seite der grünbewaldeten Ziegeninsel, an deren äußerstem Ende nach dem großen Falle zu, mitten im Wasser, jedoch durch eine Brücke mit der Insel verbunden, ein steinerner Thurm sich erhebt. Hoch auf beiden Ufern erblickt man nichts als Waldesgrün, aus dem Gasthöfe, Mühlen, Landhäuser und hundert andere Gebäude wie weiße Thürme auf Bergeshöhe emporragen. Der amerikanische Fall links prasselt auf gewaltige Felsblöcke herab; der große Hufeisenfall dagegen scheint in eine tiefe Kluft hinein zu stürzen. Zwischen beiden und von einem Ufer zum andern schäumt und brodelt die wildeste Fluth, und dicht vor den Fällen wogt und rollt hin und her ein Wolkenknäuel, der oben in der Luft wie durchsichtiger grauer Dunst, unten über dem kochenden, Schaummassen aufschleudernden Wasser wie dichtgeballter hellweißer Nebel erscheint. Und über all den schäumenden, tobenden, brausenden, zischenden und gischenden Wogen schwebt, wie ein Zeichen des Friedens, ein weit geschwungener Regenbogen; jede Sekunde droht ihn der Wolkendunst aufzulösen und vermag ihn doch nur feuriger anzufachen. — Auch ein niedlicher Dampfer fährt den Strom hinauf bis nahe an die Fälle hinan und die Fahrt auf demselben gewährt denselben Genuß. Nur dringt man noch weiter vor in den Nebeldunst und Wellenschwall und sieht sich zuletzt in Wolken, Wasser und Wogengebrüll ganz verloren. Wenn dann ein Windstoß die Nebelwolken zertheilt, sieht man auf einen Moment die glänzende Mähne des Niagara hoch oben schimmern — ein wunderbarer Anblick!

Wir kehren an's Ufer zurück und erklimmen die Höhe wieder. Dort ragt, dicht vor dem Hufeisenfall, der Tafelfelsen (Table rock), der die prächtigste Ansicht des Katarakts von oben gewährt. Er ist 115 Fuß hoch und ragt mit seinem obern Theile frei in die Luft hinein; nach unten ist er vom Wasser zu einer tiefen Höhlung ausgebrochen und ausgewaschen, über der sich von Zeit zu Zeit Blöcke los lösen und in den Abgrund stürzen. Der Gipfel des Felsen ist glatt wie eine Tafel, und der Blick von da in die Tiefe des Wasserfalls, mitten hinein in die gleitenden, schießenden, stürzenden Wogen, einzig. Dunkelgrün erscheint oben das Wasser und die Sonne spiegelt sich hell in dem steilen Katarakt; etwas tiefer ziehen weiße Schaumstreifen hin und her; unten ist Alles schimmernd weiß, zersplittert in Millionen von Güssen und Tropfen, während den Fuß des Wogensturzes, ewig über- und durcheinander sich wälzend, die weißen Schaumwolken umhüllen. Schaut man über den Fall hinweg nach seinem andern Ende, wo der



JOHN POPPEL SC.

NIAGARA-FALL

(HORSESHOE-FALL)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Thurm steht, so erscheinen auf diesem die Leute auffallend klein und man erkennt daran erst recht, welche ungeheure Wassermasse sich dazwischen hinwälzt und wie hier, gleich wie in den Alpen oder auch in der Peterskirche, alle Höhen und Entfernungen das Auge so unglaublich täuschen. Dies ist wohl ein Grund, weshalb Manche, die mit einer fertigen Vorstellung zum Niagara kommen, beim ersten Anblick seiner Fälle sich getäuscht finden und erst nach genauerer Betrachtung das Wunder an gewaltiger Macht und eigenthümlicher Schönheit, an welche keine Vorstellung hinanreicht, sich ihnen enthüllt.

Wir dürfen die canadische Seite nicht verlassen, ohne noch einen Gang zu thun — vielleicht den fabelhaftesten, den man auf unserm Erdball machen kann: — die Fahrt hinter den großen Fall. Der Felsen, an dem das Wasser nieder fällt, neigt sich nämlich, wie der Tafelfelsen, etwas über, und da die ganze Wassermasse in einem festgeschlossenen dichten Strom steil niederstürzt, so bleibt unten zwischen dieser und der innern Felswand ein Zwischenraum, in den man, bei gesunden Nerven und guten Augen, mit einiger Vorsicht recht wohl eindringen kann. „Man wird dazu", erzählt ein Reisender, der diesen eigenthümlichen Gang wagte, „in einem Hause oben auf der Canadaseite ausgerüstet, indem man alle Kleidung sammt Hemd und Schuhzeug ablegt und ölgetränkte Jacken und Beinkleider anzieht. Auf einer Wendeltreppe steigt man aus dem Hause zum Strom herunter und klettert dann mühsam über und durch die Felsblöcke, zwischen Gestein und kochendem Wasser, dem Führer nach. Es kommen aber bald so viele Sturzbäder von oben herab, daß man am ganzen Leibe trieft, und ich fand es bequem, mich des widerwärtigen Matrosenanzugs ganz zu entledigen; nur die groben Filzpantoffeln zog ich wieder an, weil das Gestein unter den Füßen zu scharf war. Die Wasserstürze kamen immer stärker und bald befanden wir uns ganz hinter dem Wasserschleier. Dieser läßt nur ein fahles Licht durch und man fühlt anfangs einen eigenen Schauer, als schrecke die Natur des Menschen zurück, sich so mitten in ein Element zu wagen, in welchem sie nicht leben kann. Wir gingen eine ziemliche Strecke hinter dem Wasser weg, vorsichtig — denn ein falscher Tritt hätte uns in den Abgrund gestürzt. Endlich gestattete das stürzende Wasser keinen Durchpaß mehr. Da standen wir nun, mit den Händen uns am Gestein haltend, das Gesicht der ungeheuren, dicht vor der Nase wirbelnden Wasserwand zugekehrt. Der Athem wurde mir beklemmt und wir gingen etwas rückwärts, einen breitern Platz zum Stehen suchend. Streckt man die Hand oder den Stock hinein in den stürzenden Wasserschwall, so werden sie von ihm gewaltsam niedergeschlagen. Man steht offenbar auf einem vorspringenden Felsrande, vor und unter welchem sich noch ein weiterer Kessel aushöhlt, in den das Wasser fällt, sonst müßten die Wogen da, wo sie niederprasseln, stärker zurückprallen. Das Gestein an der Felswand hinter dem Wasser ist ziemlich locker und ich schlug mir

mit leichter Mühe Stücke zum Andenken ab. Als wir endlich wieder an die freie Luft kamen, fühlte sich die Brust erleichtert und holte tief Athem. Es war mir, als wäre ich erst jetzt mit dem alten Niagara vertraut geworden." — Ein Seitenstück dazu ist auf amerikanischer Seite die sogenannte Windhöhle, eine Felsengrotte unmittelbar unter den Fällen, zu der man von Goat-Island aus auf hölzernen Treppen gelangen kann. Wagnisse dieser Art sind es, welche die Eindrücke des Niagara, die Größe und Majestät seines Bildes in der Ferne und in der Erinnerung wesentlich erhöhen.

Aber noch ist uns von diesem Bilde ein bedeutender Zug unbekannt: die Stromschnellen oberhalb der Fälle. Sie allein schon hätten den Fluß weit und weit berühmt gemacht. Sie entstehen, indem die ungeheure Wassermasse des breiten Stromes auf der schiefen Ebene, die, je näher dem Falle, um so mehr sich neigt, mit rasendem Ungestüm über die scharfen Felsblöcke dahintost, und von diesen in Strudel, Wirbel und Kreisel, in Schaum und Gischt gepeitscht und zerrissen werden. Die Hauptschnellen finden sich zwischen Goat-Island und dem amerikanischen Gestade, von wo mitten durch die Schnellen eine Brücke nach der Insel führt. Auf dieser Brücke zu stehen und hinein zu schauen in die unabsehbare, ruhelos wogende Wasserfläche, hinein zu horchen in das endlose Klingen und Rauschen der Fluthen, ist ein erhabener Genuß. Es ist, als hätte den Strom hier eine Ahnung seines Falles gepackt. Im tollsten Jubel kommen die Wogen herangeschossen, wie unbändige Riesenrosse mit fliegenden weißen Mähnen, schäumend, brüllend, hochaufsprühend. An einigen Stellen beharren die Wirbel und brechenden Wogenkämme mit dumpfem Gurgeln; die andern stürzen in wildem, verzweifeltem Drange weiter. Nur mit dem stürmenden Meer ist dieses Schauspiel zu vergleichen, und wie dieses gibt es eine Ahnung des Unendlichen, des uferlos ewig wallenden Weltalls.

Aber das Erhabene nicht allein, auch die ganze Lieblichkeit des Niagara häuft sich um diese Stelle, um Goat-Island. Schau das Grün der Bäume, deren Zweige am Rande des kleinen Eilands friedlich sich schaukeln über den rasenden Wellen; schau die stillen, heimlichen Plätzchen im östlichen Theile der Insel oder die schattigen Buchten auf der Südseite, wo unter dichtem Laubgewölbe der Strom sich einen engen Durchlaß gegraben hat; schau all diese Kontraste der wildesten Scenerien der Natur mit ihren sanftesten und lieblichsten Gebilden: — und du wirst die Schönheit und Poesie dieses Ortes tief empfinden. Dort kannst du unter den Bäumen sitzen, und während deine Blicke dem Laufe des Wassers folgen, das, eben noch zerrissen und gepeitscht in den Schnellen, jetzt, unmittelbar vor seinem Sprung in die Tiefe, eine merkwürdige Ruhe gewonnen hat und klar und lustig über den seichten Felsengrund dahin hüpft: — während dem hörst du aus ungesehener Tiefe herauf das majestätische Brausen des Katarakts. Es sind dieselben Wellen, die einen Moment zuvor sanft plät-



DIE SCHNELLEN DES NIAGARA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

schernd deine Füße netzten und die nun, kaum 20 Fuß von dir entfernt mit ihren Millionen Schwestern über die Felsenbrüstung in den Abgrund stürzend, den ungeheuersten Wasserfall bilden. Hast du dich dann in den waldbewachsenen Flanken von Goat-Island satt ergangen, dann ersteige die Gallerie des steinernen Thurms, der, nach dem großen Falle zu, kühn auf der Felsenkante, über welche die Wasser hinabstürzen, errichtet ist. Da stehst du Aug in Aug mit dem Strom, du schwebst über dem Katarakt. Die Situation ist unbeschreiblich, und unbeschreiblich das Gefühl, das dich packt. Ein tiefes menschliches Interesse spricht zu dir aus dem feierlichen Wallen des Stroms, wie er dem Absturz sich naht, es ergreift dich wie eine Tragödie. Du siehst das Bild eines Helden, der ruhig und unaufhaltsam in sein Verhängniß geht. Aber verfolge ihn weiter, — bis zur Katastrophe; sieh ihn hinabtauchen in den unsichtbaren Abgrund, und erkenne dann in dem Regenbogen, der über der Tiefe schwebt, auch das Symbol der Versöhnung und einer glorreichen Auferstehung. Wasser, das freundliche bewegliche Element, ist nicht allein das Bild des Lebens, sondern auch dessen, was dem Leben erst Werth verleiht — der Freiheit. Daher wird es jeder sinnvolle Amerikaner als eine besondere Gunst der Natur ansehen, daß gerade im Herzen seines Vaterlandes der mächtigste und prächtigste Katarakt der Erde stürzt und donnert.

Unterhalb der Fälle bildet das Strombett ein weites Tiefthal, in welchem die ganze Wassermasse etwa 5 Meilen weit fortschießt, rauschend und schäumend mit starkem Gefäll bis zum Wirbelpfuhl (Whirlpool). Das Felsgestade zu beiden Seiten bilden jähe Abstürze, hier zerklüftet, dort ausgewaschen; häufig ragt und hängt das Gestein in allerlei Platten und Zacken hoch über dem Strombett. Ueber der dunkeln Felsschlucht hängt, anderthalb Meilen unterhalb der Fälle, leicht und zierlich eine Drahtbrücke in einer Höhe von 230 Fuß über dem Wasser und mit 800 Fuß Spannung. Vor dem Wirbelpfuhl scheint unter dem Wasser das letzte Riff zu sein, über welches die Fluth fällt, um in einem ungeheuern Kessel in tausend Wirbeln umherzukreisen. Aus diesem fließt dann der Strom ruhig und glatt in verhältnißmäßig niedern Ufern hinab bis zum hellen Seespiegel des Ontario.

Pater Hennepin, ein spanischer Missionär, brachte zu Ende des 17. Jahrhunderts der Welt die erste Kunde vom Niagarafall. Jetzt ist die Umgebung mit Ansiedlungen aller Art reich gesegnet, besonders mit Gasthöfen, die den großartigsten Naturgenuß mit allem Comfort des Lebens zu verbinden möglich machen. Auch an Fabriken und Werkhäusern fehlt es

bereits nicht. Im Uebrigen ist die Umgegend ohne Interesse. Das amerikanische Städtchen an den Fällen, eigentlich Manchester, gewöhnlich aber schlechtweg Niagara-Falls genannt, wurde 1809 angelegt. Es enthält eine Menge von Geschäften, Verkaufsläden, Werkstätten und Mühlen und läßt ganz das erregte amerikanische Leben und Treiben erkennen im Gegensatz zu dem gesetzten und ernsten Wesen der canadischen Bevölkerung am jenseitigen Ufer.

Interessant ist die Frage um die Zukunft des Niagarafalles. Da nämlich die einschneidende und spülende Thätigkeit des Wassers, welche bereits die tiefe Schlucht ausgegraben und den Katarakt um so viel dem Eriesee näher gerückt hat, unausgesetzt fort geht, so ist der Zeitpunkt unausbleiblich, in welchem der Strom sein Bette bis hinauf zu seinem Ausflusse ausgebrochen hat und zwischen dem Erie- und Ontariosee nichts mehr übrig ist, als eine lange tiefe Schlucht, in welcher die ungeheure Wassermasse schnell vorwärts drängt. Die Menschen werden dann in den Büchern lesen von der Herrlichkeit der Niagarafälle und sich die Stellen zeigen, wo vor Zeiten der Strom hinabstürzte; aber sie werden sich selbst des gewaltigen Schauspiels nicht mehr erfreuen. Nun, in unsern Tagen wird dieses Ereigniß nicht eintreten, auch nicht in den Tagen unserer Kindeskinder. Der Geolog Lyell berechnet, auf vielfältige Beobachtungen gestützt, daß der Strom, um zu jenem Ziel zu gelangen, 75,000 Jahre brauche, wie er 35,000 Jahre gebraucht habe bis zum jetzigen Standpunkt der Fälle. Nach den Meinungen andrer Naturforscher sind selbst diese Zeiträume noch viel zu gering angegeben. Tausende und aber Tausende von Generationen werden also noch ungeschmälert dieses prächtigste Naturschauspiel genießen können, und die majestätische Stimme des Niagara wird forttönen und — hoffen wir, nie ein Prediger in der Wüste! — sein „Vorwärts" hineindonnern in die Lande und in die Herzen der Menschen.



Nazareth

Nazareth.

Liegen auch, Gott und der Vernunft sei Dank, die Tage auf Nimmerwiederkehren hinter uns, wo Pfaffenschlauheit und Uebermuth der gesammten Christenheit Arm und Kopf regierten, wo auf Roms Posaunenruf die Blüthe der Nationen sich das Kreuz auf das Gewand heftete und Haus, Hof und Vaterland verließ, um das Schwert in's ferne Morgenland zu tragen und die Wohnplätze des Friedens zu Stätten 200jährigen Blutvergießens umzuwandeln; ist auch die Zeit vorbei, wo auf den Straßen nach dem heiligen Lande die wallenden Pilgerschaaren sich drängten und die geweihten Wasser des Jordan von den Osterkarawanen frommer Badenden, die gleich dem Erlöser die Taufe begehrten, über ihre Ufer traten; sind die zahlreichen Quellen auch versiecht, im Thale Josaphat und allerwärts, aus denen den Gewissen der Gläubigen ewige Sündenvergebung und — der römischen Kirche Macht und Schätze sprudelten, so schlägt doch noch jedes geläuterte Christenherz inbrünstig vor Ehrfurcht, wenn der Fuß den Spuren folgen kann, welche der Edelste unseres Geschlechts einst gewandelt, und treibt eine vollberechtigte Sehnsucht Jahr für Jahr Viele zu den Orten, von wo aus das Gestirn reinster Menschenliebe seine leuchtende Bahn über den Erdkreis zog und die Fluth neuer, die Welt beglückender Ideen sich über die nachgeborene Menschheit ergoß. Und solche hohe symbolische Bedeutung wird ihnen bis in die fernste Zukunft bleiben, länger als das Interesse des Geschichtsforschers oder Naturfreundes. Auch in der Zeit der hellsten Erleuchtung und aufgeklärtesten Kritik, nachdem die erhabene Erscheinung des Nazarener Weisen alles Uebermenschlichen entkleidet sein wird, was Mystik und Poesie ihm angedichtet haben, wird dennoch der Kultus mit dem Vollkommensten unseres Gleichen bestehen und den Freund und Verehrer wahren Menschenthums als Wallfahrer nach den heiligen Stätten entsenden, wo jetzt die Gläubigen der drei Hauptreligionen, Christen, Juden und Mohammedaner, jeder zu seinem Vermittler mit dem Himmel betet, ein jeder ihm heilige Symbole, Erinnerungen, Reliquien verehrt. Das Land Israel bleibt für immer die Wiege der Kultur, von welcher der Menschengeist seine Befreiung aus den Fesseln des Aberglaubens datirt.

Drei kleine Tagereisen vom Damaskusthore der heiligen Stadt, in der Richtung über die Ebene von Samaria, bringen den Pilger nach den paradiesischen Blumen- und Getreidegefilden von Jesreel, von den schön-

gestaltigen Höhenzügen umfaßt, aus denen der Berg Tabor hervorragt, der Berg im Hintergrunde unseres Bildes. Das Auge weidet sich an der Ueppigkeit des Thalbodens, welche die hohen Halme unter den buntfarbigsten Jonquillen und Narzissen hervortreibt, ohne daß Jemand säet oder ein Schnitter zur Ernte sich einfindet. Schafe, Ziegen und Rinderheerden weiden da, wie zur Zeit der Erzväter, zwischen den Zelten der Beduinen. Der altberühmte Kison wälzt durch diese Gefilde seine schlammigen Fluthen, jenseits dessen man eine allmählig ansteigende Höhe überschreitet, und, die große von Aegypten nach Damaskus führende Karawanenstraße kreuzend, in das enge Thal hinabsteigt, an dessen Oeffnung das alte biblische Nazareth erscheint. Das heutige En-Nasirah ist eine schlichte, wohlgebaute Stadt, mit flachen Dächern, ohne die im Morgenlande gewohnten Minarets und Kuppeln. Die Zahl der jetzigen Einwohner beträgt 3000, ein Gemisch aller Glaubens- und Bekenntnißformen; nur Juden trifft man nicht. Die wohlhäbigen, aber sehr zuvorkommenden Franziskaner des lateinischen Klosters dienen den Fremden gern als Ciceroni nach der Kirche und Grotte der Verkündigung, dem Haus des heiligen Joseph, dem Brunnen der Maria (im Vordergrunde unseres Bildes), der Grotte mit dem Tisch des Herrn, dem Felsen, von dem Christus so wunderbar der Gefahr des Hinabgestürztwerdens entging, und begleiten ihre Schilderungen mit so minutiösen Einzelnheiten, als wären sie selbst Augenzeugen von allem dem hier Geschehenen gewesen. Daß diese Frommen die Einwendungen eines Skeptikers gegen die Aechtheit ihrer Aussagen nicht aufkommen lassen, versteht sich von selbst, ja sie bezeichnen ihm mit dem feierlichsten Ernste den gebenedeiten Ort, an dem das Haus der Maria gestanden habe, bevor es vorsichtige Engel vor der Kriegsgefahr der Ungläubigen nach Loretto flüchteten.

Kaum eine andere Gegend des Erdbodens hat so viel Krieg und Blutvergießen gesehen, als Nazareth, das einstige Asyl des erhabenen Friedensspenders, im Umkreis weniger Meilen. Von Josua und Gideon bis auf Nebukadnezar und Alexander, von den römischen Kaisern bis auf Saladin und den Kriegsfürsten unserer Zeit, Napoleon I., sind die Umgebungen Nazareths, besonders die Thalebene Jesreel, Zeuge großer entscheidungsvoller Kämpfe gewesen; 1799 schlug sich Junot dort mit den Türken und bald darauf lieferten Napoleon und Kleber einem türkischen Corps von 25,000 Mann eine siegreiche Schlacht.



Die SCHRANNENHALLE
IN MÜNCHEN

Die neue Schrannenhalle in München.

„Unser täglich Brod gib uns heute!" ist eine Bitte aller Religionen, aller Sprachen und jeder Kreatur. Der Vogel im Gezweige zwitschert sie, das Huhn im Hofe gackert sie, das Rind am Wagen und im Stalle macht sie zu einem dröhnenden Klageruf, der wedelnde Hund spricht sie mit den Augen und leckt sie mit der Zunge, das Pferd wiehert und stampft sie, dem sorgenden Menschen wird sie oft zum schweren Seufzer und das fromme Kind betet sie der Mutter nach im Vaterunser des Morgen- und Abendsegens. So gewichtig ist das kleine Wörtchen „Brod", daß es längst viel mehr bedeutet, als das Gebäcke zur allgemeinsten Nahrung. Es hat Einer „sein gutes Brod" nur, wenn er sein gutes „Auskommen" hat. Um das Wort „Bettelbrod" flattern die Lumpen des Elends. „Brod und Spiele!" war der Ruf des Römervolks in seiner tiefsten Versunkenheit, und den Deutschen verfolgt das schlimme Sprüchwort: „Weß Brod ich ess', deß Lied ich sing'." Tausende haben ein „hartes Brod" bis an das Grab, und für Tausende ist der „Brodkorb" so hoch gehängt, daß sie nie im ganzen Leben eines „guten Bissens" froh werden. Gerade diese sind es, die am brünstigsten bitten jeden Tag: „Unser täglich Brod gib uns heute!"

Unsere Zeit hat viele wunde Stellen des Volkslebens aufgedeckt, und Staatsärzte aller Art kurirten und quacksalberten daran herum. Die empfindlichste Wunde nennen sie Proletariat. Die Wunde ward geschlagen durch Uebervölkerung und Mangel an Arbeit und frißt immer mehr um sich durch die steigende Vertheuerung der Lebensmittel.

Das Proletariat mehrt sich in schreckhaftem Maße aus dem versinkenden Stande der zünftigen Handwerker. Nicht die zeitweise Nahrungslosigkeit Unverheiratheter, ob sie nach Arbeiten der Hände oder des Kopfes suchen, sondern die Verarmung der Familien, die früher im engen, ängstlich geschützten Kreis ihrer bürgerlichen Gewerbe ein bescheidenes, aber auskömmliches Brod hatten, diese wird in den Städten, und zwar in großen und mittlern Städten mehr, als in kleinen größtentheils dorfartig auf landwirthschaftliche Erwerbsquellen angewiesenen, zu einer von Tag zu Tag schwerer drückenden Last. Da geht es steil bergab: erst Steuerreste, dann Erlaß der Steuerreste, Unmöglichkeit des Steuernzahlens, Verkauf des Eigenthums, — Almosen! Die Zahl der Almosengeber mindert sich, die der Almosenempfänger mehrt sich. Und um so rascher versinkt eine Zunft, je

mehr sie der Konkurrenz der Fabrikthätigkeit ausgesetzt ist. Die Fabriken und die sie mehr und mehr vervollkommnenden Erfindungen und Entdeckungen im Bereiche der Natur greifen nach Zahl und Umfang täglich mächtiger um sich, während der arme Handwerker, die Fesseln des Zunftzwangs an Händen und Füßen, sich kaum noch rühren kann zwischen der Sorge um Verdienst, der ihm noch immer nach altem Styl berechnet wird, und der Angst um die nothdürftigsten Lebensmittel, die er sämmtlich mit den doppelten, oft dreifachen Preisen neuesten Styls bezahlen soll. Ein goldener Boden droht verloren zu gehen.

Der Verfall der Zunft begann mit dem Wurmfraß in ihrem Innern. Dieser äußerte sein Dasein schon im 17. und noch hervortretender im 18. Jahrhundert dadurch, daß dieses damals auf seinem Höhepunkte stehende Institut seine Macht zur Monopolisirung des lokalen Markts mißbrauchte. Stadt gegen Stadt, Gewerbe gegen Gewerbe schloß sich ab, aller Schwung des allgemeinen gewerblichen Fortschritts erlahmte. Das ist die Zeit der wirthschaftlichen Stagnationsperiode, welche der Verfasser von „Abbruch und Neubau der Zunft" vortrefflich schildert. Der ganze Bildungstrieb, sagt er unter Anderem, vergailt unter dem Druck des beschränkten Marktes. Bald geht das Trachten dahin, die Vortheile der Zunftexklusivität unter allerlei Formen für die bevorrechteten Meisterfamilien erblich zu machen, ja sogar sie auf Wohnungen zu radiciren. Real- und Banngewerbrechte, Marktzwang, Ehezwang zu Gunsten von Meisterstöchtern und Meisterswittwen, Fixirung und Beschränkung der Zahl der Lehrlinge und Gesellen, Brutalitäten gegen wirkliche und vermeintliche Pfuscher, das Jagen der sogenannten Bönhasen, Ueberbürdung des Jungmeisters durch übertriebene kostspielige Meisterstücke, durch allerlei Auflagen und Dienstleistungen, Zwangspreise u. s. w. — dieser Inhalt wurde jetzt als Inbegriff der Zunft betrachtet. In diesem Sumpf mußte jeder Fortschritt stecken bleiben . . . Man könnte Bücher über das unglaubliche Unwesen schreiben. Der bayerische geheime Kanzler und Konferenzminister A. W. Freiherr v. Kreittmayer († 1790) behauptet: „Vor dem Reichsschluß von 1731 (wegen Abstellung der Handwerksmißbräuche) war der Hund nicht mit so viel Flöhen, als die Handwerker mit Mißbräuchen angefüllt!"

So lange die Zünfte herrschten, blieb der Landbau stationär, der Grundbesitzer arm, das ganze Güterleben fiel in Erschöpfung. Da schlug die Stunde der Befreiung des Bauernstandes von den feudalen Lasten, die einst versperrten Märkte sind geöffnet, der Verkehr ist erleichtert durch Dampf und Eisen, — und wenige Jahre der Theuerung landwirthschaftlicher Erzeugnisse brachten die erfreulichste Umgestaltung in den Verhältnissen des deutschen Landmanns hervor. Ein ähnliches und kein anderes Mittel kann den gewerblichen Bürgerstand vom völligen Verfall retten: Befreiung der Gewerbe von den Fesseln und Lasten der Zunft. Nur vollständige Gewerbefreiheit kann neues Leben in die

Gewerbe bringen. Der Zunftzwang, heißt es in „Abbruch und Neubau der Zunft", der starre Bann fest abgeschiedener Arbeitskreise, hindert die Kapitalkoncentration, den größeren Betrieb, die Arbeitstheilung und ihr ebenso wesentliches Gegenstück, die Arbeitsvereinigung, die Anwendung der Maschine! Der Zunftzwang ertödtet den Trieb nach rationeller technischer Bildung, und indem er mit der ungehinderten wirthschaftlichen Entfaltung des Individuums auch die Wahrscheinlichkeit künftigen Erwerbs ausschließt, entzieht er den Kredit! Die einzelnen Elemente der Industrie wechseln, einander anziehend und abstoßend, in schnellen Kombinationen ab, bald an diesen, bald an jenen Mittelpunkt anschießend: nur wenn die freieste Bewegung in der ganzen Volkswirthschaft herrscht, finden sie auf's Schnellste ihre beste Verwendung und laufen nicht Gefahr, todt zu liegen!

Ohne das starre Festhalten der Zünftler am Alten in den meisten deutschen Ländern würde die Gewerbefreiheit, die, nach Englands und Frankreichs Vorgang, von Preußen, einigen kleineren Staaten und jetzt auch von Oesterreich und Sachsen eingeführt ist, längst durch das ganze Vaterland ihre belebende Kraft gezeigt haben, und längst wären, dem deutschen Geiste angemessen, unter dem Schirm der Gewerbefreiheit freie Gewerbsgenossenschaften zu gegenseitiger Unterstützung und gemeinsamen Unternehmungen zusammen getreten — denn etwas Anderes kann der Neubau der Zunft nicht hervorbringen; — aber nein, in einem Theile Deutschlands fand die Gewerbefreiheit halb und halb, im andern ganz und gar, im dritten gar nicht Eingang, die bedrängten Kleingewerbe, an der morschen Krücke des zünftigen Schutzes dahin wankend, sinken mehr und mehr, — und selbst die polizeilichen Beschränkungen des Getreidemarkts verhelfen ihnen nicht mehr zu billigerem Brode!

Auch hier ist die Zeit vom Publikum einstimmig geforderter zunftgeistiger Polizeieingriffe vorbei, auch hier auf dem Getreidemarkt, ertönt der Ruf: Freiheit! Freiheit des Verkehrs verlangen Producenten und Verkäufer, und selbst die Konsumenten sind der Ueberzeugung nahe gebracht, daß nur durch die Anstrengungen in Produktion und Beifuhr von Körnerfrucht, zu welchen die freie Konkurrenz ermuthigt, dem Mangel wie der Uebertheuerung die sicherste Schranke gezogen sei.

Diese Ansichten sind ebenfalls neu; ihr Gegentheil reicht bis in die ältesten Zeiten hinauf. An staatssorgliche Aufspeicherung von Getreide erinnern schon die sieben fetten und die sieben mageren Kühe zu Josephs Zeit im Lande der Aegypter. Athen hatte eine ausführliche Gesetzgebung über Getreidehandel, Magazinirung und Marktpolizei. Es gab geregelte Zufuhren, hauptsächlich vom Pontus her, Kornflotten, die von Kriegsschiffen geleitet wurden, ein See- und Handelsrecht, das die Ausfuhr des einheimischen Getreides verbot, der Einfuhr des fremden den Piräus als alleinigen Stapelplatz anwies, für auswärtiges Getreide nur einzelnen Städten ein Stapelrecht bewilligte, den inländischen Kauffahrern

die Pflicht auferlegte, unter den Rückfrachten auch Korn zu laden, und den Fremden von dem Korn, das sie nach dem Piräus brachten, nur ein Drittheil wieder auszuführen erlaubte. Da gab es Behörden (die Sitophylaken), welche die eingeführten Vorräthe verbuchten und Aufkäuferei, Mehl- und Brodpreise überwachten, also Marktmeister nach heutigem Begriffe. Die griechischen Marktmeister (Sitonen) hatten die Kornkäufe im Staatsauftrage zu besorgen. Ferner gab es da Preisermäßigungen und Austheilungen von Brod oder Getreide an die ärmeren Bürger, Redner, welche gegen die Wucherer eiferten, und endlich einen Kriminalkodex, welcher die Uebertretung der Korngesetze sogar mit Todesstrafe bedrohte! — In gleicher Weise stand im römischen Reiche die Sorge für Beschaffung der Lebensmittel unter den Regierungspflichten obenan, ja, sie wurde so zur Hauptpflicht des Staats gemacht, daß endlich der Staat selbst unter ihrer Last und ihrer verführenden Gewalt zu Grunde ging. Tacitus hat uns die Stelle aus einem Briefe eines der staatsklugsten Kaiser an den Senat erhalten, welcher die Sorge für die Volksnahrung geradezu für die wichtigste aller Herrscherpflichten erklärt. Das Brod war zum Köder geworden. Hatte schon Cicero geklagt, daß C. Gracchus durch seine Getreidespenden den Staatsschatz erschöpfe, wie hätten seine Worte gelautet, als das römische Volk durch die Usurpatoren- und Despotenpolitik planmäßig zum Gesindel erniedrigt war und wie Gesindel abgefüttert, ja, nicht blos dies, sondern als entscheidende Macht im Staate gefüttert und belustigt werden mußte! Natürlich gilt dies vorzugsweise von dem Pöbel der großen Hauptstädte Rom und Konstantinopel, Alexandria und Antiochia. In Rom wurden zuerst Geld- und Kornmarken an die Hunderttausende von Staatsbettlern ausgetheilt. Schon nach den ersten Kaisern konnte Jedermann diese Marken nach Belieben verkaufen oder gar vererben. Trajan vertheilte sie auch an Kinder, und Diocletian führte sie in Konstantinopel ein. Die Ausgaben dafür stiegen in's Unermeßliche. Für Errichtung von Kornflotten und Handelsgesellschaften (navicularii) und Beischaffung von Kornlieferungen, die unter die Leitung des Praefectus annonae (außerordentlichen Getreide-Kommissärs) und unter die Oberaufsicht des Stadtpräfekten gestellt war, mußten die Einkünfte ganzer Provinzen angewiesen werden! So ward der Koloß reif für den Fußtritt der Barbaren. — Im Mittelalter vertraten lange Zeit und durch viele Länder die Bettelsuppen der Klöster die Stelle der römischen Brodmarken. Dies artete aus zu einer nothgedrungenen Wohlthätigkeit des Krummstabs überall, wo nach und nach der größte oder der beste Theil des Grundbesitzes in die Hände der Geistlichkeit kam und aus freien, frohen, fleißigen Bauern gedrückte, mißmuthige und faule Ackerknechte wurden. Nur der freie Fleiß nährt sich selbst. Sein Gegentheil offenbart uns im Elend des Volks noch heute die pyrenäische wie die apenninische Halbinsel, am niederschlagendsten Portugal und der Kirchenstaat. — Aber auch die neuere und die neueste Zeit mußten noch

durch sehr herbe Erfahrungen, durch nutzlose Verschwendung von Millionen und den Untergang Tausender von Menschenleben, zum Siege der Wahrheit beitragen, daß der Staat, selbst der kleinste, nicht die Mittel hat, um nur die bloße Sättigung der hungrigen Mägen — abgesehen von Allem, was die Gesundheit und der Gaumen noch beanspruchen möchte — auf seine Kosten zu ermöglichen, und daß ein Aufkaufen der Brodstoffe für Staatsrechnung so wenig fähig ist, Theuerung und Hungersnoth zu verbannen, als willkürliche Preisbestimmungen fähig sind, auf die Dauer für die Konsumenten günstig auf den Markt einzuwirken. Der französische Nationalkonvent hatte, um das Volk gegen Hunger und Theuerung zu schützen, eine Commission du commerce et des approvisionnements (Handels- und Verpflegungsamt) in Paris ernannt. Diese Behörde hatte vollkommene Gewalt, über die zum Kornaufkauf nöthigen Summen zu verfügen, Maximalpreise nicht nur für Getreide und Mehl, sondern sogar Zwangspreise für alle Gegenstände des ersten Bedürfnisses, selbst Feuerung, Getränke und Kleidungsstoffe (Seidenwaaren allein ausgenommen) fest zu setzen und alle tarifwidrig in Preis gestellten Brodfrüchte und Mehlarten zu konfisciren! Nie verfügte eine Behörde über mächtigere Mittel für ihren Zweck! Und was war der Erfolg? Die Ausgaben dieser „Hungerkommission", wie das Volk sie nannte, erreichten die ungeheuere Summe von 300 Millionen Francs monatlich, 10,000 Beamte der Kommission wurden dick und fett, der Getreidehandel war vernichtet, in 15 Monaten lag ein Deficit von 1200 Millionen offen da, und das französische arme Volk der Straße, selbst in jenen gräßlichen Tagen noch erhaben über des römischen Pöbels „Panem et Circenses!" stürmte mit dem Rufe: „Brod und die Verfassung von 1793!" in den Sitzungssaal des bethörten Konvents. — Eine Erfahrung der neuesten Zeit lieferte die russische Brutalität in den Donaufürstenthümern während des russisch-türkischen Kriegs von 1828 auf 1829. Graf Pahlen, der russische Heerführer, drohte mit Knute und Tod jedem Bauern und Kornhändler, der sein Getreide nicht um den von ihm befohlenen Preis für die russische Armee ablasse. Sofort hörten alle Zufuhren für die Armee auf, Tausende von Soldaten kamen durch Hunger und Elend um, und Pahlen war genöthigt, seine unbedachte Anordnung zurück zu nehmen, um den Rest des Heeres zu retten. In beiden Fällen wurde die liederliche Wirthschaft bedeutend unterstützt durch die Spitzbüberei, um die Resultate der Unternehmungen möglichst verderblich zu machen gerade für Diejenigen, für welche sie ausschließlich sorgen sollten.

Maßregeln von solchem Umfange sind zwar nicht wieder vorgekommen, aber annähernd ist noch Manches auf diesem Verkehrsfelde gesündigt worden. In der Nothzeit von 1846 und 1847 ließ Ludwig Philipp Brodkarten vertheilen, jedoch nur den bedürftigeren Klassen. Das englische Parlament bewilligte im Februar 1847 8 Millionen Pfund Sterling, um der wahrhaften Noth in Irland abzuhelfen durch Aufkaufung und Ver-

theilung von Getreide. Beide Maßregeln waren gut, und Niemand tadelte sie. Dagegen war es ein Rückfall zu den alten Mißgriffen, daß Ludwig Napoleon 1854 die Stadtgemeinde von Paris nöthigte, den Preis des Weizenbrodes auf 40 Centimes das Kilogramm (gleich $5\frac{1}{2}$ Kreuzer für das Zoll-Pfund) zu erhalten. Die Stadtkasse wurde dadurch gezwungen, die Differenz zwischen dem officiellen und dem wirklichen Preis aus ihren Mitteln auszugleichen, d. h., noch ehe die Theuerung in Frankreich ihren Höhepunkt erreicht hatte, wöchentlich nicht weniger als 6—800,000 Franken nicht etwa blos für die Armen, sondern auch für die Reichen, an die Bäcker zu bezahlen.

Den Theuerungspreisen gegenüber, welche den Armen die schwersten Entbehrungen auflegen und den Mittelstand allmählig aussaugen, ist es eine sehr ernste Frage: Wie soll der Staat in diese Mißverhältnisse eingreifen?

Wir haben gesehen, daß weder die so pomphaft proklamirte „Organisation der Arbeit" der arbeitenden Klasse auf-, noch irgend ein Zwangspreis der Lebensmittel der allgemeinen Noth der Armen und Verarmenden auf die Dauer abgeholfen hat. Soll der Staat selbst Fabrikant, Producent und Kaufmann werden, um in Zeiten der Noth durch seine Konkurrenz bestimmend auf die Preise einwirken zu können? Oder soll das Volk entwöhnt werden von dem Gedanken, der bisher sein Trost war, daß der Staat sein Helfer in der Noth sei und sein müsse? Ich glaube, Keines von Beiden. In Zeiten wahrer Noth, d. h. dann, wenn nicht die Preise allein dem Aermeren das tägliche Brod ganz zu entziehen drohen, sondern wenn wirklicher Mangel voraussichtlich hereinbrechen muß, muß es auch eine Sorge des Staats sein, mit allem Aufwand seiner Mittel und seiner Macht, seiner Gesandten und Handelskonsuln, seiner Transportmittel und seiner Beamten die Zufuhr zu erleichtern, wenn nicht gar zu leiten, durch welche die Gemeinden der Noth im eigenen Kreise steuern und den gefährlichsten Theil der Noth, die Angst vor den Schrecknissen des Hungers, beseitigen können. So lange die Hülfsquellen der Einzelnen und der Korporationen zur Bekämpfung der Noth ausreichen, ist das Einschreiten des Staats nicht zu rechtfertigen. Wo es aber die Existenz eines großen Theils der Bewohner des Landes gilt, erwächst dem Staat eine höhere Pflicht, als die des Schutzes der von der Spekulation beherrschten Wege des Reichthums, in einem solchen Ausnahmefall wäre es ein schweres Unrecht, die Volksnahrung blindlings der Spekulation und den Zufälligkeiten der Konkurrenz allein zu überlassen.

Anders wird die Stellung des Staats gegenüber den im Allgemeinen gestiegenen Lebensmittelpreisen und dem Mißverhältniß des Vermögens, Erwerbs und Verdienstes eines bedeutenden Volkstheils zu denselben. Hier hilft nur Eines, und das ist: Freiheit! Freiheit von den Feudallasten hat den Bauernstand gehoben, Freiheit von den Zunftketten wird den Bürgerstand heben, und Freiheit für den Kornmarkt von den polizei-

lichen und finanziellen Verkehrshemmschuhen wird dem ganzen Volk zum Heile gereichen. Freiheit für die schaffenden Kräfte, ob des Geistes, ob der Hände, das hilft und weiter nichts! — Die jetzt so schwer empfundene Theuerung der Lebensmittel hört auf, eine solche zu sein, sobald die Einnahmen in das rechte Verhältniß zu den Getreidepreisen gesetzt sind. Der Werth des Geldes ist ein anderer geworden, und darnach müssen alle Erwerbs- und Lebensverhältnisse anders, d. h. jene gewinnbringender, diese unnütze Ausgaben ersparender werden, also: Gewerbefreiheit, freie gewerbsgenossenschaftliche Vereine zu gemeinsamen, den Fabriken nacheifernden Unternehmungen mit kluger Kapitalvereinigung und Arbeitstheilung und gesellschaftliches Zusammentreten zur wohlfeileren Befriedigung der täglichen Bedürfnisse, also gemeinschaftliche Küchen und Waschhäuser, wie ja längst schon die Gemeindebacköfen den Sieg über die einzelnen Holzverwüster davon getragen haben, und dergleichen!

Was den Getreidehandel insbesondere betrifft, so haben sich neuerdings wieder viele Stimmen erhoben für die völlige Feigebung desselben. Seuffert in München behauptet in seiner „Statistik des Getreide- und Viktualienhandels im Königreich Bayern" unter Anderem, daß niemals beschränkende Maßregeln ein Sinken der Preise zur Folge gehabt, weil keine derselben die natürliche Ordnung der Fruchtpreise zu unterbrechen vermocht habe. Auf dem guten Grunde der administrativen Statistik erhebt er sein Lehrgebäude über die Schwankungen in der Beischaffung der gewöhnlichen Lebensmittel der Länder. Der Preis des Speisegetreides, sagt er, hängt, wie der jedes andern Gutes, ab von dem Verhältniß zwischen dem Ausgebot und der Nachfrage. Die Größe des Ausgebots ist nicht allein von der Produktion, sondern auch von der Zufuhr von außen abhängig. Diese Zufuhr vermittelt der Handel. Er hat die Preise mit dem Ueberfluß und Mangel an Getreide in den verschiedenen Ländern auszugleichen. Was den Transport und die Aufbewahrung des Getreides leichter und wohlfeiler macht, das trägt zur Ausgleichung der Getreidepreise in verschiedenen Ländern und Zeiten bei und wirkt zugleich als die sicherste Garantie gegen Mangel an einem Orte in Folge schlechter Ernten. Die Verbesserung der Technik in der Aufbewahrung der Frucht und die Erleichterung des Transports setzt aber die völlige Freiheit des Getreidehandels voraus, und zwar ebensowohl in solchen Ländern, welche selbst bei mäßiger Ernte ihren Bedarf vollauf erzeugen und bei besseren Ernten oder auch regelmäßig einen Vorrath zur Ausfuhr bereit haben, als auch in solchen, welche ihren Bedarf selten oder nie bauen, also häufig oder stets der Einfuhr bedürfen. Länder, welche in dieser Weise oft oder immer vom Auslande abhängig sind, müssen die größtmögliche Zufuhr wünschen. Diese aber ist nicht denkbar, wenn in demselben Lande nicht die freieste Ausfuhr zugleich besteht. Beispiele dafür liefern Holland, die Schweiz und England. Umgekehrt ist in denjenigen Ländern, welche mehr

als ihren Bedarf bauen, die Freiheit der Ausfuhr unerläßlich, denn jede Beschränkung derselben würde eine Beschränkung des Getreidebaues zur Folge haben: man würde alsbald minder fruchtbare Aecker nicht mehr mit Getreide bestellen, weil sich ihr Anbau nicht mehr lohnte. Nicht die Zurückhaltung der Produkte im Inland sichert die Ernährung der Konsumenten, sondern die möglichst starke Produktion. Diese aber erfordert sowohl im Inland als auch nach außen den freiesten Absatz, verschafft aber dagegen dem einheimischen Konsumenten nicht bloß größere Sicherheit in dem ausreichenden Bezug seiner Nahrungsmittel, sondern gewährt ihm dieselben um die Frachtkosten ins Ausland wohlfeiler, als dem auswärtigen Käufer. Theuerung ist die einfache und natürliche Folge schwacher Ernten; Theuerungsjahre kann keine Regierung von ihrem Lande abwenden, weil keine im Stande ist, Mißwachs zu verhindern. Wo aber der Getreideverkehr frei ist, nichts der Ansammlung von Seite der Privaten im Wege steht, da wird der Getreidehändler schon im eigenen Interesse darauf sehen, daß fortwährend Vorräthe auf Privatböden aufbewahrt und übertragen werden auf ein etwaiges Jahr des Mangels.

Bayern gehört zu den wenigen Ländern Europa's, welche ihren Bedarf selbst erzeugen. Aber auch hier proklamiren zwar alle die zahlreichen Verordnungen, welche über den Getreidehandel seit dem Jahre 1805 erlassen worden, als ihr allgemeinstes Princip den freien Getreidehandel, halten aber dasselbe weder strikte fest, noch führen sie es genau durch; vielmehr lassen sie sämmtlich die Ansicht durchblicken, daß man bei höheren Getreidepreisen nicht allein die Ausfuhr, sondern auch den Kornhandel im Innern des Landes beschränken, die Händler streng überwachen, Schrannenzwang einführen müsse u. dgl., dagegen beim Sinken der Preise diese Hemmnisse wieder beseitigen und größere Freiheit gestatten dürfe. Die Erfahrung hat aber gezeigt, wie bedenklich es ist, wenn eine Regierung den Getreidehandel, statt ihn mit fester Hand zu schützen, durch störende Eingriffe in seinen Gang verdächtigt und hindert, weil dadurch direkt oder indirekt durch Ausbleiben der Zufuhr die Gefahr des Mangels nur größer wird.

Münchens-Getreidemarkt ist der bedeutendste in Bayern. Trotzdem, daß seit dem zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts der Kartoffelbau in Oberbayern sich sehr ausgebreitet hat, ist gleichwohl die Getreidezufuhr zur münchener Schranne nicht geringer geworden. Die Getreidekonsumtion hat allerdings im Inland abgenommen, nicht aber der Getreidebau. Die Kartoffel, meist als Brachfrucht gebaut, entzieht dem Getreide wenig Boden, unterstützt die Viehmastung, macht es möglich, daß mehr Getreide in den Handel gehen kann, und hilft somit dazu, daß die Preise wieder mehr im Gleichgewicht erhalten werden. Aus den amtlichen Aufzeichnungen geht hervor, daß der Verkauf von Getreide auf der münchener Schranne nach dem Ausland erst in theueren Jahren nennenswerth wird.

So wurden im Jahre 1846 bis 1847 von fremden Händlern für die Schweiz, Baden und Würtemberg im Ganzen 75,198 Scheffel eingekauft, während in jenem Jahre beiläufig 480,000 Scheffel zum Verkauf gekommen waren. Seitdem ist der Markt gewachsen. Als ich an einem Sonnabend des Herbstes von 1856 die Schranne besuchte, betrug der Getreidevorrath 17,200 Scheffel. Schrannenberichte vom Februar 1857 stellen Zahlen von 21,572, ja von 22,796 Scheffeln auf. Das Wachsthum der Zufuhr seit 50 bis 60 Jahren ist großartig. Im Jahr 1790 betrug dieselbe im Ganzen 158,654 Scheffel, im Jahre 1855 dagegen mehr als das Vierfache, nämlich 645,377 Scheffel. In München allein wurden in den Jahren 1851 — 1855 110,729 Scheffel Weizen und Roggen vermahlen, also mehr als ein Scheffel für jeden Kopf der Bevölkerung. Der Malzverbrauch liefert in Bayern für den Kopf jährlich 126 Maß Bier, während im Erzherzogthum Oesterreich dem Kopf 60, in Preußen nur 20 bayerische Maß zukämen, wenn auf der Welt Alles richtig vertheilt würde.

Solch ein riesenhafter Verkehr mit dem Hauptprodukte des Inlands bedurfte eines würdigen Raumes, und dieser ist ihm durch die Erbauung der neuen Maximilians-Schrannenhalle in der Blumenstraße des alten Münchens geworden. Was der Leser in unserem Bilde vor sich hat, ist noch nicht die Hälfte des ganzen Baues. So kommt das Innere der Halle ihm vor Augen, wenn er sie vom Angerthor her betritt. Der in unserem Bilde sichtbare gußeiserne Schrannenflügel hat eine Länge von 562 Fuß bei einer Tiefe von 86 Fuß. Das Thor im Hintergrunde der Halle führt zum steinernen Mittelbau, der aus dem Hauptbau von 80 Fuß Länge und 105 Fuß Tiefe und zweien Flügelbauten von je 60 Fuß Länge und 95 Fuß Tiefe besteht. Hat man die ganze Länge dieses Mittelbaues (also 200 Fuß) durchschritten, so gelangt man zum zweiten gußeisernen Flügel von abermals 562 Fuß Länge und 86 Fuß Tiefe. Von den 72 Säulen beider Hallenflügel wiegt jede 28 Centner, jeder Tragbalken 40 Centner. Zum ganzen Bau sind ungefähr 3 Millionen Pfund Guß- und Schmiedeeisen, zum großen Theil aus den Werken zu Neuhaus, verwendet worden. Die Baukosten betrugen, mit den nicht geringen Summen für Kanal- und Unterbauten, 900,000 Gulden. Den Plan zu dem Prachtwerke lieferten Wolfsberger und Muffat, die Fabrik Kramer-Klett in Nürnberg bereitete das eiserne Gerippe, deren Werkführer Werther ersann eine neue Hebemaschine zur Aufstellung der Eisenmassen und leitete sie, und die Kunst schmückte durch Hiltenspergers Pinsel die Giebelfelder des Mittelbaues mit den Freskobildern der Maria als Patrona Bavariä und des heil. Benno als Schutzpatrons von München.

Der Kreml zu Uglitsch.

Wohin wir auch wandern und blicken, ob in die nächste Nähe, ob in Fernen, wo nur selten der über den Globus hinschweifende Blick sich fest gehalten fühlt durch irgend ein großes Merkzeichen der Geschichte, überall stoßen wir auf Spuren untergegangenen Lebens. Es bedarf's nicht der Asche eines brennenden Vesuv, um die Stätten eines einst mächtigen Volksverkehrs der Nachwelt für Jahrhunderte zu verhüllen, auch nicht des Sandes der Wüste, welcher die Tempel der Götter, wie die Grabhallen der Könige und die Wohnungen der Armuth verschüttete, noch der Urwälder der neuen Erde, zwischen deren Baumriesen der Forscher die Trümmer großer Städte entdeckt, die Zeugniß dafür ablegen, daß eine hohe Kultur schon undenkliche Zeiten vor Columbus in Amerika geblüht habe. Es genügt, daß ein Land spät mit uns in Verbindung getreten sei, um uns Gelegenheit zu bieten, mehr als ein Herculanum und Pompeji für unsere Kenntniß neu aufzugraben und den unermeßlichen Schatz der Geschichte fort und fort zu mehren.

Zu den räumlich uns nächsten Ländern — die Nähe ist durch den eisigen Hauch der Politik von dort uns oft genug fühlbar gemacht worden — gehört das europäische Rußland, und doch wird es in vieler Beziehung erst jetzt unserer Kenntniß erschlossen. Dies gilt jedoch weniger von den neueren, Schweden, Polen und Türken abgenommenen Theilen des großen Reichs, sondern gerade von seinem Kern, dem ältesten Rußland der Moskowiter. Jene neueren Reichstheile hatten entweder meist schon früher, namentlich durch die Hansa, unserm Verkehre offen gestanden, oder ihre Geschichte beruht auf älteren (wie z. B. von den Völkern am Pontus Euxinus selbst klassischen) Quellen.

Das alte Rußland ward uns erst durch die Hülfsmittel der neueren Zeit aufgethan, und zu diesen gehören vor Allem die Akademien und der Dampf. Jene, von kaiserlicher Munificenz reichlich unterstützt, sandten zuerst ihre Forscher und Sammler für Begründung einer umfassenden russischen Landes- und Volkskunde aus; ihrem einflußreichen und geschützten Wirken gelang die Entdeckung und Rettung mancher wichtigen Urkunden und die Bewahrung vieler Geschichtsdenkmäler in Stein und Pergament. Näher rückte uns dies Alles aber erst, seitdem die Lokomotive von Petersburg bis nach Moskau vorgedrungen ist und das Dampfschiff den Reisenden



Der KREML zu UGLITSCH

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

die Wolga hinauf bis nach Rybinsk führt. Seitdem taucht Stadt um Stadt vor uns auf, wie aus dem Strome der Vergessenheit, aus Vulkanschutt und Urwaldnacht emporgehoben, und überall erblicken wir zwischen dem lebendigen Treiben der Gegenwart die grauen ernst aufragenden Mahner an verschwundene Herrlichkeiten.

Vor ein solches Denkmal führt den Leser, damit er vergleichsweise auch einmal „russische Ruinen" schaue, unser Bild, das die Ueberreste des alten Kreml von Uglitsch zeigt. Wir müssen auf der Wolga noch über Rybinsk hinausfahren, wenn wir an die Stelle kommen wollen, wo die Koroschitschna sich in sie ergießt und wo die russische Kreisstadt Uglitsch (57° 32′ nördl. Br., 55° 59′ östl. L.) im Gouvernement Jaroslaw liegt. Diese Stadt scheint eine so tragische Geschichte, wie irgend eine in Deutschland, zu haben. Wie alle Fürstensitze, theilte sie zwar die Ehren ihres Herrn und blühte an der Sonne seiner Huld, hatte aber dafür auch alle Unwetter des Schicksals am schwersten mit zu tragen. So erlag sie schon 1370 der Brandfackel des Fürsten Michaels von Twer. Im Jahre 1456 wurde sie von dem Fürsten von Borowsk an den Großfürsten Wassilij Temenj abgetreten, und sie muß in den nächsten anderthalb hundert Jahren ein Liebling des Glücks gewesen sein, wenn die Kunde wahr ist, daß sie vor der letzten Zerstörung durch die Litthauer, im Jahre 1607, nicht weniger als 30,000 Häuser, 150 Kirchen und 12 Klöster gehabt haben soll. Von jener Größe wären die Ueberbleibsel des alten Kreml nun die einzigen Zeugen. Die jetzige Stadt zählt 1100 Häuser, darunter 25 Kirchen, 2 Klöster und 3 Schulen, und, nach dem letzten Census (von 1855), etwas über 10,000 Einwohner. Sie besteht aus drei Theilen: Semljanoï-Gorod (Erdstadt), Posſàd und einer Vorstadt; diese Alle mit einem Wall umgeben, der keine Ansprüche auf fortifikatorische Bedeutung macht. Desto bedeutender ist die Industrie, die im Verein mit dem Handel den Wohlstand der Stadt sichert; für Leder, Seife, Papier, Leinwand, Wolle, Getreide, Fleisch, kupferne und zinnerne Waaren ist Uglitsch der Hauptstapelplatz des Gouvernements und liefert für die Schifffahrt auf der Wolga einen stattlichen Befrachtungsbeitrag.

Die Straße über den Gotthard und die Teufelsbrücke in der Schweiz.

Ein Uebersteigen der Alpen galt im Alterthum für eine herkulische Arbeit; ja die Sage nennt geradezu den Herkules selbst als den Erbauer des ersten Wegs über das Gebirge. Besser begründet ist die Kunde von einer heiligen Straße, welche die stammverwandten Völkerschaften des Gebirgs als gemeinschaftliches Kommunikationsmittel zu unterhalten sich verpflichteten. Sie war ein Werk der Nothdurft und schlecht genug; denn als Hannibal auf derselben mit schwererem Kriegsgeräth und Elephanten nach Italien drang, hielt man das Unternehmen für ein Wunder. Später bauten zwar die Römer eigentliche Kunststraßen; aber aus ihren Trümmern sieht man, daß auch sie nur schmale Wege waren, steil und gefährlich und mit unsern heutigen Heerwegen gar nicht zu vergleichen.

Diese Werke verfielen mit dem Reiche, das ihrer bedurft und sie hergestellt hatte, und bis in's achtzehnte Jahrhundert bestanden die Alpenwege nur aus Saumpfaden. Erst als die Posteinrichtungen und die erweiterten Handels- und Gewerbverhältnisse die Erbauung fahrbarer Alpenstraßen als eine unabweisliche Nothwendigkeit hinstellten, schöpfte man zu größeren Unternehmungen Muth; doch der eigentliche Zauberer, der die Alpen ebnete, war der Kriegsgott. Napoleon wollte, daß sich ganze Armeen, mit Geschütz und Train, nach jeglicher Richtung über das Gebirge bewegen könnten, und was er wollte, machte er innerhalb einiger Jahre zur That. Mit sieben prächtigen Heerstraßen durchfurchte er das starre Antlitz des höchsten Gebirgs unsers Erdtheils, und jetzt wird die Verbindung zwischen Frankreich, Deutschland und Italien auf dreizehn Wegen unterhalten, die sämmtlich mit Lastwagen zu jeder Jahreszeit befahren werden können.

Keine dieser Straßen führt jedoch unmittelbar über die höchsten Kämme, wie dies bei niedrigeren Gebirgsketten häufig der Fall ist; alle laufen auf ihren erhabensten Punkten durch tiefe Einschnitte und Einsattlungen (Cols), welche eine halbe bis zwei Stunden breit sind und die schon in frühesten Zeiten zu Pfaden und Saumwegen benutzt wurden. In diesen Einschnitten, wo sich die Gewässer der verschiedenen Stromgebiete scheiden, entstanden schon in den ersten christlichen Jahrhunderten Einsiedeleien, Klöster, Hospitäler und Wirthshäuser zum Dienste der Reisenden und zur Rettung der Verunglückten und Verirrten. Diese alten Werke der Wohl-



C. Reiss del.

DIE TEUFELSBRÜCKE

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

thätigkeit und Frömmigkeit werden immer noch erhalten, obschon die Veranlassung, welche sie gründete, fast nirgends mehr vorhanden ist.

Der Kunstweg über den Gotthard ist unter den Werken des Alpenstraßenbaus einer der größten und neuesten. Sein Hochpunkt befindet sich 6750 Fuß über dem Meere. Schon in den ältesten Zeiten verband der Gotthardspaß die Schweiz mit Italien; schon die Römer fanden ihn gangbar, als sie in diese Gegenden kamen. Die unzähligen Völkerschwärme, welche Marius vernichtete, die Cimbern und Teutonen, stiegen auf demselben in die lachenden Gefilde der Römerreichs herab, nach dessen Eroberung sie trachteten. Auf ihm drangen im fünften Jahrhundert ihre Nachkommen, die Allemannen, gegen das schwachgewordene Rom; doch waren auch sie nicht glücklicher, als ihre Vorfahren, denn sie wurden bei Bellinzona überwunden. Ein deutscher Prälat, der Bischof von Hildesheim, baute im zwölften Jahrhundert, bei Veranlassung einer Fahrt nach Rom, auf dem Col eine dem heil. Gotthard geweihete Kapelle mit einem Hospiz für hülfsbedürftige Wanderer: eine Stiftung, die sich erhalten hat bis auf unsere Zeiten. Die alte Straße war ehedem gepflastert; sie konnte ohne Gefahr, jedoch nur mit Saumthieren passirt werden. Man brauchte von Altdorf bis Bellinzona drei volle Tage. Gegenwärtig macht man die Tour mit größter Bequemlichkeit zu Wagen in 20 Stunden.

Meistens kommen die Reisenden, welche aus der Schweiz über den Gotthard nach Italien wollen, durch das Thal des Vierwaldstädter Sees über Flüelen und Altdorf her, wo sie einen Tag rasten, um die heiligen Orte der Freiheit zu betrachten. Von Altdorf steigt die Straße am Fuße einer steilen Gebirgswand langsam auf. Hohe Tannenwälder prangen auf derselben; seit Jahrhunderten werden sie wie ein Heiligthum erhalten, denn sie schützen das Städtchen und die Straße gegen die herabrollenden Felsstücke und Lawinen. Eine Brücke führt hinter Altdorf über den Schächenbach, welcher aus seinem Thale der Reuß entgegen rauscht. Jenseits dieses Waldwassers schlängelt der Weg an senkelgeraden Felsen vorbei, die, wie steile Ufer eines Sees, aus der horizontalen Ebene aufsteigen. Und ein See war hier wirklich, bis der nagende Zahn der Zeit und der Druck der gefangenen Gewässer die Banden derselben sprengten und den Felsdamm niederstürzten, welcher sie abwärts einschloß.

Mit einer scharfen Wendung betritt die Straße das herrliche Thal, durch welches die mächtige Reuß dem Vierwaldstädter See zueilt. Ihre rechten Ufer sind hohe, üppig bewaldete Berge; links thürmt sich die Felswand des Golzernbergs hoch empor und wirft weithin seine dunkeln Schatten; vorwärts schimmert der beschneiete Gipfel des Stägerbergs, und der hinter ihm glänzende, noch höhere Crispalt schließt die Fernsicht. In den Windungen des engen, romantischen Grundes hin führt die Straße zu einem Häuflein zerstreuter Wohnungen: nach „Am Steg" mit einem Posthause. Jenseits dieses Ortes passirt man den Kerstelenbach auf einer

Brücke, von der man den Einblick in den tiefen, von schroffem Gebirg eingefaßten Maderanengrund genießt. Von diesem Punkte an steigt die Straße ohne Unterbrechung fort bis auf den Nacken des Gotthards. Die Reuß bleibt die beständige Begleiterin; ihr immer und immer stärkeres Rauschen verräth ihr starkes Gefäll. Alle Berge werden majestätischer, ihre Formen markirter; die Welt der Hochalpen offenbart sich. Spitzen und Zacken ragen zwischen langen Jöchern, und von den Zinnen der Felsen sieht man die Nebel der Staubbäche, in denen sich die Sonnenstrahlen mit allen Farben des Regenbogens brechen. Der Wasserfälle ferner Donner wird häufig hörbar. Die Reuß tobt in tiefer Kluft dahin. Auf alten und neuen Brücken wird sie bald da, bald dort von der Straße überschritten, bis der „Pfaffensprung" erreicht ist, eine Stelle, die jeden Wanderer fesselt. Hier stürzt sich die wilde Reuß senkrecht in die furchtbare Tiefe, hervorbrechend aus einer schmalen Bergspalte, über welche, der Sage nach, einst ein Mönch, mit seinem Liebchen im Arm, gesprungen sein soll, um zu entfliehen.

Reisende, deren Seele für das Große in der Natur nicht schon todt ist, wandern von da bis zum Gipfel der Gotthardsstraße zu Fuße. Brücken folgen auf Brücken, eine kühner erbaut als die andere. Auch den Beherztesten ergreift wohl der Schwindel, wenn er über ihre Brustwehr hinab in den dunkeln Abgrund schaut, wo der Strom rast, Gischtwolken emporspritzend. Wasen wird erreicht, ein freundliches Dörfchen, das von „Am Steg" zwei Stunden entfernt ist. Die Vegetation, bis daher noch üppig, wird nun ärmer. Mühsam und im Zickzack klettert die Straße an den steilen Thalwänden hinauf, bald hüben, bald drüben; tiefer, furchtbarer wühlt der Bergstrom, streckenlang zürnt er in schäumenden Wasserfällen. Giesbäche sieht man sehr häufig: öfters stürzen sie über die Straße und der Reisende blickt mit Verwunderung durch den dünnen, nassen Vorhang. Da, wo der Rohrbach aus enger Kluft, die mit wildem Gebüsch überwachsen ist, der Reuß zutobt, liegt ein Stein; — von dem weiß jeder Hirtenknabe zu erzählen, daß ihn der Teufel beim Erbau seiner Brücke verloren und jeder warnt, sich darauf zu setzen. Wer möchte auch da ausruhen, wo die Schauer der großen chaotischen Natur rastlos vorwärts treiben? Nichts Freundliches begegnet mehr dem Auge; keine Hütte, kein Baum, kein schattender Busch; nur hie und da noch, unterm Schutze überhangenden Gesteins, wuchert zarter Farren oder gelbes Moos in den Klüften, oder ein einsames Alpenblümchen freut sich ungepflückt seines Daseins. Kahle, oft über tausend Fuß hohe Felsmauern senken sich hinab, oder gipfeln als Thürme in die Wolken; oder aus schwindelnder Höhe gucken lockere Felsstücke, weit überhangend, auf den zagenden Reisenden hinunter, während schon hinabgerollte, hausgroße Massen zerschmettert am Wege liegen. Wann, wie es häufig der Fall ist, Gewitterwolken zwischen diesen engen Felsspalten sich sammeln, oder dicke Bergnebel den Reisenden in Finsterniß hüllen, so glaubt er sich dem Acheron nahe und nicht mehr in der hohen, lichten Bergwelt.

In dieser Scene des Grauens — gerade da, wo alle Schrecken der Gegend auf die Seele des Wanderers einstürmen; da, wo er sich am Ende der Welt glaubt und ohne Ausgang: — da erscheint mit einem Male ein graubemooster Schwibbogen von rohen Felsblöcken, inmitten, weißer Schaumwolken, umstürmt von hoch herabstürzenden Fluthen. Es ist die Teufelsbrücke — und kein Wunder ist's, daß die Sage sie zu einem Werke übermenschlicher Kräfte gemacht. In einem einzigen Bogen von 75 Fuß Spannung schreitet sie leicht von einer Felswand hinüber auf die andere. —

Wer nicht schwindelt, der raste auf der Mitte des Bogens und schaue um sich. Ringsum Felsen, die nur den Blick nach den Wolken gestatten; Felsen, die sich fast berühren, und unter sich eine unabsehliche Tiefe, in welche eine schäumende, tobende Fluth hinabdonnert. Kein anderer Punkt der Alpen bietet ein solches Schauspiel wieder. —

Diese alte und eigentliche Teufelsbrücke, welche unser Bild darstellt, wird indessen jetzt nur noch von Fußgängern passirt. In den wilden Kämpfen, welche 1799 zwischen Oesterreichern und Franzosen, später zwischen Russen und Franzosen hier stattfanden, wurde sie theilweise gesprengt, und deshalb 1830 eine neue Teufelsbrücke erbaut, die neben und über der alten, und 95 Fuß hoch über den Strom die Kluft überspringt.

Ueber der Teufelsbrücke ist das Defilé durch himmelhohe Felsen geschlossen, in welche sich die Reuß senkrecht und so eingesägt hat, daß dem Wege auch nicht ein Fuß breit Raum übrig bleibt. Man mußte ihn deshalb durch die Felsen führen. Diese Stelle, das Urner Loch, war ehedem ein enger, finsterer Stollen, passend zu der Schauerscene der Außenwelt; jetzt ist's ein prächtiger Tunnel, durch eine weite Oeffnung erleuchtet, welche man seitwärts in's Freie gebrochen hat. Durch dieses Felsenfenster sieht man die Wogen der wilden Reuß, welche durch die enge Felsspalte hinabstürzt. Ihr Gebrüll, das an den Felswänden schauerlich wiederhallt, übertäubt jeden andern Laut, und wer es wagt, sich über die Brüstung hinaus zu biegen, hat ein Schauspiel voller Erhabenheit, aber auch voller Entsetzen vor sich.

Jenseits des Urner Lochs ist die Scene gänzlich verändert. An die Stelle des Wogentumults ist Todtenstille getreten, statt des rastlosen Kampfgewühls der Elemente tritt das Bild ungestörter Ruhe vor die Seele. Ueber eine begraste Hochebene, an lichtgrünen Alpen hin, auf welchen da und dort ein Hirt bei seinen weidenden Rindern jodelt, führt die Straße nach dem Dörfchen Hospital, dessen Häuser schon in weiter Ferne dem Wanderer freundlich zuwinken. Die Umgebung des Oertchens ist das Bild der Einfachheit und des Friedens. Bäume sieht man nicht; ringsum aber sind die schönsten Bergwiesen, geschützt von den Mauern und Wällen, die des Schöpfers Hand erbaut hat. Auch die Menschen sind keine

unharmonische Staffage in dieser Landschaft; sie scheinen zufrieden. Obschon abgesondert durch ihre Lage von der übrigen Welt, führt ihnen die Straße doch Leute aus allen Weltgegenden zu, und Keiner kömmt und Keiner geht, der nicht zu der nie versiegenden Quelle des Erwerbs, welcher für die Hospitalbewohner die Straße ist, seinen Tropfen spendete. Meistens Hirten, sind sie nebenbei Führer, Säumer, Lastträger oder Wirthe. Es ist ein gesunder, robuster Schlag mit dem wohlthuenden Blick freier Menschen. Hospital ist das letzte schweizerische Dorf. Es liegt schon so hoch, daß kein Getreide, kein Holz, kein Gemüse fortkommt. Alle diese Lebensbedürfnisse aber bringt der tägliche Verkehr aus den tiefer gelegenen Landstrichen reichlich und zu billigen Preisen herauf.

Von Hospital bis zum Hospiz sind es drei Stunden. Mühsam windet sich die Straße mit vielen Krümmungen hinan. Eine kleine, sterile Ebene bildet den Nacken des seitwärts noch 3000 Fuß höher ansteigenden Gotthards. Das Plateau, von Felsen eingeschlossen, ist ein ödes, trauriges Plätzchen. Zehn Monate herrscht hier der Winter, das ganze Jahr der Sturm. Auf dieser Höhe, 6750 Fuß über der Meeresfläche, umgeben von Felsen und den mit ewigem Schnee und furchtbaren Gletschermassen bedeckten Berggipfeln, lag sonst das von dem menschenfreundlichen Borromäer 1648 erbaute Kloster der Kapuziner. Die frommen Väter empfingen die Reisenden gastlich und unentgeldlich, und suchten bei schlechtem Wetter mit ihren Hunden, die Verirrten oder durch Lawinen Verunglückten auf, welchen nächtlich, von Viertelstunde zu Viertelstunde, durch eine Glocke Zeichen gegeben wurde. Der Krieg der Revolutionszeit hat auch diese menschenfreundliche Anstalt zerstört. Das jetzige Hospiz ist kein Kloster; blos ein Kaplan ist hier stationirt. Es wird rein von den milden Gaben wohlthätiger Menschen erhalten. Und gewiß, ist irgendwo eine milde Gabe gut angelegt, so ist es hier! Durchschnittlich werden in diesem Hospiz 11—12 tausend Personen im Jahre verpflegt und gegen 20,000 Rationen an Brod, Suppe und Kaffee verbraucht. Dem Hospiz gegenüber steht die ehemalige Dagona, jetzt Albergo del Gotardo, ein schweres, gegen Wind und Wetter zu Schutz und Trutz errichtetes Gebäude. Hier findet Postpferdewechsel statt.

Mit dem ersten Schritte vom Nacken des Gotthardts abwärts ändert sich die Scene. Der warme Hauch Italiens weht von Airolo herauf und belebt das todte Gestein. Es bedeckt sich zuerst mit Moos und Farren, dann mit dichtem, kurzem Grase, dann mit der Flora der Alpen, und weiter hinab erscheinen das Rhododendron und andere blühende Kinder der südlichen Gebirge auf den Felsblöcken, welche des Tessins (Tizino's) krystallene Fluth umschäumt. Airolo, im erweiterten Thalgrunde, ein freundliches, lebenvolles, nahrungsreiches Städtchen, nimmt den Reisenden gastlich auf und reicht nach der anstrengenden Bergwanderung jegliche Erquickung dar.



MOUNT JEFFERSON

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Eigenthum d. Verleger.

Vom Gotthard bis Airolo sind's 2 Meilen, und $2^1|_2$ Meilen von da nach Faido, der nächsten Station. Auf dieser Strecke entfaltet sich noch einmal die große Alpennatur mit ihren Wundern. Die vortreffliche Kunststraße geht durch den Livinergrund an den malerischen Wasserfällen des Tessin vorüber, bald über Viadukte, bald über kühn gesprengte Brücken. Die Scenerien des Val Tremola sind berühmt. Schauerlich ist die Felsenschlucht bei der Zitterbrücke (Ponte Tremola), über welcher die Steinmassen bis an die Wolken steigen, während der Tessin mit ungeheuerm Sturz und einem auf Meilen weit hörbaren Donner die Tiefe aufsucht. — Bald nimmt die Natur wieder freundlichere Züge an. Das Thal wird breiter, die Felsen sind nicht mehr mit entwipfelten Tannen, sondern mit dichtbelaubten, edlen Kastanien bewachsen, und zu ihrem üppigen Laubdach bildet die Fernsicht in die blinkenden Schneethäler rückwärts, aus denen silberne Kaskaden und Staubbäche herabstürzen, einen angenehmen Kontrast. An einer Stelle sieht man deren acht auf einmal.

Faido ist ein freundliches, gastliches Dörfchen. Die Ufer des Tessins werden immer lachender und weiter abwärts sieht man jede kulturfähige Felsecke sorgfältig benutzt. Weinreben ranken an dem Gestein, und die Aprikose und die Pfirsich bieten mit fruchtbeladenen Aesten dem Wanderer Labsal.

Es naht die eigentliche Grenze Hesperiens. Bellinzona ist sein Thor, die nächste Station. Auf hohen Felsen, zu beiden Seiten der Straße, thronen und drohen zwei gewaltige Burgen; sie bewachen den Paß, einen Hauptschlüssel Italiens. Und hier, wo die Straße zwischen hohen Wallnuß- und Maulbeerbäumen hinzieht, an welchen die Weinrebe nachlässig von Stamm zu Stamm sich hinüber schlingt, wo die breitblättrigen Feigenbüsche die sonnigen Wände der Wohnungen bekleiden, verlassen wir den Weg und wünschen Allen, die ihn ziehen, der schuldlosen Freude volles Maß. —

Mount Jefferson.

Unser Bild versetzt uns auf den Mount Washington, den höchsten Berg der „Nordamerikanischen Schweiz“ in New-Hampshire. Auf seinem Scheitel (6226 Fuß über dem Meere) gewährt er einen Rundblick, von dem die Kunst uns denjenigen Theil wiederzugeben versucht hat, der uns

den Gipfel des Mount Jefferson in seiner Höhe von 5657 Fuß als Hauptgegenstand zeigt.

Die „Weißen Berge", diese Alpen der Union, haben als eine geschlossene Kette eine Ausdehnung von nur drei bis vier deutschen Meilen. Innerhalb derselben erheben sich, neben dem Washington und Jefferson, als andere angesehene Bergpräsidenten: der Adams von 5759, der Madison von 5415, im Nordosten des Washington, und der Mount Monroe von 5349, der Franklin von 4850, und der Mount Pleasant von 4712 Fuß Höhe. Dieser Hauptbergzug entsendet vom Norden New-Hampshire's bis nach Connecticut hin einzelne, bald isolirte, bald zu kleineren Gruppen zusammengetretene Höhen. In einer der letzteren, 20 Meilen südwestlich von Mount Washington, steigt der Mount Lafayette bis 5500' über d. M. empor und bildet einen zweiten Hauptpunkt der an Naturschönheiten so reichen Weißen Berge.

Die Mehrzahl der Besucher zieht zu diesen Wundern der Natur auf der landesüblichen Bahn der Konvenienz, d. h. auf der Boston-Montreal-Eisenbahn. Diese führt ihre Gäste längs der malerischen Ufer des Merrimack hin, wo im Vordergrunde rauhe, durchbrochene Hügel und über diesen in weiter Entfernung die hohen Gipfel der Weißen Berge emporsteigen. Man fährt in der Regel bis Weirs am Winnipiseogee-See, um welchen eine Dampfboottour gemacht wird. Der jährlich hier durchbrechende Strom der Reisenden rennt von da seinen gewöhnlichen Lauf mittelst des Eilwagens nach Conway, an der Ostseite des Gebirgszugs, und wird von dort in einer andern Postkutsche durch die berühmte Schlucht (Notch) der Weißen Berge nach dem Notch-Haus getragen, das mitten in dem Engpasse errichtet ist und von allen Besuchern der Weißen Berge zum Centralpunkt ihrer Exkursionen auserwählt wird. — Von hier aus ersteigt man gewöhnlich den Mount Washington. Es geschieht dies zu Pferde und auf einem Saumpfade, der den Reisenden erst auf den Mount Clinton führt, an dessen Fuß das Notch-Haus liegt. Von da geht es, ungefähr zwei Stunden lang, bald auf-, bald abwärts über eine rauhe, steile Felsenkette und schließlich am Rande eines mehre hundert Fuß tiefen Abgrundes hin auf den eigentlichen Kamm der Bergkette. Diesen verfolgend erreicht man den Fuß des Mount Washington, der von hier aus, einem Kegel gleich, bis zu seinem Gipfel noch 1500 Fuß aufsteigt. Die Ueberwindung dieser letzten Höhe kostet noch bedeutende Anstrengung, ist aber, bei der Sicherheit der hiesigen Pferde im Bergsteigen, nicht gefährlich und außerordentlich lohnend. Der Gipfel ist kahl und mit riesigem Felsgetrümmer übersäet; nichts hemmt den Rundblick, der bei klarem Wetter dem Auge einen Kranz der entzückendsten Bilder vorführt. Im Südosten ergläuzt am Horizont ein blendender Silberstreifen: der atlantische Ocean, der in 65 Meilen Entfernung die Küsten von Maine umspannt. Seen aller Größe, vom langgestreckten Winnipiseogee bis zu dem Bergsee



SCHLOSS und STADT SIEGMARINGEN

(Hohenzollern)

Aus der Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildburghausen

Eigenthum der Verleger

von wenigen hundert Morgen tauchen in allen Richtungen auf. Felsen- und Bergketten, mit im Nebel eingehüllten Thälern, ziehen sich unter dem Beschauer gleich versteinerten Wellen eines Sturmmeers hin. Letzteres ist's, was unser Künstler nach der bezeichneten Richtung hin darzustellen suchte. Die Amerikaner betheuern, daß der Besuch dieses Washingtongipfels allein eine Fahrt über den Ocean werth sei.

Schloß und Stadt Sigmaringen.

Den Aelteren unserer Leser ist das Gefühl noch nicht ganz fremd, mit welchem vor den dreißiger Jahren der in Klein- und Mittelstaaten Einheimische sein Geburtsland auf der Karte und die Residenz seines Fürsten in der Hauptstadt betrachtete. Es herrschte in den Gemüthern eine durch ihre Beschränktheit ausgezeichnete Vorliebe für den engen Heimatraum, die selbst aufgeklärte Leute schon hinter dem nächsten Grenzstein in die „Fremde" versetzte, und die in tiefster Ehrfurcht ersterbenden Unterthanen dehnten ihren elastischen Respekt vor allem zum „Hofe" Gehörigen bis auf jede Bedientenlivree aus, die an den Portalen der Schlösser schimmerte. Je kleiner das Land, desto familienartiger gestaltete sich das Zusammenleben der verschiedenen Stände unter sich, desto patriarchalischer das Verhältniß des Fürsten zur Gesammtheit der Bewohnerschaft. Jedermann kannte jede Person am Hofe und jeder Person Eigenschaften und Umstände, und jede Person von nur einiger nicht alltäglicher Eigenthümlichkeit war dem Hofe bekannt. Es bewegte sich Alles in kleinen Kreisen, in denen nichts Großes Raum hatte und nichts groß war, als die Genügsamkeit. Je größer dagegen das Land, desto größer war in jeder patriotischen Brust der Stolz auf dasselbe und der Hochmuth, mit welchem man auf den kleineren Nachbar hinsah; ein großherzoglicher Unterthan dünkte sich mehr, als ein herzoglicher, ein herzoglicher bedeutend mehr als ein fürstlicher oder gar landgräflicher, und ein königlicher blickte auf Alle ebenso selbstgefällig hinab, wie endlich ein kaiserlicher auf alle mit einander. An allen Landesgrenzen innerhalb des deutschen Bundesreichs gab es täglich gegenseitige Hänseleien und Händel; die Schlagbäume hatten die Deutschen einander entfremdet, die große Erhebung während der Befreiungskriege war von metternichscher Staatskunst glücklich überwunden und kein Sieg im kaum wiederer-

rungenen deutschen Vaterland schien vollständiger zu sein, als der erbärmlichen Pfahlbürgerthums und kriegender Servilität über das eigene Nationalgefühl.

Wem diese Zustände noch im Gedächtniß haften, der erinnert sich auch der liebsten patriotischen Wünsche der Kleinstaatseelen jener Zeit. Sie lagen sehr nahe: Jeder wünschte, so oft er die Landkarte betrachtete, entsprechende Vergrößerungen für sein kleines Heimatreich. Der Weimaraner träumte keinen schönern Traum, als wenn er seinen Großherzog als König von Thüringen in seiner Hauptstadt Erfurt sah; der Sachse schwärmte für die Wiedervereinigung der abgerissenen Theile und wo möglich noch einiger wohlgelegenen Stücke mehr mit dem Mutterlande; wieder anders zog der Koburger die Phantasielinien seiner Landesgrenzen; der Hannoveraner konnte die Selbständigkeit von Oldenburg, Bremen, Braunschweig 2c. durchaus nicht als nothwendig anerkennen; und was in gut schwäbischen, pfälzischen, fränkischen Köpfen spuckte, überbot sich gegenseitig an politischer Kühnheit unter der Glasglocke des Pfahlpatriotismus. Erhob doch die Springfluth des achtundvierziger Jahres anfänglich viele bayerische Geister zu keiner höheren Anschauung, als auf die Erweiterung ihrer „Reichsgrenzen" durch Einverleibung aller kleineren Nachbarschaften zu denken. So eng hing noch der allgemeine Volkswunsch mit der Freude am Dynastienglanz zusammen, und so beschränkt war noch immer der politische Gesichtskreis der klein- und mittelstaatlichen Unterthanenaugen in Deutschland.

In einem so wohlorganisirten Polizeistaatssysteme, wie Metternich es in Deutschland begründet und der Bundestag es gepflegt hatte, darf man es zu den ehrendsten Wundern unserer Geschichte zählen, daß eine einzige Revolution mächtig genug war, um in allen deutschen Staaten den patriarchalischen Dynastienzauber vollständig zu zerstören, und daß es nur einer abermaligen zehnjährigen Reaktion bedurfte, um die Macht der nationalen Idee im ganzen deutschen Volke zum Durchbruch zu bringen. — Nur wem das Bild der so rasch alt gewordenen Zeit noch vor Augen steht, wo schon das Herantraben „herrschaftlicher" Pferde jede Hand nach dem Hut in Bewegung setzte, nur der wird den bedeutenden Wandel in den gemüthlichen Beziehungen zwischen Dynastien und „Unterthanen" ganz ermessen, einen Wandel, welcher mit den landständischen Kämpfen um das Mein und Dein der Staats- und Fürstengüter begann und auf dem Felde der Rechtsvertheidigung fortgeführt wurde bis zu jener sehr ernsten Scheidung der Interessen der Souveränetäten und der Nation, welche gegenwärtig Deutschland am stärksten bewegt.

In diese Blüthezeit der Reaktion fällt das freiwillige Aufgeben der Souveränetät der beiden Fürstenfamilien von Hohenzollern und die Vereinigung ihrer Länder mit dem Staate der stammverwandten Hohenzollern in Preußen.

Will man diesen Staatsakt auch nicht gerade jenen an die Seite stellen, durch welche noch in der nachnapoleonischen Zeit ganze Landestheile mit ihren Bewohnern von ihren Herren von Gottes Gnaden um schnödes Geld verschachert worden sind, so empört sich doch nicht minder die Würde eines Volks und das Rechtsbewußtsein unserer Zeit dagegen, ein sogar sogenannt „konstitutionelles" Volk von seinem Fürsten nicht höher geachtet zu sehen, als eine Heerde, über die der Besitzer nach Willkür verfügen kann. Hatte schon die Erbtheilung im ernestinischen Sachsen, die noch in die Zeit vor der Julirevolution gefallen war, viel Erbitterung erregt, weil man sie ausgeführt hatte ganz wie einen Privathandel, ohne die gesetzlichen Vertreter der betreffenden Bevölkerungen, die Landstände, nur mit einer Frage über etwaige Wünsche und Bedürfnisse der „Erbschaftsmasse" zu beehren, so mußte dies in noch stärkerem Grade der Fall sein in den beiden hohenzollerschen Fürstenthümern, wo unmittelbar nach, ja in Folge ihres Miniatur-Antheils an der allgemeinen deutschen Bewegung von 1848 die Leute sich eines schönen Abends als Hohenzollern-Sigmaringer und Hechinger niederlegten, um am andern Morgen als Preußen zu erwachen.

Beide Fürstenthümer hatten zu den stillglücklichen in Deutschland gehört; sie hatten in ungestörtem inneren Frieden dahin gelebt, und beide Regierungen waren redlich bemüht gewesen, die Quellen des Wohlstands und der Bildung des Volks zu hüten und zu vermehren. Lage und Naturreichthum des Landes unterstützten ihr Bemühen; dabei machte der kleine Staatshaushalt so wenig Aufwand, daß die Steuern und Abgaben nirgends drückten, während namentlich Sigmaringen dabei vollkommen schuldenfrei war. Wenn irgendwo, so zeigte sich in diesen beiden Ländchen ein erfreuliches Bild der alten patriarchalischen Wirthschaft. Um so empfindlicher mußte daher gerade hier von den Fürsten der rauhe Zug der Revolution verspürt werden. In Sigmaringen hatte ein Advokat Würth sich an die Spitze der Bewegung gestellt und bald einen so großen Theil der öffentlichen Gewalt an sich gerissen, daß der alte Fürst Karl im Unmuthe die Regierung zu Gunsten des Erbprinzen Karl Anton niederlegte; als aber gegen diesen die Agitation noch schroffer auftrat, ja ein Sicherheitsausschuß die Regierung förmlich in Würths Hand zu legen drohte, da verließ der Fürst mit allen Regierungsbehörden (am 27. September 1848) das Land und viele Einwohner folgten ihm nach. Jetzt regte sich der Geist in den Landgemeinden, der von je treu am Alten festhält, und sein Einspruch war mächtig genug, um den Sicherheitsausschuß zu stürzen und den Fürsten in das Land zurückzuführen. Trotz dieser anscheinlichen Versöhnung ward schon damals die Absicht beider Fürsten, ihre Länder, kraft der hohenzollerschen Familien-Verträge von 1695 und 1707, an Preußen abzutreten, ruchbar und erregte den heftigsten Widerspruch aller Parteien des Volks wie der Regierungsanhänger. Indeß schien der innere Friede wieder hergestellt, die Regierung gab den Wünschen der Volkspartei nach und ließ sogar die

Truppen auf die Reichsverfassung vereiden; erst als auf der großen Volksversammlung bei Gammertingen (am 3. Juni 1849) Forderungen an die Regierung gestellt wurden, von deren Erfüllung man die fernere Anerkennung derselben abhängig machte, erst da scheint der Entschluß, der Souveränetät zu entsagen, in den Fürsten gereift zu sein, und ward auch ohne viele Umstände, die ohnedies in jenen Jahren nicht in der Mode waren, zur Ausführung gebracht: am 1. August besetzten 2000 Mann Preußen Stadt und Schloß Sigmaringen, und am 7. December 1849 unterzeichneten beide Fürsten den Vertrag über die Abtretung ihrer Länder an die Krone Preußen. Die feierliche Huldigung vor dem König geschah erst am 13. August 1851 auf der Stammburg der Hohenzollern.

Die Gegenwart scheint einen Grundsatz wiederherstellen zu wollen, der jene alten fürstlichen Erbverträge, welche die Länder zu feiler Waare und die Völker zu verkäuflichem Inventar erniedrigen, zerreißen wird: den Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts der Völker, des ersten und ältesten Rechts aller Nationen, ihnen von Tyrannen geraubt und nun, wunderbarerweise, von einem Despoten als eine neue Erlösungslehre verkündet. Aber haben denn solche Grundsätze einen anderen als doktrinären Werth, so lange ihnen nicht die Garantien der Macht sich beigesellen, um sie zur Thatsache zu machen und aufrecht zu erhalten? Mag auch eine große benachbarte Nation durch heißen Kampf, eine andere durch drohende Machtentfaltung diesen Grundsätzen den Sieg verschafft und uns ein leuchtendes Vorbild der Nachahmung gegeben haben, mögen durch russell'sche Noten und napoleonische Reden diese Grundsätze in den neuen Katechismus des Staatsrechts sich einschmuggeln, für uns bleiben sie ein todter Begriff, so lange sie sich nicht aus den Spalten der Zeitungen oder von den Tribünen der Kammern hinauswagen dürfen, ohne sogleich dem Strafgesetz und Polizeireglement zu verfallen.

Hätte jener durch die Schlauheit eines Tyrannen zum Evangelium erhobene Grundsatz, der gleich dem babylonischen Thurmbau eine neue Völkerscheidung einleiten soll, der in der That heute alle Geister bewegt und überall das Nationalbewußtsein wach ruft, Anerkennung im wiener Kongreß gefunden, — wie viel Blut und Elend würde Europa erspart worden sein! Und wie viel Blut und Elend wird noch über Europa kommen müssen, ehe mit diesem Grundsatz die Fürstenrechte, die bis heute noch allein sich Völkerrechte nennen, sich vergleichen und versöhnen werden! — Die bittersten Erfahrungen sind auch in dieser Beziehung uns, sind dem armen Deutschland vorbehalten, wenn nicht der große Lenker der Geschicke vor Allem die Herzen lenkt, die der Nation ihr einzig wahres Heil freiwillig bereiten können, — im anderen Fall aber unsägliches Unglück über sie verhängen.



PONT du GARDE
bei Nismes.

Aus d.Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Eigenthum d. Verleger.

Der Gegenstand unseres Bildes bedarf weniger Worte. Sigmaringen ist eine kleine Stadt von der Erscheinung, wie sie alle ehemaligen Residenzen von derselben Größe bieten. In den alten Theilen eng und unregelmäßig, hat sie durch die Baulust der Fürsten einen stattlichen Ansatz neuer Straßen erhalten, aus denen jedoch das gewohnte Wohlleben harmloser Existenz verschwunden ist, seitdem der fürstliche Hof sie verlassen hat. Neue Erwerbs- und Verkehrsmittel müssen erst den Verlust ersetzen, um der Stadt zu einer neuen und ehrenvolleren Blüthe zu verhelfen. Ein Denkmal der vergangenen Herrlichkeit wird noch späten Nachkommen in dem Schlosse emporragen, das auf seinem Felsengrund an der jungen Donau unserm Leser im Bilde vor Augen steht.

Pont du Gard bei Nismes.

Ein zweitausendjähriges Römerwerk! Pont du Gard, die Brücke des Gard, eines Nebenflusses der Rhone, in welche er unweit Beaucaire mündet, ist der noch vollständig erhaltene Theil einer römischen Wasserleitung, welche der Stadt Nismes zwei Quellen aus dem Thale von Uzès vier Meilen weit zuführte. Die drei Bogenreihen des herrlichen Baues erheben sich vom Spiegel des Flusses 182 Fuß bis zur Höhe der steilen Hügel beider Ufer. Die unterste Reihe hat 6 Bogen von je 62 Fuß Höhe und 58 Fuß Durchmesser und eine Länge von 498 Fuß, die mittlere 11 Bogen von je 60 Fuß Höhe und 56 Fuß Durchmesser und eine Länge von 800 Fuß; die oberste Reihe von 35 Bogen von je 24 Fuß Höhe und 17 Fuß Durchmesser und einer Länge von 829 Fuß, trug in einer Breite von 4 Fuß die ehemalige Wasserleitung. In der mittleren Reihe waren die bedeutend dickeren Pfeiler so kunstreich durchbrochen, daß dieser Theil des Aquädukts zugleich als Brücke für Reiter und Fußgänger diente. Die unteren Pfeiler hatten eine Dicke von 18 Fuß. So stand das Werk der Römer, nachdem die übrigen Theile der Wasserleitung längst zerfallen waren, für die späteren Jahrhunderte noch als Brücke in hohen Ehren.

Als Erbauer des Riesenwerks gilt Marcus Agrippa, des Kaisers Augustus Schwager. Im Jahre 19 v. Chr. nach Gallien gesendet, um dort ausgebrochene Unruhen zu stillen, gewann er die Zuneigung des Volks dadurch, daß er das Land durch kostspielige Bauten verschönerte. Diesem Streben verdankt die Umgegend von Nismes viele der römischen

Alterthümer, durch welche sie berühmt ist. Die Brücke des Gard überdauerte die Zerstörungszüge der Barbaren. Erst in den Hugenottenkriegen ließ ein gewisser Rohan mehre Pfeiler der mittleren Gallerie aushauen, um mit seiner Artillerie die Brücke passiren zu können. Dies würde den Untergang des ganzen Baues zur Folge gehabt haben, wenn nicht die Stände von Languedoc es für eine Ehrenpflicht gehalten hätten, das Zertrümmerte wieder herzustellen. Endlich baute man, in den Jahren 1743 bis 1747, in gleicher Höhe mit der ersten Pfeilerreihe und in gleichem Style eine Brücke für Fuhrwerk an den Römerkoloß an, die zwar der Großartigkeit desselben nichts hinzufügen konnte, aber auch den Gesammteindruck nicht beeinträchtigt. Unser Bild zeigt diesen Anbau.

Auch die Umgebung der Brücke ist geeignet, auf die Stimmung des Wanderers angemessen einzuwirken. Wer sich von Avignon über Villeneuve nach Nismes wendet, kommt aus dem Paradiese der Provence bald in das ödeste Steinreich von Languedoc und fühlt sich erst wieder wohler im Herzen in der Nähe von Remoulins, wo das fröhliche Grün der Weinreben die sanften Hügel schmückt. Aber hinter diesem Städtchen treten die Berge näher und näher an einander und endlich bis an die Ufer des Gard heran; die Gegend wird immer einsamer, es wird immer stiller, kein Lüftchen geht im engen Thale, kein Blatt bewegt sich an den immergrünen Eichen und Lorbeersträuchern der schattendunkelen Abhänge, und in dieser Grabesstille steh'en wir plötzlich vor dem grauen Zeugen einer Vergangenheit ohne Gleichen. Kein Aufwand und kein Abmühen der Kunst hätte um ein solches Bild einen würdigeren Rahmen legen können, als Natur und Zeit hier schufen.

Das Rathhaus (Court-House) in St. Louis.

Nicht weit von dem stattlichen, jüngst vollendeten Bau, der auf unserem Bilde prangt, steht eine niedrige Hütte, einstöckig, mit einer gedeckten Gallerie; in der Nähe liegen noch mehre kleine Häuser, zum Theil windschief, halb in Verfall und mit verwitterten Schindeln bedeckt. Das sind die ehrwürdigen Patriarchen des großen Stammes menschlicher Niederlassungen, der vor Kurzem sein hundertjähriges Jubelfest begangen hat. Um



DAS COURT-HOUSE IN St. LOUIS

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhn.

Eigenthum d. Verleger.

jene armseligen Hütten herum hat sich eine prächtige Stadt gelagert, die schon heute zu den wichtigsten Handelsplätzen der Erde gehört und einer so großartigen Zukunft sicher ist, wie wenig andere Städte; sie wird einst ihre Einwohner nach Millionen zählen.

Der weite Westen am rechten Ufer des Mississippi war einst im Besitze der Franzosen, welche nach dem siebenjährigen Kriege diese große und schöne Provinz Louisiana verloren. Zu ihr gehörte auch das heutige Missouri. An den Strömen erhoben sich einzelne kleine Festungen zum Schutz der Ansiedler gegen die Indianer, aber die Franzosen sind von jeher ein zum Kolonisiren ganz untaugliches Volk, und in ihre Ansiedelungen ist weder in Canada noch am Illinois oder Mississippi Aufschwung gekommen; sie verstanden es nicht, eine der fruchtbarsten Regionen zu benutzen und blieben Ruderknechte, Pelzjäger oder höchstens Ackerbauer, die in altväterlicher Weise ein kleines Feld bestellten.

Solch ein Pelzhändler war Peter de Laklède, der mit den Indianerhorden am Missouri einen Tauschverkehr trieb. Im Spätherbste des Jahres 1759 kam er mit einigen Gefährten von einem Streifzuge über die Prairien und auf den Flüssen an den Mississippi und suchte dort eine geeignete Stelle zu einer Faktorei. Seine Wahl fiel auf den richtigen Punkt, und als er eine Blockhütte gebaut hatte, dämmerte in ihm eine Ahnung von dem großartigen Geschick auf, das jener Einöde verheißen ward. Laklède sprach zu seinen Gefährten: „Hier, an der Vereinigung des Missouri mit dem Mississippi wird eine Stadt erwachsen, hinter der alle anderen im Westen weit zurückbleiben müssen." Aber freilich verflossen drei Menschenalter, bevor die Prophezeiung in Erfüllung gehen konnte. Im Jahre 1760 wurden die Hütten gebaut, deren wir oben erwähnt haben, und man gab ihnen den Namen St. Louis. Allmählig fanden sich ein paar hundert französische Canadier ein, welche der Herrschaft der Engländer sich entzogen hatten; man umgab die Hütten, deren Zahl noch nicht einhundert betrug, mit Erdwällen und Pfahlwerken, um gegen einen Ueberfall der Wilden gesichert zu sein, trieb einigen Fruchthandel auf dem Strome, aber von einer Erkenntniß und Benutzung der Welthandels-Lage war man weit entfernt. Wie wenig Kern und Mark in den französischen Ansiedlern war, ergibt sich schon daraus, daß St. Louis 1810 noch nicht 1400 Einwohner zählte. Damals war Louisiana schon in den Besitz der Vereinigten Staaten übergangen, aber die Wanderung nach dem Westen ging nur in spärlichem Maß über die Staaten Ohio und Kentucki hinaus; denn man hatte treffliches Land in genügender Auswahl zwischen dem atlantischen Meer und dem Riesenstrom des Westens. So erklärt sich das träge Anschwellen der Stadt, welche 1820 erst nur 4123 Einwohner zählte. In dem folgenden Jahrzehnt erhielt sie gleichfalls nur so geringen Zuwachs, daß die Ziffer von 1830 erst auf 6700 gestiegen war.

Von da an aber beginnt eine wunderbare Umwandelung. Der gesammte Westen gewann ein neues Ansehen, seitdem der Dampf die Fahrzeuge auf seinen Strömen beflügelte, die Eisenbahnen die Entfernungen verkürzten und die Einwanderer in immer mächtigeren Schaaren eindrangen. Auch über Missouri flutheten sie hin und brachten dasselbe rasch zur Blüthe. Im Jahre 1810 betrug die Gesammtbevölkerung erst 20,000 Seelen, 1830 war sie auf 140,000 angewachsen; dann aber kam das Gros der deutschen und angloamerikanischen Einwanderung; 1850 hatte der Staat, dessen Flächeninhalt 3180 deutsche Geviertmeilen beträgt, schon 683,000 Seelen, und die neueste Zählung (vom Jahr 1860) ergibt über eine Million.

Das ward binnen einem Jahrhundert aus der Ansiedelung von acht oder zehn Pelzjägern, mit welchen Laklède vor hundert Jahren einige Bäume fällte, um Hütten zu bauen; die noch in Menschengedenken unbedeutenden und unbeachteten Kolonien weniger, in träger Einförmigkeit hinlebender Franzosen, die kleinen Nachen und Flachboote, die dann und wann auf dem Mississippi trieben, haben dem bunten Getümmel einer großen Weltstadt und den Flotten schwimmender Paläste, deren oft mehr als hundert zu gleicher Zeit am Hafendamme ankern, Platz gemacht. Nur mit Mühe finden wir die Nachkommen jener französischen Ansiedler aus der betriebsamen Bevölkerung der heutigen Stadt noch heraus. Sie verlieren sich spärlich in der Masse anders redender Menschen, und es ergeht ihnen fast wie den Indianern, die auch immer weiter zurückgedrängt werden und erfahren müssen, daß die Weißen ihnen einen Jagdgrund nach dem andern nehmen. Auch die Spanier können sich nicht behaupten, wenn sie mit den rührigen Angloamerikanern und den fleißigen zähen Deutschen ein und dasselbe Land theilen. Vor einem halben Jahrhundert war am ganzen Mississippi die französische Sprache herrschend, in St. Louis war sie noch vor dreißig Jahren, als die ersten Deutschen sich dort niederließen, im Umgangs- und Geschäftsleben durchaus vorwaltend, und heute ist sie aus dem öffentlichen Verkehr verschwunden und auf die häuslichen Kreise einiger hundert Familien beschränkt, welche sie als ein Andenken an ihre Väter bewahren, aber im öffentlichen Leben sich der englischen oder deutschen bedienen müssen. Es ist in der That auffallend, daß das französische Element im Mississippithale so wunderbar rasch verkommt. Es ist von der dortigen Kulturentwickelung gänzlich unberührt geblieben und anstatt durch das Vorwärtsstreben der Amerikaner und Deutschen zu frischer Thätigkeit aufgestachelt zu werden, klebte es beharrlich am Althergebrachten und schloß sich ab. So ist Blatt nach Blatt von der französischen Lilie abgefallen und ihre Wurzel nicht nur in St. Louis, sondern auch in New-Orleans dem Vertrocknen nahe. Und was ist aus den Spaniern in Texas, New-Mexiko und Kalifornien geworden? Es ist wenig mehr von ihnen übrig, als der Name mancher Stadt, der melodisch dem Ohr

klingt, aber die spanisch redenden Leute verschwinden. Mit unwiderstehlicher Kraft, mit einer unbegrenzten Strebsamkeit streckt der germanische Riesenstamm, welcher sich nach der neuen Welt verpflanzt hat, seine Wurzeln und Zweige von einem Weltmeer zum andern; Indianer, Franzosen, Spanier sind gleich den Schmarotzerpflanzen, die er erstickt. Vor dem stürmischen Unternehmungsgeiste der Angloamerikaner, vereint mit der Thätigkeit und Beharrlichkeit des Deutschen, müssen alle schwächeren Volkselemente weichen, alle fremdartigen Kulturbestrebungen unterliegen.

In St. Louis selbst sind unsere Landsleute zahlreicher, als die jeder andern Nationalität. Sie haben sich durch ihre Thätigkeit allgemeine Achtung errungen und gelten durchschnittlich für solide Kaufleute und Handwerker. Sie sind die Vertreter der Aufklärung, aufrichtige Freunde republikanischer Freiheit, Vorkämpfer des humanen Fortschritts, dem Schwindel in Geschäft und Politik abhold, mit andern Nationen verträglich, halten das alte Vaterland in Ehren, fördern Bildungsanstalten, sind bei allen nützlichen Unternehmungen betheiligt und pflegen deutsches Familienleben. Sie erringen sich Wohlstand und viele sind reich. Von den französischen Creolen sind nur einige lediglich durch glückliches Spekuliren, namentlich in Bauplätzen, keiner durch Thätigkeit, zu großem Vermögen gelangt, manche von ihnen treiben nach wie vor den Pelzhandel. Die Angloamerikaner haben vorzugsweise den Großhandel in ihren Händen, halten Gasthöfe, besitzen Dampfschiffe, Eisenbahnen, Bank- und Wechselgeschäfte; sie beleben die Spekulation, leiten Handel und Industrie, spielen in politischen Dingen die ersten Rollen; viele sind unverschämte politische Schwindler und Stellenjäger, und diese benutzen zu ihren Zwecken die auch dort, wie in ganz Nordamerika zahlreichen Parias der celtischen Race, die rothhaarigen Irländer, so weit die Priester es zugeben. Dritthalbtausend Italiener hängen, wie das auch in andern Ländern ihre Sitte ist, an gewissen Beschäftigungen, für welche sie eine besondere Vorliebe haben, z. B. am Handel mit Südfrüchten und Delikatessen. Einige Tausend Schweizer, meist fleißige, achtbare Menschen, schließen sich in St. Louis ihren deutschen Sprachgenossen an. Auch Tschechen, Böhmen und Ungarn leben in der Weltstadt am Mississippi, und selbst chinesische Kaffee- und Theehändler haben sich schon vor Jahren dort eingefunden.

Imponirend überrascht den von Osten Ankommenden der Anblick der Stadt. Die Häusermassen erheben sich in Terrassen und verlieren sich in fernem Nebel, aus dem Kuppeln, Kirchthürme und hohe Dampfessen aufragen. Eine Dampffähre landet den Reisenden, ganze Eisenbahnzüge, an dem linken Stromufer, der sogenannten Levée, mitten in einem unbeschreiblichen Drängen und chaotischen Gewirr, in welchem es kaum möglich erscheint, daß jeder Einzelne weiß, was er will. Da rollen schwere Lastwagen, die Fuhrleute schreien und treiben die Thiere an, der Staub wirbelt, die Dampfkessel der Schiffe brausen. Man kann diese Hafenstraße als ein

ungeheures Schlachtfeld, nicht des Krieges, sondern des Friedens bezeichnen; die kolossalen Dampfer, welche in langer Reihe auf dem Wasser liegen, speien Waaren aus, um andere zu verschlingen. Es ist ein ohrzerreißendes Getöse. Nur am Sonntag ist Alles stille; dann hat, gleich seinen Bewohnern, das Ufer des Mississippi ein Feierkleid angelegt. Das Auge, das die Woche über so geschäftig auf der Erde sucht, schaut müßig nach der sich über die aus den Sümpfen von Illinois aufsteigenden Nebel erhebenden Sonne, deren Strahlen in den Fluthen des majestätischen Stromes magisch erglänzen; nirgends ist Getümmel, der Staub ruht, der Himmel ist blau, weil der Athem der Essen ihn nicht schwärzt, die Räder klappern nicht, kein Fuhrmannskarren ist sichtbar; die verschlossenen Lagerhäuser sind verödet, die Lastträger fehlen; nur hie und da stehen verlassene Kisten und Ballen, die vielleicht armen Einwanderern gehören; leer ist das gepflasterte Gestade, auf dem an den Wochentagen die Erzeugnisse aus allen fünf Erdtheilen ein- und ausgeschifft werden. Aber am andern Morgen belebt es sich mit neuem Gewühl; dann erbraust die Levée wieder wie die Unterwelt, und der Mississippi ist schwarz von Kohlendampf umlagert wie der Styx.

Die Hafenstraße führt nach der höher gelegenen Haupt- oder Mainstraße. Dort nimmt der Kaufmann die Waaren in Empfang, welche aus dem Chaos an der Levée ihren Weg nach seinem Speicher suchen. Die Erzeugnisse aus dem tropischen Süden und Getreide des Nordens werden dort aufgestapelt, um in alle Welt weiter versandt zu werden. Auch noch weiter hinauf, in der zweiten Straße, wohnen viele Großhändler, aber zwischen und neben ihnen sehen wir viele Deutsche und hören vorzugsweise unsere Sprache in allen ihren Mundarten. Wir finden den deutschen Mittelstand, der es sich sauer werden läßt, aber auch zu Wohlstand gelangt, und nach vaterländischer Sitte „zum Seidel und Schoppen" geht, die aus Dutzenden von Schenkstuben winken. Dort können wir unter Landsleuten manche interessante Bekanntschaft machen. An einem Tische sitzen Männer, deren Scheitel bereits gebleicht ist; einst waren sie flotte Studenten, die mit dem Schläger wohl umzugehen wußten, zogen dann nach anno dreißig in die neue Welt und gehören in St. Louis zu den Alten oder Grauen par excellence. Mit ihrem Corpus juris und der leidigen Dogmatik ließ sich aber in Missouri nicht viel ausrichten; Steine klopfen, Taglöhnern, die Bauarbeit an Straßen oder Häusern nährte ihren Mann besser, und Manche griffen zum Pfluge; waren die Leute nur sonst tüchtig, so schlugen sie sich durch die äußere Noth, meist bis zum Wohlstand. Neben den Alten sitzen dann „Achtundvierziger", die nun auch nicht mehr „grün" sind, sondern sich längst im neuen Vaterlande zurecht gefunden haben. Als sie das alte verließen, um in die Verbannung zu gehen, sagten sie wohl: „Wir kommen wieder, wenn's von den Bergen raucht!" Aber sie bleiben in Amerika, in welchem sie unter schwerer Mühsal sich nunmehr eine zweite Heimat erobert haben.

Wir gehen an den alten französischen Hütten vorbei, die sich inmitten einer so ganz modernen Stadt wunderlich genug ausnehmen, und steigen zur vierten Straße hinan; dort ist die Luft schon rein und Alles erscheint geräumiger; man glaubt sich auf einen Boulevard oder eine Frankfurter Zeil versetzt. Wir wandeln auf breiten Seitenwegen an glänzenden Kaufläden vorüber und biegen in die breite Straße (Broadway) ein, die sich nach dem Norden der Stadt erstreckt und einen eigenthümlichen Anblick gewährt. Diese Straße führt ihren Namen mit vollem Rechte; sie ist an beiden Seiten überdacht und die breiten Seitenwege dienen den Fußgängern zum Durchgang, den Verkäufern als Ausstellungsplatz von Waaren. Sie bildet einen riesigen Bazar, auf welchem man Alles findet, was überhaupt in den Handel kommt. Da sind Großhandlungen und Kleinhandlungen, Spezerei- und Kleiderläden; wir sehen einen mit getrockneten Hirschhäuten beladenen Wagen neben einem andern, der mit Obst gefüllt ist; neben Schuhen liegen Paradiesäpfel, Ochsenviertel, Hasen und Eichhörnchen neben Zwiebeln und Citronen, Hüte nach der allerneuesten Mode neben Tonnen voll Schweizerkäsen aus dem Emmenthale; lebendige Kaninchen werden neben krähenden Hähnen, Pöckelfleisch und Butter feilgeboten; ein Mann, der Sodawasser verkauft, handelt auch mit wollenen Strümpfen, bei einem Kleiderhändler kauft man Kartoffeln. Mit Recht hat man diese breite Straße in St. Louis einen wahren Mikrokosmus aller menschlichen Bedürfnisse genannt. An Sonnabend-Nachmittagen ist sie am meisten belebt. Die Frau des deutschen Handwerkers, der daheim arbeitet, kauft ein Huhn für die Sonntagssuppe, während der amerikanische Feinschmecker im schwalbenschwänzigen Frack und Cylinder in eigner Person Prairiehühner und Wachteln sucht; der irische Arbeiter holt ein Stück Rindfleisch, der französische Creole einen Fisch. Vom breiten Wege gehen wir weiter nach dem obern Theile der Stadt und nähern uns dem Flusse. Dort sehen wir uns in eine Fabrikstadt versetzt; wir erblicken geschwärzte Backsteinkolosse, Gießereien, in denen die Maschinen brausen und zischen, überall Werkstätten Vulkans, in denen es rastlos hämmert und tobt. St. Louis ist nicht blos Handelsstadt, sondern erhebt sich mehr und mehr zu einem großartigen Mittelpunkte der Industrie. Die Eisengießereien und Maschinenfabriken, deren Arbeiter in der Mehrzahl Deutsche sind, genießen einen vorzüglichen Ruf; die Verfertigung von Stearinkerzen und Seife, zumeist in deutschen Händen, ist von kolossalem Umfang; auch Baumwollwaaren- und Tuchfabriken von Bedeutung fehlen nicht.

Am deutlichsten für den großartigen Aufschwung der Stadt zeugen einige amtliche Ziffern. Diesen zufolge betrug das steuerpflichtige Grundeigenthum im Jahre 1842 erst 12,101,018 Dollars; es stieg binnen 10 Jahren um das Dreifache, nämlich 1852 auf 38,281,668 Dollars und hatte 1859 die Ziffer von 92,340,870 Dollars erreicht! Die Bewohnerzahl betrug 1840 erst 16,649 Seelen, und wurde am 1. December 1859

auf 180,000 Köpfe veranschlagt. Für solchen Zuwachs an Menschen müssen Häuser gebaut werden. Der Westen hat in Folge der großen Handelskrisis und nicht sehr ergiebiger Ernten schlechte Zeit gehabt, und doch zählen die Neubauten in St. Louis während der zwei letzten Jahre nach Tausenden, die darin angelegten Kapitalien nach Millionen. Allein im Jahre 1859 wurden nicht weniger als 2450 Neubauten unternommen, zu einem Kostenbetrage von 7,173,155 Dollars, die nicht fremdes Kapital sind, sondern Geld von Bürgern der Stadt. Die überwiegende Mehrzahl dieser Neubauten gehört unsern Landsleuten. Alle diese neuen geradlinigen Straßen wurden mit Schienen belegt, Pferdebahnen, welche vor einigen Jahren bereits 24 englische Meilen Länge hatten.

Nicht in gleichem Verhältniß zu der materiellen steht die geistige Hebung des Platzes. An Bildungsanstalten fehlt es der Stadt zwar nicht, jedoch stehen sie, wie namentlich die Universität, leider unter der Leitung der Jesuiten, die in St. Louis sehr thätig sind. Sollte einst der viel gehegte Plan, in Nordamerika eine deutsche Hochschule zu gründen, verwirklicht werden, so würde diese gerade deshalb in St. Louis ihre rechte Stelle haben und ihre rechte Wirksamkeit finden.

An monumentalen Bauwerken ist St. Louis ärmer, als jede andere an Größe ebenbürtige nordamerikanische Stadt, denn es ist die jüngste unter seines Gleichen und hat zu viel mit den Anforderungen der materiellen Nothwendigkeit zu schaffen, als daß sich seine schöpferische Spekulation weiter erstreckte als auf Werke des Nutzens. Mehr als ein Werk des Bedürfnisses und öffentlichen Nutzens ist auch das neue, erst im vorigen Jahr vollendete Rathhaus nicht. Es wurde an der Stelle eines ältern unzureichenden Gebäudes mit einem Aufwand von ½ Million Dollars errichtet und gilt, da lediglich die Ziffer den Werth in den Augen des Amerikaners bedingt, als ein Gegenstand des Stolzes für jeden Bürger von St. Louis. Mehr, als jene Ziffer, ist auch für unsere Leser von dem Gebäude nicht erwähnenswerth.

Maffei's Maschinenfabrik in der Hirschau bei München.

Joseph Meyer, der Gründer des „Universums" und vieler anderen Werke der Literatur, der Kunst, der Industrie und der Wohlthätigkeit, die noch lange von ihm zeugen werden, wenn auch die Unbill der Zeiten und die Beschaffenheit mancher Verhältnisse ihm nicht vergönnten, selbst Früchte zu sehen gerade an dem Baum, den er gepflanzt hat mit all' seiner Kraft, ge-



MAFFEI'S MASCHINENFABRICK bei MÜNCHEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.

nährt mit dem Blut seines Herzens und begossen mit dem Schweiße seiner unglaublichen Mühe und Arbeit, — Joseph Meyer, nicht bloß für Thüringen und Franken, sondern auf den wichtigsten Gebieten für ganz Deutschland ein Prophet der Industrie, hat schon vor mehr als zwanzig Jahren und zugleich mit seinem Freund und Leidensgenossen, Friedrich List, dem deutschen Volke zugerufen: „Eisen ist die Grundmauer der Civilisation! So weit, schrieb er damals, ist es gekommen, daß ohne Eisen ein Kulturfortschreiten gar nicht mehr denkbar ist. In Barbarei sänke die Menschheit zurück, würde ihr das Eisen genommen, und was in unseren Zeiten der Menschengeist Großes schafft, das könnte nicht gedacht, geschweige vollbracht werden ohne das Metall, welches die alte Zeit in der Reihe zu unterst gestellt hat. — Jetzt ist's umgekehrt: nicht mehr Gold regiert die Welt, sondern das Eisen. Aber nicht als roher Stoff ist es die Grundmauer der Civilisation, sondern in seiner Verbindung mit Erfindung und Betriebsamkeit, mit Wissenschaft und Erfahrung, mit Kunst und Geschicklichkeit und allen den Thätigkeiten, die, auf den Erwerb irdischer Güter gerichtet, in der Gesellschaft hin- und herpulsiren von Jahr zu Jahr mit immer rascherem Schlage. In diesem Verstande ist das Eisen im Kreislaufe der irdischen Industrie Mittelpunkt und Herz. Was die Adern eingesogen, das sendet es vervollkommnet wieder aus in die fernsten Theile und zieht dafür rohere Säfte ein, um sie von Neuem zu veredeln: und in diesem ewigen Wechselspiel ist das Geld nur der Rechenpfennig, der dem Spieler Gewinn und Verlust anzeigt. — Aber nicht bei Worten blieb J. Meyer stehen, er bewies damals den Deutschen nicht nur, daß sie, trotz des unermeßlichen Reichthums an Kohlen und Eisen im Schooß des eigenen Vaterlandes, noch lange nicht fähig seien, nur so viel zu produciren, als jährlich an den deutschen Eisenbahnen abgenutzt werde, daß „dieser Mangel an Unternehmungsmuth und an Ehrgefühl", wie er's nannte, zur Verarmung Deutschlands riesenhaft beitrage durch die dem deutschen Fleiß entzogenen Millionen, mit denen unsere industrielle Abhängigkeit von England und Belgien bezahlt werden müsse, er zeigte nicht bloß mit dem Finger des Sehers auf den enormen Eisenbedarf hin, der in nächster Zukunft für Deutschland eintreten müsse, sondern er hatte den Muth für Tausende, selbst mit der That voran zu gehen. Wie er der Erste war, der den Eisenbahnbau im Vaterlande aus dem engen Kreise der Lokalzwecke und der Verbindung von nahe zusammenliegenden Großstädten auf das weite Gebiet des Welthandels zu ziehen suchte durch seinen Plan einer hanseatischsüddeutschen Centraleisenbahn, der Erste, welcher Anerkennung erkämpfte für einen das gesammte Eisenbahnwesen leitenden großen Gedanken, den Gedanken, welcher die Interessen der Nation, der Einzelstaaten und des Weltverkehrs versöhnend, weise und wohlthätig zusammenknüpfen und doch zugleich über alle diese Interessen Herrschaft üben sollte zum gemeinsamen Vortheil, — ebenso war er der Erste, der den für die deutschen Verhältnisse

vielleicht allzukühnen Plan entwarf, mit der Gesammtkraft das größte gemeinsame Unternehmen des Gesammtvaterlandes in Deutschlands Mitte zu gründen, das den Verbrauch aller mitteldeutschen Eisenbahnen an Schienen, Maschinen und sonstigem Eisenbedarf zu decken im Stande sei. Die für Freiheit, Glück und Ehre der deutschen Nation glühende Seele des an geistigem Reichthum unerschöpflichen Mannes hat gerade in jenen Tagen, wo die Geister der Bergestiefen ihn zum Tisch, zum Pult, zum Lager begleiteten, in diesem seinem Werke, dem Universum, geschwelgt und gebebt im Schauen, Schildern, Bewundern und Beklagen jenes Vorbildes seiner industriellen Unternehmungen, das es leider sein sollte auch für das Ende seines eigenen Wirkens und die Zukunft seiner Saat: Cockerill und Seraing! Es ist nicht möglich, das, was Joseph Meyer im Jahre 1843, dem Keimjahre seiner größten Hoffnungen, über John Cockerill und dessen Schicksal schrieb, jetzt zu lesen, ohne tief ergriffen zu werden von dem tragischen Verhängniß, das sich an die Fersen solcher Männer heftete! — John Cockerill, Friedrich List und Joseph Meyer sind eine Trias der Neuzeit, die eine gemeinsame Ehrensäule verdiente mit der Inschrift:

Helden mit des Geistes Waffen, Feldherrn auf der Arbeit Plan,
Neu die Zeit dem Volk zu schaffen, zogt ihr eine Dornenbahn!
Fahnenträger zu dem Siege, den der Geist der Zeit erstrebt,
Seid gefallen ihr im Kriege, Keiner hat den Sieg erlebt!
Sorgenschaaren Eure Garden, Schweiß der Arbeit Euer Glanz,
Und gebrochner Herzen Scharten überdeckt der Ehrenkranz!
Aber würdig Euren Mühen wuchert's auf der Arbeit Boden:
Mag die Saat für Andre blühen, Euch nur ehrt die Frucht, Ihr Todten!

Es ist zum nicht geringen Theil das Verdienst dieser drei Männer, daß seit zwanzig Jahren die deutsche Eisen- und Kohlenproduktion so bedeutende Fortschritte gemacht hat, wie sie die Statistik des eisernen Deutschlands gegenwärtig darlegt. Cockerill, nur Mann der That und vollkommenster Kosmopolit, wirkte durch das Beispiel, durch die Riesenwerke seiner industriellen Zauberkraft, und er arbeitete nicht gegen Deutschland, sondern für die ganze Welt. Meyer's organisatorisches Genie ward noch gehoben durch seine Herrschaft über das begeisternde Wort, mit dem er seinen Ansichten und Unternehmungen in den weitesten Kreisen Bahn zu brechen wußte. List aber zog als national-ökonomischer Wegweiser einher für Regierungen und Kapitalisten, Kaufleute und Fabrikanten, und er ward behandelt wie ein Wegweiser: als sie die rechten Wege endlich erkannt und gemerkt hatten, gingen sie an ihm vorüber und überließen ihn dem Verderben. —

„Eisen und Kohlen gehören als Grundlage der Industrie zusammen, wie Brod und Wasser für das Leben“; wir machen deshalb einen

eiligen Gang an beiden Produktionsmassen und ihren langen Zahlenreihen vorüber, und zwar an der Hand Heinrich Meidingers, der uns in seiner geographisch-statistischen Uebersicht über Deutschlands Eisen- und Kohlenproduktion in der Neuzeit zugleich eine Kohlen- und Eisenbahnkarte von Deutschland zur leichteren Orientirung mitgibt. — In der Eisenindustrie zeichnet sich besonders Rheinland und Westphalen aus; doch ist auch im übrigen Preußen, Oesterreich, Bayern und den kleineren deutschen Staaten der Aufschwung seit 1848 wahrhaft überraschend. Seit diesem bekannten Jahre entstanden in Westphalen allein nicht weniger als 16 große Bergbau- und Hüttengesellschaften. Gewonnen wurden im Jahr 1853 aus dortigen Erzen 603,525 Ctr. Roheisen in Gänsen und 118,064 Ctr. Gußwaaren, im Jahre 1854 aber schon 709,110 Ctr. Roheisen, 332,061 Ctr. Gußwaaren und 851,446 Ctr. Stabeisen, im Jahre 1855 1,513,039 Ctr. Roheisen und 1,126,025 Ctr. Stabeisen. Ganz Preußen erzeugte 1853 an Eisenerz 1,496,512 Tonnen, dagegen 1854 schon 2,144,149 Tonnen; — das Königreich Sachsen an Hochofenprodukten 1852 168,175 Ctr., 1853 175,637 Ctr.; — Bayern im Verwaltungsjahre 1849 bis 1850 an Eisenerz 668,167 Ctr., 1852—1853 1,074,317 Ctr. bayerischen Gewichts. Oesterreichs Gesammtgewinn betrug an Roheisen 1830 1,437,836 Ctr., 1854 4,151,505 Ctr., an Gußwaaren 1830 151,637 Ctr., 1854 582,446 Ctr. Die Hochofenproduktion des Zollvereins ergab für 1851 4,612,102 Ctr., für 1854 dagegen 7,501,470 Ctr., also eine Zunahme von 64 Procent! Trotz dieser beträchtlichen Zunahmen mußte Preußen 1854 noch über 300,000 Ctr. aus Schottland und Belgien einführen; ebenso verarbeiteten die sächsischen Fabriken an 270,000 Ctr. Eisen mehr, als Sachsen erzeugte, und im Zollverein betrug 1854 die Einfuhr 2,661,111 Ctr. Roheisen und 239,219 Ctr. Stabeisen und Stahl. Dagegen stieg die Ausfuhr von Stabeisen schon 1854—1855 auf 580,142 Ctr. So läßt sich denn jetzt schon der Termin bestimmen, an welchem die industrielle Unabhängigkeit unseres großen Vaterlandes auf dem wichtigsten Felde gesichert ist und Deutschland mit England und Belgien ohne Schutzzoll wird konkurriren können. Seinen Eisenbahnschienenbedarf erzeugt es bereits größtentheils selbst. Die Walzwerke am Niederrhein, in Berlin und in Schlesien versorgen Preußen, das Walzwerk bei Zwickau versorgt Sachsen, das bei Burglengenfeld Bayern, und auch Oesterreich bezieht seinen Schienenbedarf nur noch aus einheimischen Werken. Allgemein anerkannt ist längst, daß die deutschen Schienen zwar theurer, aber auch um so dauerhafter sind, als die englischen. Die Eisen- und Stahlwaaren aus dem Bergischen und der Grafschaft Mark wetteifern sogar schon auf überseeischen Märkten mit den englischen, gehen zum Theil durch englische Hände nach Brasilien, Westindien und Mexiko; namentlich bezieht Westindien einen großen Theil der großen Schneid- und Haumesser für die Zuckerrohrernte jetzt aus Solingen. Die Eisenbahnwagenachsen, sowie die Kanonen und

Glocken aus Gußstahl, eine ganz neue deutsche Erfindung, aus dem großen Gußstahlwerke von Krupp und Comp. in Essen verschaffen sich Weltruhm. — Dieser rasche Aufschwung der Eisenindustrie wäre unmöglich gewesen ohne den Aufschluß und mit Macht angegriffenen Abbau zahlreicher Steinkohlenlager und die Herstellung von Schienenwegen, um Eisenstein und Kohle einander möglichst nähe zu bringen und dadurch die Erzeugungskosten zu vermindern und den Absatz des Produkts zu erleichtern. Daher hielt denn die Kohlenproduktion gleichen Schritt mit der Zunahme des Bedarfs, der Gewinnung und Verarbeitung des Eisens. Ganz Deutschland producirte im Jahre 1854 ungefähr 195 Millionen Ctr., im Jahre 1855 weit über 200 Millionen; davon kommen auf Preußen über 136 Millionen Ctr., auf Oesterreich gegen 30 Millionen, auf Bayern 3,331,421 Ctr., das Uebrige auf Sachsen, dessen Hauptkohlenbecken bei Zwickau mit verstärkter Macht angegriffen wurde, und auf die anderen deutschen Staaten. Den großartigsten Fortschritt zeigten die Steinkohlenbauten an der Ruhr, wo 1855 nicht weniger als 2,300,000 Ctr. mehr als 1854, d. h. 17,700,000 Ctr., und im Essen-Werder'schen, wo sogar 6,500,000 Ctr. mehr als 1855, d. h. 34,680,000 Ctr. Kohlen gewonnen wurden. In den Jahren 1855 und 1856 entstanden sechs und zwanzig neue Kohlenbauvereine an der Ruhr, um die dortigen Lager des vorzüglichsten Brennmaterials auszubeuten. Gegenwärtig folgt Deutschland in der Masse der Kohlenproduktion gleich nach England, von dem es jedoch dermalen immer noch um ein Plus von 1000 Millionen Ctrn. übertroffen wird.

Daß auch diese Differenz nicht lange mehr so ungeheuerlich bleiben könne, dafür spricht nicht nur der rüstig vorwärts schreitende Bau deutscher Eisenbahnen und Dampfschiffe, sondern ebenso lebhaft der gegenwärtige Stand unserer Maschinenindustrie. Sie hat sich der Englands und Belgiens nicht nur gleich gestellt, sondern diese beiden im Lokomotivenbau bereits übertroffen. Nicht eine Lokomotive kommt, nach der Darlegung unseres Gewährsmanns, jetzt noch für deutsche Rechnung aus England nach Deutschland, wohl aber gehen deutsche Lokomotiven nach der Schweiz und nach Frankreich. Seit 1841 sind in deutschen und österreichischen Werkstätten über 1300 Lokomotiven erbaut worden, davon bis Anfang August 1854 von der Borsig'schen Fabrik in Berlin allein 500. Die Fabrik von Cramer und Klett in Nürnberg erwarb ihren Eisenbahnwagen ganz besondern Ruf, während König und Bauer in Oberzell bei Würzburg die vorzüglichsten Schnellpressen, darunter vier- und sogar sechsfache, bauen. Die großartigsten Maschinenwerkstätten, deren Werke ihre Tüchtigkeit bewährt haben, bestehen in Berlin, Wien, München, Augsburg, Eßlingen, Karlsruhe, Aachen, Ruhrort, Hannover, Nürnberg, Triest &c., die zahlreichen im Beginn ihrer Thätigkeit begriffenen Werke und projektirten Unternehmungen gar nicht zu erwähnen.

Zu den Werken, deren Ruf fest begründet ist, gehört das Maffei'sche große Eisenwerk mit Maschinenfabrik in der sogenannten Hirschau des englischen Gartens bei München. Die ausgedehnten Baulichkeiten enthalten Werkstätten für Eisenguß, Schmieden und Walzen; die Anstalt liefert Dampfmaschinen, Dampfschiffe und Lokomotiven von allen Größen. Ihre Dampfschiffe befahren die Donau und den Starnbergersee, ihre Maschinen findet man u. A. in der mechanischen Baumwollspinnerei in Augsburg wieder, ihre große Semmerings-Lokomotive „Bavaria" errang bei der Konkurrenzfahrt im August 1851 den ersten Preis, und die Ludwig-Süd-Nord-, sowie die Westbahn machten hier einen großen Theil ihrer Bestellungen. Gründer und Besitzer dieser Hirschauer Werke ist Joseph Anton Ritter von Maffei. Als Sohn eines Kaufmanns zu München im Jahr 1790 geboren, widmete er sich von frühester Jugend an unter seines Vaters Augen der Handlung, brachte dann mehre Jahre in Italien zu und übernahm, 26 Jahre alt, das väterliche Geschäft in München. Welches Vertrauen der Mann sich zu erwerben wußte, bewiesen seine Mitbürger ihm bald in der ehrendsten Weise; er wurde nacheinander Magistratsrath, Administrator der Hypotheken- und Wechselbank, Abgeordneter für München in der Ständekammer und, 1845, Vorstand der Handelskammer von Oberbayern. So sehen wir auch in ihm einen rastlosen Mann von Rath und That, der sich um Bayern große Verdienste erworben und deshalb nur gerechte Anerkennung gefunden hat. Namentlich verdankt man ihm zum großen Theil die Anlegung der ersten größeren Eisenbahn (von München nach Augsburg) und der Bau der ersten Lokomotive in Bayern; letztere ging schon im Jahr 1841 aus der Maschinenfabrik in der Hirschau hervor. Eine Beschreibung derselben erwartet der Leser nicht. Wer eine solche Anstalt gesehen hat, würde auch hier nur Bekanntes wiederfinden, bedarf deshalb unserer Beschreibung nicht, und wer noch keine derartigen Fabrikanlage gesehen, dem würde durch eine Schilderung, wie unser beschränkter Raum sie gestattete, das rechte Bild des großartigen Ineinandergreifens einer Reihe von Riesengliedern mit Riesenkräften doch nicht klar werden. Hier heißt es: selbst sehen, und dazu, lieber Leser, wird es für Jeden im Vaterland hoffentlich der Gelegenheiten von Jahr zu Jahr immer mehr geben.

Schloß Willanow bei Warschau.

Eine Reliquie Polens! Johann Sobieski hat das Schloß gebaut und türkische Hände haben daran gearbeitet. Es waren die Gefangenen, welche der tapfere hochherzige König aus seinem wiener Befreiungszuge mit sich heim geführt hatte. Die Vollendung des Baues fällt in das Jahr 1585; elf Jahre später lag in seinen Räumen die Leiche des großen Mannes. Der alte Krieger hatte seine letzten Tage hier in der Ahnung vom Untergang des längst an innerem Hader unrettbar dahin zehrenden Vaterlandes vertrauert.

Das Schloß liegt zwei Stunden von Warschau an der Weichsel und ist von einer lieblichen Landschaft umgeben. Jetzt eine Besitzung der Grafen Potocki, ist es in würdiger Weise dem Verfall entrissen und ausgeschmückt mit vielen Gegenständen der Erinnerung an Johann Sobieski und das Polen seiner Zeit.

San Antonio in Texas.

Rasch ist der Lauf des Schicksals in der neuen Welt. Denksteine, die unsere Großväter gesehen haben könnten, sind dort Alterthümer, die um so grauer erscheinen, je grüner, je jünger und frischer die neuen Ansiedelungen neben den Ruinen empor wuchern. Wie das Wachsthum drüben an tausend Stätten zeigt, welch' riesenhafte Kraft es in einem gesetzes-freien Boden entwickeln könne, ebenso treten uns Hunderte von Bildern des Gegentheils vor die Augen: jene Stätten, die, von einer Tyrannei gegründet und von einer anderen befreit, plötzlich auf vogelfreien Boden gestellt, kein anderes Recht mehr kannten, als das Faustrecht. So rasch das Aufblühen dort ist, so reißend schnell stürzt hier das alte europäische Menschenwerk in Trümmer, und wo vor Jahrzehnten Tausende in Ueppigkeit dahin lebten, ringen nun Hunderte mit der Arbeit um das Dasein. Aber mit der Uep-

DCCXXXVIII



SCHLOSS WILLANOW bei WARSCHAU

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbgh.

Eigenthum d. Verleger

DCCCXV



ST ANTONIO
(Texas)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

pigkeit zogen Feilheit und Faulheit aus, und mit der Arbeit werden Wohlstand und Bildung einziehen, sobald gesetzliche Freiheit Schwert und Wage über Volk und Land hält.

Ein solches Land und Volk zeigt uns Texas. Von Spaniern besetzt und kolonisirt, japanisch abgesperrt gegen alle anderen Völker der Erde, von den Jesuiten ausersehen zu einem zweiten Paraguay, von den Amerikanern benutzt als Schmuggelerlager und Verbrecherherberge, prangte Texas in einzelnen Städten mit den Treibhausblüthen europäischer Kultur, die, sobald das Rütteln des Volks an der Kette der Abhängigkeit, erst von Spanien, dann von Mexiko, begann, abfielen wie welkes Herbstlaub. Endlich war die Unabhängigkeit erfochten und anerkannt, und Texas stand zwischen Mexiko und Nordamerika als „ein einsamer Stern", wehrlos offen für die Ausbeutung aller Seehandelsmächte. Da bat es die große Union im Norden um — Einverleibung, und so ward, nach abermals harten Kämpfen, der „einsame Stern" erhoben zum dreißigsten im Banner Washingtons. Erst damit kam Texas vom vogelfreien auf gesetzes-freien Boden.

Die Spuren der spanischen Glanzzeit und der mexikanischen Verderbniß sind noch heute sichtbar, am sichtbarsten aber in San Antonio de Bexar, dem Gegenstand unserer Stahlplatte.

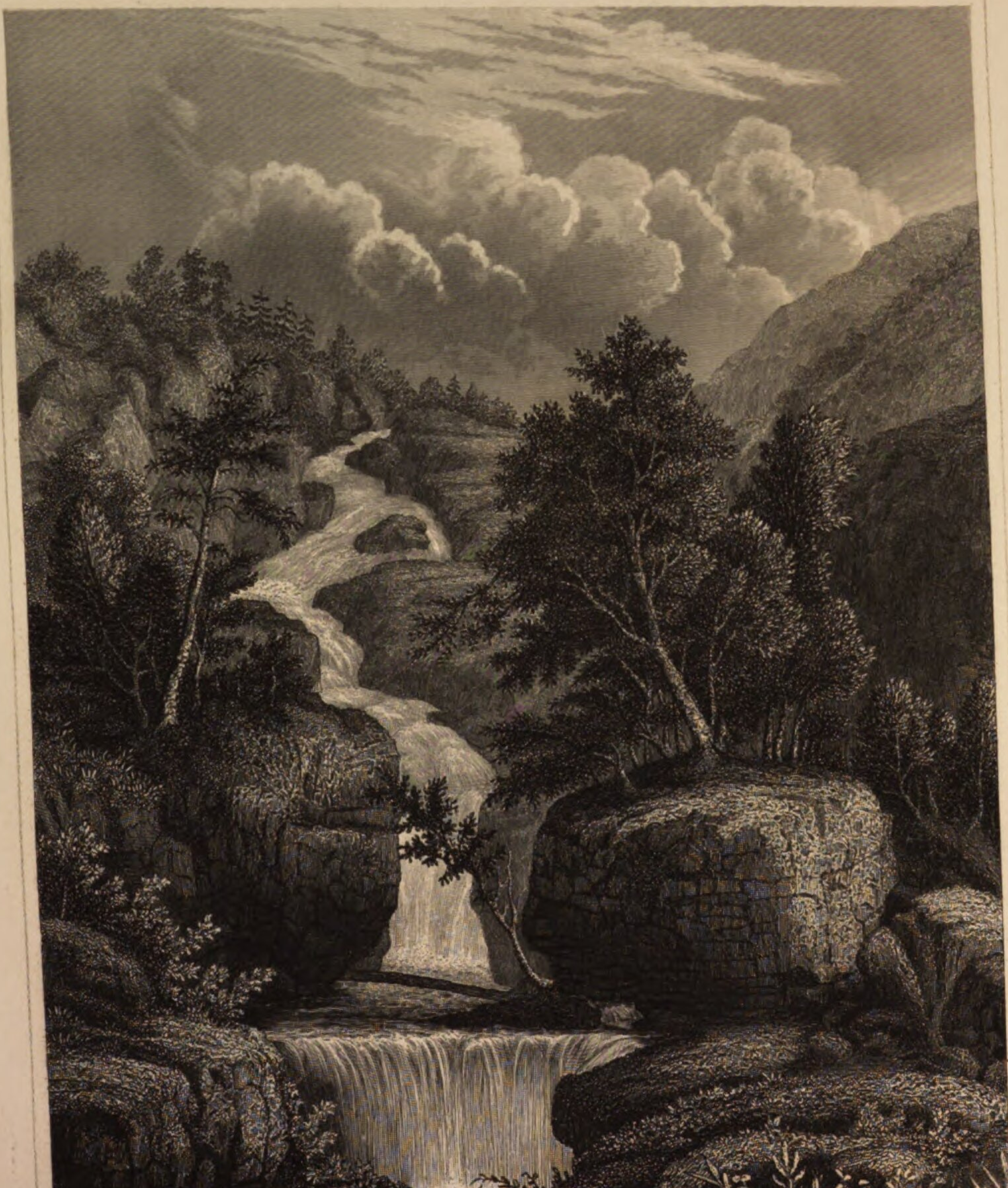
Galveston (vergl. Bd. IV, S. 143 ff.) und San Antonio bilden — nach dem Ausspruch eines deutschen Reisenden — die beiden Pole des texanischen Lebens. Dort, in der ersten Seestadt des Landes, wiederholt sich das Leben von New-Orleans, treibt der Kaufmann und der Gastwirth sein Geschäft, der Deutsche, der Franzose und jeder Andere neben dem Amerikaner, wie es eben glückte, — während in Antonio noch die Karavane aus dem altmexikanischen Osten mit dem amerikanischen Kaufmann in seinem Baumwollenfrack handelt und noch Pferd und Maulthier und der Ochsenkarren die Straße und der Hut mit breiter Krämpe den Kopf bedeckt und Serape und Rebozo, Fandango und Hazardspiel ihre Geltung behaupten. — Betreten wir die Stadt selbst, die in einem breiten vom Antoniofluß durchströmten Thale liegt, so sehen wir längs der Straßen neben Häusern, die auch hier, wie in Galveston, im „Scheunenstyl" gebaut, und neben Hütten, deren Pfähle mit Ochsenriemen zusammengebunden sind, einzelne Steinhäuser mit flachen Dächern oder hochgegiebelt aufsteigen. Der geräumige Marktplatz ist sogar von drei noch ziemlich vollständigen Steinhäuserreihen gebildet und auf der vierten Seite von der Kirche begrenzt, deren Thurm und Kuppel über das einfache Gemäuer emporragen. Solche Pracht ist in ganz Texas nicht wieder zu finden. Dafür ist Antonio aber auch schon 1692 gegründet; man kann noch Wappen mit der Jahrzahl 1757 an dem verfallenden Gemäuer finden. Der Krieg hat Antonio zu Grunde gerichtet; als das Fort Alamo (Pappel), der altspanische Schutz der Stadt, gefallen war, verließen sie die stolzen Spanier, zurück blieb nur

ein verkommenes Geschlecht von Lazzaroni in Lumpen, und einzog der Frack des Yankee. Von 10—12,000 sank die Einwohnerzahl damals auf 7—800.

Die Stadt wird und muß sich aber heben, sobald ihre Lage eine günstigere geworden ist und durch das Vordringen der Bevölkerung, der Kultur und vor Allem der Völkerverbindungsmittel. Jetzt ist es der äußerste Markt gegen die Wüste, die schon am St. Miguelflusse beginnt. Der kluge Amerikaner hat auch das bereits benutzt: wie Galveston als Seehandelsplatz den Grund seiner künftigen Größe legt, so soll nun auch San Antonio zum Hafenplatz werden am Sandmeere durch — das Schiff der Wüste. Man hat das Kameel als Lastthier eingeführt und ihm eine neue Heimath angewiesen zwischen dem Salzsee und dem Missouri, Kalifornien und Texas. Der Versuch gelang vollkommen, das für Wüstenreisen geschaffene Thier bringt in die sonst so gefährlichen Züge der Karavanen durch jene Länderstriche mehr Sicherheit, der Handel athmet auf, und je zahlreicher die Schiffe der Wüste durch das große Sandmeer dahin ziehen werden, um so rascher muß San Antonio sich aus seiner Verkommenheit erholen. Nach den neuesten Berichten ist die Einwohnerzahl der Stadt wieder bis auf 3500 gestiegen.

Die Silberkaskade in den Weißen Bergen.

„Amerikanische Schweiz" heißt der Theil der „Weißen Berge" in New-Hampshire, die den höchsten Gebirgskamm im Osten des Mississippi bilden. Die bedeutendste Höhe ist der Mount Washington von 6226 Fuß. Wie die Sächsische und Fränkische Schweiz in Deutschlands Mitte, so ist für den Norden der Union diese Amerikanische Schweiz mit ihren schwindelnden Höhen und schaurigen Schluchten und Pässen (Notchs) das Ziel der Vergnügungskaravanen zur Sommerzeit geworden. Außer einem oder mehren der höchsten Berge muß der Reisende der berühmtesten Schlucht zwischen Conway und dem Notch-Haus einen Besuch machen, wo der Quellfluß des Saco durch einen 23 Fuß breiten Felsenspalt sich durchzwängt, und zu den prachtvollen Wasserfällen pilgern. Unter diesen gebührt der oberste Rang dem Gegenstand unseres Stahlstichs, der den



DRAWN AFTER NATURE

For the Proprietor HERRMANN J. MEYER

THE SILVER CASCADE

(WHITE MOUNTAINS)

Published for HERRMANN J. MEYER 164 William Str. NEWYORK



THAL NOUKHA im KAUKASUS

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

ebenbezeichneten Notch der Weißen Berge herabstürzenden Silber-Kaskade. Wir stehen vor einer überraschenden Wassermasse, die in drei Abtheilungen über Felsenvorsprünge herabbrausend, von einer Höhe von 250 Fuß in ein von der Hand der Natur in dem Felsen gebildetes Bassin fällt. Von diesem aus strömen die noch schäumenden Wasser dem Saco zu, der weiter abwärts noch Fälle von 72 und 42 Fuß zu überwinden hat. Die Umgebung der Silber-Kaskade ist eine der wildromantischsten der Bergregion New-Hamshire's; der Fall selbst wird an Großartigkeit nur von wenigen in Nord-Amerika übertroffen.

Aus der Alpenwelt des Kaukasus.

Krieg ist Naturgesetz. Selbst des Baumes Blüthe wird im Kampf geboren. Der ewige Wandel der Stoffe, der alles Leben bedingt, ist nur der beständige Sieg des Stärkeren über das widerstrebende Schwächere, das Zurückweichen des Alternden vor dem Vordringen der Jugend.

So weit dieser Kampf des Organischen reicht, ist nicht Tod, nicht Verwüstung sein Ende, sondern neues frisches Leben in immer neuer Gestaltung, und Beides in freier Entwickelung: denn auch Freiheit ist Naturgesetz.

Damit aber auch der Tyrannei ihr Bild in der Natur nicht fehle, breitet die Wüste ihren Sand, streckt der Gletscher sein Eis immer weiter über die grüne Nachbarflur aus, denn das letzte Ziel alles Gewaltherrscherthums ist — die Gleichförmigkeit; all seine Sorge, seine Zuversicht und seine Macht sammeln sich in der Uniform.

Es ist keine Frage, daß alle großen Despotenreiche die Natur der Wüste annehmen, gegenüber den freien Naturvölkern. Die grüne Flur wehrt sich gegen die Wüste, bis ihre letzte Quelle verschüttet ist, und die Wüste weiß mit dem eroberten Leben nichts anzufangen, als es unter dem Druck ihrer Einförmigkeit zu ersticken. Die Pflege eines unterjochten Volksthums liegt nicht in der Macht der Despotie, auch wenn sie je den Willen dazu hegen könnte. Aber gerade Das dient ihr zum Fluch, der Menschheit zum Heil.

Es ist noch nie der Despotie gelungen, daß sie in dem Herzen eines ganzen Volkes Wurzel fasse. Sie ist der ausgesprochene Antagonismus alles Volksthums, und nur in der gegenseitigen Befehdung der Völker und

in der Köderung und Genossenschaft eines herrschlustigen Bruchtheils derselben findet sie ihren Halt. Obwohl ihre Macht scheinbar wächst mit ihrer Ausbreitung, mehrt sie nur die Zahl ihrer stillen Widersacher, und nie ist es ein Glück für das Heimathvolk eines Gewaltherrschers, für das Stammvolk einer großen Macht geworden, wenn diese Herrscher den Titel „allzeit Mehrer des Reichs" in Wahrheit führten. Und wie dem eigenen Volke solche Mehrung des Reichs durch das Erobererschwert niemals zum Heil gedieh, so verhängte sie unsäglichen Jammer über alle Völker, deren eigenes Lebensbanner vor jenem Schwerte sank. Welche Summe von Geistesblüthen muß zu Grunde gehen, damit das graue Leichentuch der Despotie sich über sie ausdehne! — Wer den Globus, das Miniaturbild der großen Erde, zu seinen Füßen, die Bilder der großen Camera obscura, die man Weltgeschichte nennt, darüber hingleiten läßt, dessen Geist hat einen schweren Gang durch trübe Gedanken, bis er zur Schwelle erfreuender, erhebender Erscheinungen gelangt. Da liegen die Länder, in denen die Tausende von Völkern wohnen. Welchen Anblick müßten sie dem Geist gewähren, könnten wir von jedem einzelnen Volke alle die guten Eigenschaften, edlen Thaten, schönen Sitten zu einer Darstellung vereinen, die schönsten Blumen jedes Volkes zu einem Kranze winden! — Jedes Volk hat seinen eigenen Geist, seine Vergangenheit voll Freudenglanz und Trauernacht, seine Heimathfeste, sein eigenes Herzensleben, seine Liebe und seine Poesie; jedes Volk gibt allem Dem Ausdruck und Form nach seiner Begabung. — Und von all dieser Fülle von Edlem, Gutem und Schönem muß so Vieles verkommen, muß so Herrliches verschwinden, weil es dem despotischen Willen eines Einzelnen gelang, für seine Fahne der Willkür dienstwillige Verfechter zu finden, im Schutz dieser Fahne über dem Joche besiegter Völker einen mächtigen Thron zu erheben, durch das Schwert aber noch mächtiger zu werden, und weil nun dieses Schwert nicht mehr zur Ruhe kommen darf, so lange das spähende Auge nach immer neuen Bausteinen zur Befestigung und Erhöhung seines Thrones sucht. Da aber der Herrscher Augen unersättlich sind, so hat die Despotie die Scheide ihres Schwertes stets nach ihrem ersten Siege schon verloren.

In dieser unerbittlichen Konsequenz des Spiels der Gewalt mit den eisernen Würfeln liegt ihr Fluch; der Menschheit aber wird sie zum Segen, diese Nothwendigkeit des fortwährenden Kampfes gegen die Despotie. Dieser Kampf darf auf Erden nicht aufhören, er gehört zur Erhaltung der geistigen Gesundheit der Völker, er gehört zur Herzstärkung der Nationen.

Die Bedeutung jedes solchen Kampfes erstreckt sich weit über das Schlachtfeld, weit über die Grenzen des Siegs oder der Niederlage, weit über die Zeit der That hinaus. Noch heute führt der Geist des Leonidas seine Schaar jedem Zuge voran, der gegen Tyrannenübermuth die Waffen schwingt; noch heute zeigt Winkelried, wie man der Freiheit eine Gasse bahnt; noch heute flammt die Bannbulle Luthers in heller Lohe; noch heute

sehen wir Tell den Pfeil und Hofer den Stutzen hoch halten, wenn den Alpen neue Knechtschaft droht. Und so groß ist die Bedeutung eines solchen Kampfes, daß er den Nimbus des Siegs nicht bedarf, um in der Geschichte zu glänzen: er glänzt als Kampf allein, und seine Niederlagen feiern die Völker mit Denkmalen der Trauer.

Wenn eine Erscheinung im Völkerleben geeignet ist, das Herz des Volksmannes freudig zu erregen, so ist es die übereinstimmende Anschauung vom wahren Heldenthume, die in allen Ländern vorgeschrittener Kultur herrscht. Jedes edle Volk nennt nur diejenige That eine große, welche ein großer Gedanke geleitet hat. Nicht die großen Massen, welche ein unbeschränkter Wille in Bewegung setzt, um eine Krone mit Lorbeeren zu schmücken, blenden heute noch den Sinn der Kulturvölker; ihre Achtung wendet sich ab von den Söldnerhäuptlingen jener sogenannten Staatszweckskriege, die mit handwerksmäßiger Ordnung ihr Menschenschlächtergeschäft betreiben, den Sieg nur schätzend um des Ordens willen, den er ihnen auf die Brust heftet. Tausende von Generälen sind verschollen sammt all den Ehren, deren Zeichen sie auf dem Rocke trugen; sie sind verschollen trotz der geräuschvollen Waffenthaten, welche sie einst vollbracht, trotz der guten Dienste, welche sie ihrem „Kriegsherrn" geleistet. Die Völker nennen ihre Namen nicht mehr; nur die Kriegsgeschichte bewahrt vielleicht ihr Andenken; die Weltgeschichte schweigt von ihnen.

Desto lauter verkündet sie die Namen der Helden, die das Volk als solche anerkennt; sie sind auf den Schild des Ruhms für alle Zeiten erhoben, denn ob sie siegten oder erlagen, der Gedanke, welcher ihnen das Schwert in die Hand gab, die Sache, für welche sie das Leben mit festem Schritt dem Tod entgegen trugen, sie waren das gemeinsame höchste Gut ihres Volks, ihr Krieg war ein heiliger, wie es jeder Kampf ist, den ein Volk für Vaterland, Freiheit oder Recht führt. Ihr Kampf ist ihre Ehre, ihr Beispiel ist unsterblich, ob der Sieg oder der Tod ihnen den Kranz auf das Haupt drückte. Das ist der Unterschied zwischen den Bulletinhelden der Gewalthaber und den Volkshelden, deren Thaten der Ehrenstolz der Nation von Mund zu Mund in die Zukunft trägt.

Auf seinem Rundlauf um die Erde tritt der Volkskampf in zweierlei Gestalt auf: das freie Volk führt die Wehr der Vertheidigung gegen die es bedrohende Macht der Despotie, der sinkenden geht das aus der Knechtschaft sich erhebende Volk mit der Angriffswaffe zu Leibe. Der Ausgang ist meist entgegengesetzt: denn während das vertheidigende Volk anfangs zwar Siege feiert, jedoch, wie sein Blut mehr und mehr versickert, der Uebermacht endlich erliegen muß, so erliegen gegen die sinkende Despotie erst zahllose Opfer der Volkskraft, auf den Schlachtfeldern und in den Kerkern, vor den Standgerichten und im Elend der Verbannung, bis endlich die moralische Kraft des Volks stärker geworden ist, als die materielle Macht der

Despotie. Ist aber diese Uebermacht des Volks gewonnen, so führt sie unfehlbar zu seinem edelsten Sieg und zum entschiedensten zugleich.

Ob ein Volkskampf zum Aufgang, ob er zum Niedergang führe, — wir preisen auch das sinkende Volk glücklich, wenn ein großer Mann mit ihm fiel: die Erinnerung an ein begeisterndes Bild der Seelengröße ist für ein erliegendes Volk eine unvergängliche Mahnung an seine Wiedererstehungskraft. Kosciuszko's „Finis Poloniae“ ist zum Mahnruf der Polen geworden, der die Nation wach erhält in der Nacht des Unglücks, bis ihr Morgen wiederkehrt. Und eben so wird die Stunde einst im Kaukasus kommen, wo mit Blut die Stätte gereinigt wird, an welcher der letzte Held der Berge vor dem Czaren in Staub gesunken war, der Mann, den sein gläubiges Volk im Gruß und im Gebet feierte: „Allah ist groß, Mohammed sein erster Prophet und Schamyl sein zweiter!“

Der an Charakterköpfen so reiche Islam hat für die Gegenwart zwei seiner größten Männer aufbewahrt. Beide, die Helden, Gesetzgeber und Propheten ihrer Völker, standen viele Jahre an ihrer Spitze im blutigsten Kriege gegen die beiden gefürchtetsten Mächte Europa's: Abdelkader, am Saum der afrikanischen Sandwüsten für die Freiheit seiner Stämme die Fahne des Glaubenseifers gegen Frankreich erhebend, und Schamyl, von der Fels- und Gletscherwelt des Kaukasus herab dieselbe Fahne gegen die Heersäulen der Russen schwingend. Beide Volkshelden, deren Name in jedem Munde der edlen Völker lebt, führten die Waffen der Vertheidigung, schützten die kleine grüne Flur der Selbständigkeit ihres Volks dort gegen das Herandrängen der Sandwüste, hier gegen das Hereinbrechen der Eisdecke der fremden Despotie, und beide erlagen in dem Kampfe gegen die Uebermacht, beide überlebten ihren tiefen Fall und beide werden noch nach dem Tode ihrer Gegner leben in der längsten Zeit. Und welche Männer standen sich in einem solchen Kampfe gegenüber! Gegen Abdelkader Ludwig Philipp, der Mann der Julitage, in welchem die französische Freiheit abermals neugeboren ward, um mit der gekrönten Selbstsucht die philisterhafteste Ehe einzugehen. Der Philister der Civilisation ward Herr über den Simson der Wüste, er steckte den Löwen in den Käfich und es fehlte nur noch, daß er ihn für Geld sehen ließ und dem Publikum selbst den Drehorgelvers dazu sang. Die mißhandelte und empörte Julifreiheit mußte den ungetreuen Ehegatten von Bett und Haus und Hof verjagen, ehe ein neuer Adler den alten Löwen befreien konnte. Ludwig Philipp ist versunken mit dem letzten Schimmer des Glanzes, mit welchem die Schmeichelei der Kammerdiener der Hofliteratur sonst jedes gekrönt gewesene Haupt noch nach dem Tode umgibt, er ist versunken und verschollen aus der Völker Mund, während der Charakterriese vom Atlas noch hoch ragt über die Millionen seiner Zeitgenossen, von der Achtung der Mannes- und Heldenwürde umstrahlt für jedes Auge, dem die grüne Flur der Freiheit höher steht, als die silberflimmernde Wüste despotischer Civilisation. Und hier steht Schamyl

und ihm gegenüber jener Kaiser Nikolaus, der starre Mann, in welchem Europa ein ganzes Menschenalter lang den großen Fürstenpopanz und Völkerschrecken fürchtete. Auch er liegt in der Gruft seiner Väter, das Antlitz entstellt vom Zug des Zorns und der Verzweiflung über — ein verfehltes Herrscherleben, über die ungeheure Täuschung, den ehernen Ritter Georg des Absolutismus im Kampf gegen den Lindwurm der westeuropäischen Konstitutionen plötzlich in den Koloß mit den thönernen Füßen verwandelt zu sehen! — Sein stolzes Herz brach an Silistria, aber die Krankheit seiner Macht keimte in den Bergen des Kaukasus. Nicht vor Sebastopol, nicht durch englische Flotten und französische Heere ward das große Rußland in Ohnmacht hingestreckt, im Kaukasus hatte es sich verblutet im fünfzigjährigen Kampfe, Schamyl hatte ihm die Wunden geschlagen, an denen es am Bosporus zusammensank.

Daß Schamyl sich dennoch unterworfen, liegt im Charakter seines Kampfs: auch er trug die Waffen der Vertheidigung, auch über die grüne Flur der Selbständigkeit seines armen Volkes ward Herr die Wüste des Despotismus. — Ob auch der russische Adler jetzt anscheinend sicherer horstet auf den Zinnen dieser Berge, nimmer wird es dem Glanze der kaiserlichen Waffen gelingen, den Ruhm des Mannes zu verdunkeln, der die Namen dieser Höhen mit unvergeßlichen Thaten in das Ehrenbuch der Völker eintrug und der jede Stätte weihete im ganzen Gebirg, die ein Mal sein Fuß betreten.

Zu diesen geweiheten Stätten gehört auch Noukha, eine ehemalige Veste Schamyls, der Gegenstand unsers Bildes.

Es ist eines der grusischen Thäler, hochgelegen unter dem Schutz der eisumgürteten Alpenkette, welche vom Elbrus bis zum Kasbek ihre ewig schneebedeckten Scheitel weit über die Höhe des Montblanc erhebt und schroffe, nur auf Saumwegen zu übersteigende Ausläufer bis zu den Wasserspiegeln des schwarzen und kaspischen Meeres hinabsendet. Somit bildet Noukha ein Vorwerk der unbezwingbaren Völkerburg, an welcher die Kolonnen der unaufhörlich von Süden anstürmenden Russenheere sich ohnmächtig brechen, wie die gegen ein Felseneiland des Oceans brandenden Wogen. So oft auch schon der heißeste Kampf um diese Höhen entflammte und Brand und Verwüstung die russischen Razzia's im Thal von Noukha bezeichnete, ebenso oft war es der Ausgang blutiger Rachezüge der beleidigten Bergsöhne, die von hier aus das Vorrücken der russischen Befestigungslinie bis zur Stunde noch in wirksamem Schach hielten. Denn auf diesem geweihten Boden reift noch der unbestechliche Opfermuth und die Freiheitstreue, welche jene Wunder der Tapferkeit vollbringt, die den Winterpalast mit Schrecken, die Welt mit Verehrung und Staunen erfüllen, denn hier erhebt selbst der todesmüde Greis noch einmal sich zur Rache für den gefallenen Sohn, es stirbt die Jungfrau lieber den Hungertod, ehe sie dem Feinde sich zum Dienste ergibt, die Mutter führt den zarten Knaben zur Schlacht,

des Vaters Tod mit dem eigenen in Russenblut zu sühnen. Hier ist der Glaube noch die Wundermacht, vor deren Gluth die stärksten Russenvesten in Rauch und Trümmer aufgehen, und die erst verlöschen wird mit dem letzten Herzschlag des letzten Kriegers vom Stamme Noukha.

Betrachten wir das Volk dieser Berge nur mit einem Blick. In allen kaukasischen Stämmen wohnt der Ausdruck großer Energie und wilder Kühnheit; viele vereinigen damit die herrlichste Gestalt, jenes Adlerprofil, jene flammensprühenden Augen, jene schönen rabenschwarzen Bärte, die zum Typus derjenigen Raçe gehören, die als die schönste des Geschlechts gepriesen ist. Von solch imposanter Erscheinung denkt man sich unsere mittelalterlichen Helden, einen Roland, Cid, Bayard, so stolz und keck von Haltung, wie diese schlanken Ritter des Kaukasus im reichen Waffenschmuck; das volle Bewußtsein der Ueberlegenheit aus ihren Zügen redend und hochmüthige Geringschätzung des niedrigern Volks, unter dem sie wandeln. Und diese Züge haben alle Kaukasier gemein, die ihnen, den freien Söhnen des Gebirgs, den kriechenden Russen gegenüber, so gut anstehen. Der mit der russischen Post durch diese Gegenden Reisende begegnet häufig bald tscherkessischen Reitern, bald Kosaken; beide tragen in den vom russischen Schwert unterworfenen Distrikten die gleiche Tracht, die gleiche Bewaffnung, und selbst unter den Linienkosaken findet man jetzt oft tscherkessische Gesichter. Aber den ächten Tscherkessen erkennt man schon in der Entfernung am Stolz seiner Haltung, am behenden, leichten, fast schwebenden Gang. Die schwarzen Augen unter der zottigen Mütze funkeln Jeden finster und feindlich an, und seine Hand bewegt sich nie zum Gruße, während der von der Knute gezähmte Kosak, schon dreißig Schritte vor dem Wagen die Mütze abnehmend, demüthig grüßt.

Die Tscherkessen und Tschetschenzen, unter welchen Namen man sehr willkürlich die zahlreichen, in Religion, Geschichte, Sitte und Charakter sehr verschiedenen Stämme des nördlichen und hohen Kaukasus begreift, und deren Wohnsitze sich auf einem Areal von ungefähr 1200 Geviertmeilen erstrecken, zählen 600,000, höchstens 700,000 Seelen, also kaum so viel als ein deutsches Großherzogthum, und dieses Häuflein, das höchstens 50,000 streitbare Männer zählt, hält Rußlands Heere seit einem vollen Menschenalter im Schach, und hat sich den Ruhm der Unüberwindlichkeit erworben! Eine halbe Million Russen wurden in den Schluchten des Kaukasus erschlagen, oder sind in den tausend Gefechten auf der Steppe oder in den erstürmten Festen gefallen, und noch ist Rußland in dem Unterjochungswerke nicht viel weiter gekommen, als im ersten Jahre.

Wären die Tscherkessen wie die Tschetschenzen unter einem Oberhaupte vereinigt, so würde es ihnen nicht schwer fallen, Heere von 10,000 bis 20,000 Kriegern auf einem Punkte zu sammeln, und in der Ebene sich den Russen durch Ueberfälle noch furchtbarer zu machen. Weder die Steppen am Kuban und das Land der donischen Kosaken im Norden, noch die

Landschaften von Russisch-Georgien und Armenien im Süden würden gegen das Ungestüm einer solchen Macht haltbar sein und den in ihrer Felsenburg hart belagerten Völkern Kaukasiens fruchtbare Wohnplätze, die Küsten der Seen und Mündungen schiffbarer Flüsse zurückgeben. Aber die Zerrissenheit des tscherkessischen Volks, welches, neben der aristokratischen Einrichtung seiner gesellschaftlichen Zustände, als Staat eine Art Föderativrepublik von ganz demokratischem Geiste bildet, steht größeren Kriegsoperationen im Wege. Es fehlt den Tscherkessenstämmen die Schnellkraft einer Diktatur, welche, vom begeisternden Nachdruck der Freiheit unterstützt, bei der physischen Stärke, der Kriegslust und Tapferkeit dieser Kaukasier den Russen äußerst gefährlich werden könnte. Bis jetzt gelang es den Tscherkessen nie, über 4000 bis 5000 Mann auf einen Punkt zum Angriff oder zur Vertheidigung zu vereinigen. Gewöhnlich werden die Reiterüberfälle mit 2000 bis 3000 Mann ausgeführt, welche bloß für die Dauer ihrer kriegerischen Unternehmungen einem gewählten Anführer gehorchen. Diese Zahl ist nicht hinreichend, um die Russen im offenen Felde zu schlagen, denn die Lärmsignale der Kosaken bringen in sehr kurzer Zeit stets eine noch viel größere Reiterzahl auf die Beine, welche öfters den Rückzug der Tscherkessen gefährdet. Die Unternehmungen der Tscherkessen am Kuban und am schwarzen Meere hatten daher oft sehr glänzende, aber niemals große und beständige Erfolge. Sie beschränkten sich auf Ueberfall und Plünderung und die Erstürmung von Grenzfesten und Krepostେn, die sie aber bald wieder räumten, ohne sich die Mühe zu geben, die Schanzen zu zerstören.

Die fürstliche Macht in Tscherkessien ist eine sehr beschränkte. Sie wird von den eigentlichen und erblichen Herren des Landes, den Edelleuten (Works, Usden), deren es viele Tausende gibt, im Zaume gehalten. Aus diesen stammen die tapfersten und geachtetsten Anführer im Kriege, wie die noch jetzt lebenden Mansur, Schamuz und Dschimbulat, deren Heldenthaten die tscherkessischen Barden besingen. Die dritte Klasse der tscherkessischen Gesellschaft bilden die Freigelassenen, von Fürsten und Works Tschfokotls genannt, welche in Kriegsdiensten ihren ehemaligen Herren untergeben bleiben. Die vierte Klasse, jetzt die zahlreichste, bilden die Pschilt oder Leibeigenen, welche durch russische Ueberläufer und Gefangene fortwährenden Zuwachs erhalten. Die Pschilt haben dem Edelmanne gewisse Abgaben zu geben und ziehen für ihn und mit ihm in den Kampf, genießen aber im Uebrigen fast dieselben Freiheiten wie die anderen Klassen.

Die Auls (Dörfer) der Tscherkessen bestehen aus kleinen steinernen Häusern, die, gewöhnlich amphitheatralisch gruppirt, auf den Abhängen des Gebirges stehen. Alle diese Auls haben rohe Befestigungen; ein höher als die übrigen Wohnungen gebautes massives Haus des Vorstehers dient zugleich als Citadelle, in welche sich die Vertheidiger, wenn die aus Pfahlwerk bestehenden Umzäunungen vom Feinde durchbrochen sind, kämpfend zurückziehen. Da bei jeder russischen Expedition das Eigenthum der Bewohner

in Gefahr ist, so vertheidigen die Tscherkessen mit großer Energie die Eingänge zu ihren Auls. Die Bewohner des Atlas haben in dieser Hinsicht gegen die Franzosen einen leichteren Stand als die Kaukasusbewohner gegen die Russen. Die Dörfer der Kabylen bestehen aus elenden Strohhütten, welche von den Bewohnern leichten Sinnes verlassen und den Flammen geopfert werden, während der Tscherkesse sein steinernes Haus, dessen er in einem rauheren Klima bedarf, nur in der äußersten Noth im Stiche läßt. Die Expeditionen der Russen im Kaukasus sind daher immer viel blutiger, als die der Franzosen im Atlas.

Der Kaukasus stellt dem von Norden andringenden Eroberer drei natürliche Schutzwehren entgegen: die Sümpfe in dem aufgeschlämmten Steppenlande am Kuban und Terek; die unermeßlichen dichten Urwälder von riesigen Buchen, Eichen, Eschen, Ahornbäumen, die alle Höhen und Schluchten der aus der Ebene aufsteigenden Voralpenketten bedecken, — und die hohe Alpenkette, die, den Hauptkamm des Gebirges bildend, baumlos mit ihren ewigen Eiskolossen das höchste Bollwerk, das letzte Asyl der freien Bergvölker, bildet. Gegen Süden öffnen sich fruchtbare Thäler und machen den Zugang zu dem Hochland leichter, weshalb von da aus die Operationen der Russen mit besonderem Nachdruck betrieben werden. Jedoch haben schon die Kriege Timurs, Peters des Großen und Nadir Schahs gegen die Völker des östlichen Kaukasus bewiesen, daß die Gebiete von Daghestan und Lesghistan zu den großen isolirten Weltburgen gehören, welche ihre Besitzer und Vertheidiger vor jedem Andrang von Völkerwogen zu schützen vermögen.

Die Tscherkessen sind ein armes Volk, und diese Armuth wird immer mehr zunehmen, je schwieriger die Kommunikationen mit der türkisch-asiatischen Küste werden. Was in der Zeit, da sich der Sultan noch für den Oberherrn des Kaukasus hielt, aus dem Tscherkessenlande (außer den Mädchen für die Harems) kam, etwas Wolle, Häute, Talg, Wachs und Honig, war nicht der Rede werth. Fast noch unbedeutender war die Einfuhr. Die Tscherkessen kaufen nur Tabak, Salz und Kriegsmunition. Bei wenigen Bedürfnissen genügen diesen freien Menschen die spärlichen Erzeugnisse ihres Landes.

In religiösen Dingen sind die Tscherkessen eben so geschieden wie in ihren übrigen Eigenthümlichkeiten. Meist zerfallen sie in heidnisch und christlich schismatische Sekten und nur der kleinere Theil bekennt sich zum Islam. Wäre bei ihnen der Fanatismus ein so gemeinsamer, wie bei den Kabylen in Afrika, würden sie den Russen weit furchtbarer sein. Haß gegen Fremde, unerbittliche Härte gegen den Feind, Eifersucht gegen den Nachbar und Freund, unersättliche Habgier, Mißtrauen, Verstellungskunst und Rachsucht gegen Alle; aber auch Anhänglichkeit an das Stammland und die Sitten der Ahnen, liebevolle Achtung für ihre Väter und Greise, Gastfreundschaft, energischer Freiheitssinn sind ihre hervorragenden Eigenschaf-

ten. Vor den Gegnern der Franzosen, den Kabylen und Arabern des Atlasgebirges, haben die Tscherkessen die größere Tapferkeit, die Treue dem gegebenen Wort und Sittenreinheit voraus, theilen aber ihre Geldgier, welche den Russen die Mittel gewährt, Spione in Menge zu erkaufen.

Was die persönliche Tapferkeit und Geschicklichkeit in Führung der Waffen betrifft, ist der Tscherkesse dem Russen unbestreitbar weit überlegen. Ihn durchdringt eine glühende Begeisterung für die Freiheit und Unabhängigkeit, die natürlich dem gemeinen russischen Soldaten gänzlich abgeht. Im Einzelkampf unterliegt der russische Tirailleur mit gefälltem Bajonnet gegen den mit gezückter Schaschka anstürmenden Tscherkessen oder Tschetschenzen jedesmal; wenn tscherkessische Reiter sich auf die doppelte Anzahl Kosaken werfen, nehmen letztere in der Regel Reißaus.

Daß mit den in den russischen Bülletins so pomphaft verkündeten Siegen, mit der Unterwerfung einzelner Stämme, ja selbst mit dem Fall von ihrem gefeierten Müriden-Chef Schamyl eine wesentliche Aenderung im Erfolg der russischen Waffen nicht eingetreten ist, läßt sich aus den Ereignissen der letzten Jahre und einer Vergleichung der heutigen Grenzen von Russisch-Kaukasien leicht erkennen. Dank dem vielgliedrigen Organismus dieses Völkerkomplexes, fehlt es nie an Führern, die an die Stelle der Gefallenen treten, nie an Stämmen, welche den heiligen Krieg gegen den gemeinsamen Unterdrücker aufnehmen, wenn das Nachbarvolk ermattet oder niedergeworfen ist. Jeder Häuptling des Kaukasus wird das Symbol des Freiheitskampfes, nachdem es Schamyls Händen entwunden, eben so hoch halten, mit gleichem Opfermuth werden sich seine Krieger um dasselbe schaaren und nur der Fortsetzung des Kampfes wird's bedürfen, daß ein anderer Name der Schrecken der Russen werde, wie es Schamyl gewesen.

Der stets wache Geist des Widerstands, das Hochgefühl der Freiheit und der Beruf der Führerschaft lebt in jedem Krieger, nicht nur in dem einen Häuptling, den es den russischen Waffen gelang, von seinem Volke zu trennen.

Plasencia.

Spaniens Mesopotamien ist Estremadura, reich an reizenden Gebirgen und Gewässern und durchzogen von zahlreichen Heerden, hinter denen der schwarzbraune Bewohner des Landes mit der langen verrosteten Flinte auf dem Rücken einherstolziert. Das Land ist eben so fruchtbar als schön. Ohne die Scheu des Volks vor anstrengenderer Arbeit, als Viehzucht, insbesondere Schaf- und Schweinezucht, müßte die Provinz zu den reichsten der pyrenäischen Halbinsel gehören und der Getreide-, Obst- und Weinbau allein ganze Gegenden zu den blühendsten erheben. Statt dessen bleibt der beste Ackerboden in ewiger Brache liegen, und es muß Getreide eingeführt werden, wo die großartigste Ausfuhr desselben möglich wäre. Wer aber in den Nächten der Erntezeit die Schaaren der Schnitter betrachtet, wie sie unter ihrem sternenhellen Himmel auf dem Felde lagern oder ihre Wachtfeuer in singenden und tanzenden Gruppen umschwärmen, erkennt gar bald, daß das Volk in der Abgeschlossenheit seiner Berge glücklich ist und vom Baum des Lebens nur die poetischen Blüthen bricht, ohne sich bis zur Holzhackerei herabzulassen. Dafür ist Estremadura nun freilich auch allen Fortschritten, die in anderen Theilen Spaniens so erfreulich hervortreten, fremd geblieben. Das Haupthinderniß jeden Fortschritts liegt aber in dem gänzlichen Mangel an Verbindungswegen. Badajoz ist der einzige Punkt der Provinz, von welchem aus eine geregelte Kommunikation mit der Außenwelt Statt findet.

Der Garten dieses verwahrlosten Landes ist das Thal, welches unsere Stahlplatte zeigt, die zwölf Meilen lange und drei Meilen breite Vera de Plasencia. Im Mittelpunkt desselben liegt die Stadt, welche dem Thale den Namen gibt. Sie ist nach alter Art befestigt, mit sieben bethürmten Thoren versehen, hat ebenso viele größere Plätze, ebenso viele Pfarrkirchen, ebenso viele Klöster und ebenso viele Armenhäuser. Der Hauptstraßen zählt man zweiundzwanzig. Der Fluß, an dessen rechtem Ufer wir Plasencia sich erheben sehen, ist der Xerte, über welchen eine steinerne Brücke führt. Am anderen Ende der Stadt schwingen sich die hohen Bogen einer Wasserleitung über das Thal. Unter den Gebäuden innerhalb der Mauern überragt alle die stattliche Kathedrale. Mehre Jahrhunderte ist an ihr gebaut worden, weshalb die Style verschiedener Zeiten sich an dem Granitbau geltend machten. Ihr größter Kunstwerth besteht in den prachtvollen



PLACENCIA

(SPANIEN)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger



GRAEFENBERG
im Schlesien.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Statuen, welche ihr Inneres schmücken. Die Stadt ist der Sitz eines Suffraganbischofs von San Jago. Die Zahl der Einwohner übersteigt nicht 7000. Die industrielle Thätigkeit derselben erstreckt sich auf Gerberei, Töpferei, Woll-, Flachs- und Hanfleinwandweberei, Hutfabrikation und starke Bienenzucht. Der Handel ist so unbedeutend, als der Mangel an guten Straßen dies bedingt; überhaupt ist das einzig schwunghaft betriebene Geschäft in Estremadura die Schmuggelei nach und von Portugal. Eine geschichtliche Merkwürdigkeit würden Reisende, wenn derlei sich hierher verirrten, fünf Meilen nordöstlich von Plasencia finden: das ehemalige Hieronymitenkloster San Geronimo de Justi, in welchem Kaiser Karl V. die beiden letzten Jahre seines Lebens zubrachte. Die Klostergebäude sind zum Theil schon Ruinen.

Gräfenberg in Schlesien.

Das war ein segenbringender Rippenbruch! Ich glaube, wenn fünfzig Doktoren der Philosophie ihre Köpfe zusammen steckten, um der Welt einmal eine rechte Wohlthat zu ersinnen, sie brächten nicht den kleinsten Theil von dem zu Stande, was jener schlichte Bauer mit seiner gebrochenen Rippe der Menschheit Gutes leistete. Wer die Geschichte nicht kennt, dem ist sie bald erzählt:

Vor einigen Jahrzehnten lebte in einem Gebirgsdorf Schlesiens ein junger Landmann, ein schlichter, fleißiger Mensch, still mit der Bewirthschaftung seines Gütchens beschäftigt. Dem begegnete das Unglück, unter die Räder seines Wagens zu gerathen und darob mehre Rippen einzubüßen. Lange schleppte sich der Mann mit seiner Wunde, die Genesung wollte nicht von Statten gehen. Da kam er auf den Gedanken, kaltes Wasser, das krystallrein aus vielen Quellen in der Umgegend sprudelte, als Heilmittel anzuwenden. Sieh da, es bekam ihm, und indem er beharrlich seine Kur fortsetzte, sah er sich bald hergestellt und fühlte sich kräftiger und lebensfrischer denn zuvor. Sinnig und nachdenkend von Natur, hielt er es fortan dankbar mit dem Wasser und begann die Heilkraft desselben auch an andern Personen zu erproben, immer mit gleich günstigem Erfolg. Bald erzählte man sich weit und breit von der wunderbaren Kunst des

Mannes, und von allen Seiten kamen Kranke und Leidende herbei, um durch seine Hülfe zu genesen. Nach den Erfahrungen, die er bei seinen Kuren machte, bildete er sich ein System über die verschiedenartige Anwendung des Wassers in den verschiedenen Krankheitszuständen, legte Douchen, Wellen- und Sturzbäder an, errichtete endlich, als es an Platz gebrach für die zu beherbergenden Gäste, ein stattliches Kurgebäude und entfaltete nun, ausschließlich seinem Unternehmen sich widmend, eine großartige Thätigkeit viele Jahre lang. Seine Erfolge waren glänzend, und bald erscholl der Ruf der jungen Anstalt über ganz Europa. Aus allen Ländern strömten Hülfesuchende herbei, und Tausende, die elend gekommen waren, verließen gesund und froh den stillen anmuthigen Gebirgsort, mit dankbarer Pietät das Andenken des Mannes im Herzen hegend, dem sie die Herstellung ihrer Gesundheit und die Wiedererlangung der Freude am Leben verdankten. Wer war der seltene Mann, der so Großartiges in's Leben rief? Er hieß Vinzenz Prießnitz, und das Dorf, das er zum segenspendenden Wallfahrtsort erhob, ist Gräfenberg in Oesterreichisch-Schlesien, die erste und berühmteste Kaltwasserheilanstalt und Mutter von hundert gleichen und ähnlichen in allen Ländern der Erde.

Prießnitz war kein „Studirter", er wußte nichts von System und Schule; aber er war ein Mann von klarem gesunden Verstand und energischem Handeln. Für den Sitz der Krankheiten hielt er unreine Säfte, falsch gemischtes Blut und dergl., und die Basis seiner Behandlung bildete die Naturheilkraft. Er suchte die Lungen zu kräftigen durch Bewegung in frischer Gebirgsluft, die Verdauung durch gesunde Nahrung unter Vermeidung aller Gewürze, Spirituosen ꝛc., die Haut durch Schweiß und Kälte. Das sind die Grundzüge seiner Methode, und mit diesen einfachen Mitteln, konsequent und richtig angewendet, erzielte er seine großen und staunenswerthen Erfolge. — Wie es in Deutschland zu geschehen pflegt, wo man so gern schwärmt: man gerieth über die Kuren Prießnitz' zunächst in einen Taumel, in eine wahre Kaltwassermanie. Man überstürzte sich, man pries laut das kalte Wasser als ein Universalheilmittel, ja Prießnitz selbst, von seinen eigenen Erfolgen geblendet, dehnte den Kreis seiner Wirksamkeit manchmal zu weit aus und blieb daher in einzelnen Fällen nicht frei von ungünstigen Ergebnissen seines Verfahrens. Dem Rausch folgte sodann eine eben so weit gehende Ernüchterung. Man trat gegen die neue Kurmethode auf, verdächtigte, verlachte sie und suchte sie in Mißkredit zu bringen, ohne daß man jedoch das Wahre und Gute an ihr zu unterdrücken vermochte. Die Wasserheilkunde hat sich seitdem auf die Grenzen beschränkt, die ihrer Wirksamkeit von der Erfahrung gezogen sind; aber innerhalb dieser Grenzen wird sie, immer mehr geläutert durch neue Erfahrungen und unterstützt durch wissenschaftliche Forschungen, als eine unschätzbare Bereicherung unseres Heilschatzes sich behaupten und der Name Prießnitz wird in der Geschichte der Wissenschaft unsterblich sein.



BAHIA-HONDA
(Cuba)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Eigenthum d. Verleger.

Die Kolonie Gräfenberg liegt, 1900 Fuß hoch, an einem gleichnamigen Berge, unfern von Freiwaldau, dessen weites Thal einen der reizendsten Punkte der Sudeten bildet. In der Umgegend erheben sich die stattlichen Häupter des Gebirgs, die Goldkoppe, die Nesselkoppe, der doppelgipfelige Gräfenberg und (hinter den auf dem Bilde dargestellten Kurgebäuden) der Hirschbadkamm. Mehre derselben reichen mit ihrem Scheitel bereits in die kalten Regionen, wo der Baumwuchs aufhört und das Moos beginnt, aber alle sind auf zweckmäßig angelegten Waldwegen leicht zu ersteigen uud belohnen die Mühe durch prächtige und großartige Fernsichten. — In der Nähe der Kolonie steht das kleine im gothischen Styl ausgeführte Mausoleum von Prießnitz, der im Herbst 1851 hier starb. Die Leitung der Anstalt führt seitdem sein Sohn.

Bahia-Honda auf Cuba.

Sehnsucht erweckt der Anblick dieses Bildchens, die Sehnsucht nach dem herrlichen, ewigen Meer! Da dehnt es sich aus in seiner Endlosigkeit, winkend mit jeder spielenden Welle am Ufer, mit jedem schwellenden Segel, das zu anderen Ländern zieht, mit den fernsten Wogen, die sich selig wiegen im unermeßlichen Bette, mit jeder Rauchsäule des Damfers, die der Horizont verschlingt. Was ist jenseits der Linie, die dort des Aethers ruhiges Blau scheidet vom schimmernden Spiegel des Oceans? Welche Segensfülle hat drüben die Erde den Menschen hingelegt an weite lachende Gestade, heimlich verborgen in säuselnden Buchten und grünen rauschenden Thälern, reizend hingelehnt an ragende Höhen, oder versteckt in ihrem Schooße, wie eine liebende Mutter den Kindern die bunten Eier der Osterfreude? Denn eine liebende Mutter ist die Erde allen ihren Kindern, und wenn nur wenige auf ihr das Glück des Lebens finden, so ist's deren eigene Schuld: wahrlich, sie machen's darnach!

Es ist nicht jedem Menschen das Auge des Dichters gegeben, dessen Blick in das Herz der Natur dringt, dessen Geist Felsen belebt und der Eiche im Walde lauscht, und der es der Erde ansieht, welcherlei Segen sie spenden möchte und für welche ihrer Kinder. Für ihn gibt es kein unbeschriebenes Blatt in der ganzen Schöpfung, und er findet der Schätze des

Heils und der Erhebung für Geist und Herz gar viele. Diese theilt er aus in der Sprache, die vom Anfang bis heute alle Völker am liebsten hörten vom Kinde bis zum Greis: im Sang und Klang streut er den Samen der Wahrheit und der Liebe aus, aus denen die Freiheit von selbst emporwuchert. Diese Trias belebt die Wüste, lockt Blumen aus dem Sand und gründet auf jeder Flur ein Paradies. Deshalb liebt jedes edle Volk seine Dichter und ehrt ihre Werke als Heiligthümer seines Geistes.

Es gibt aus dem grauen Alterthume zwei Sagen: Wenn Orpheus die Leier Apollo's ergriff, erhob er die Herzen der Menschen und der Thiere, die Vögel kamen vom Himmel, die Fische aus der Fluth, und selbst Tiger und Schlange schmiegten sich zu seinen Füßen. Dann ist die Welt älter, aber nicht besser geworden. Denn als Arion kam, in dessen Hand die Cither lebte, erregte er in seiner höchsten Noth nur das Mitleid der Thiere und Menschenherzen verschlossen sich ihm, weil sein ärgster Feind, der Mammon, sie beherrschte. Wo aber seine Herrschaft beginnt, krönt er die rohe Gewalt. Arme Heiligthümer des Geistes! Welche Gewalt schrickt zurück vor der Unthat eurer Vernichtung, wenn es ihre eigene Erhaltung gilt!

Wenn Du, lieber Leser, aus der Bai von Honda, die mit ihrem Kranz vom Hügelland und ihrem Städtchen vor Dir sich ausdehnt, der Nordküste von Cuba entlang nach Osten steuerst, so erblickst Du nach kurzer Fahrt Mauern und Thürme einer großen, festen Stadt, zu deren Seethoren das Leben des Handels aus- und einströmt unter Flaggen aller Nationen. Dort wohnt des Königs Landvogt in mächtigen Zwingburgen, der Herr der Gewalt und der Knecht des Mammon. Er ist unschuldig am Segen des Landes, und des Volkes Geist ist sein Feind.

Scheide von der prangenden Havanna und segle weiter ostwärts, bis Dir die Stadt Mantanzas gegenüber liegt. Dort siehst Du, um wie viel älter die Welt seit Orpheus und Arion geworden ist. Der Liebling der ewig blühenden Insel, der Dichter, dessen Lieder sein Volk erhoben hatten in Lust und Leid, den Martinez de la Rosa, der stolze Spanier, das hoffnungsvollste Talent seiner Nation nannte, Placido, der Mulatte, hat der Freiheit ein Lied gesungen, und dafür muß er sterben. Vergeblich fleht das ganze Volk um seines Dichters Leben. Die Kette klirrt, der „Verbrecher" naht, da steht der Mann, den Gott geweiht hat. Der Kommandoruf erschallt und vier Kugeln zerreißen des Sängers Glieder, ohne ihn zu tödten. Wie Andreas Hofer konnte er ausrufen: „O Gott, wie schießt ihr schlecht!" Da rafft er die letzte Kraft zusammen zu seinem letzten Wort: „Leb' wohl, Welt, in der kein Mitleid ist! — Feuer!"



P. Ahrens gez. u. gest. Lpzg.

LEIPZIG

DER AUGUSTUSPLATZ MIT DEM MUSEUM

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Eigenthum d. Verleger.

Leipzig.

Als ob auf den Blut-Feldern und Aschen-Hügeln der Völker die Blüthe des Friedens am herrlichsten gedeihe, so glückliche Kraft ist in die Triebe des Wachsthums und Wohlstands dieser Weltstadt gefahren. Von allen Städten des deutschen Bundes steht ihr nur Triest an überraschender Kraftentfaltung gleich. Wer Leipzig seit 20 oder 30 Jahren nicht gesehen, wird es jetzt kaum wieder erkennen. — Seit der Zeit sind neue Stadttheile und neue Vorstädte entstanden und bedecken nun den Boden, auf welchem damals noch der Pflug ging oder der sinnige Erdenwaller in schönen Gärten lustwandelte. Ueber ehemaligen Sümpfen erheben sich Paläste, und während die Stadt immer längere Arme nach den umliegenden Dörfern ausstreckt, rücken diese selbst der Stadt immer näher, so daß sie an Bauten und Bevölkerung schon jetzt weniger das Ansehen von Dörfern, als von kleinen Fabrik-Städten bieten und zu Leipzig schon jetzt in einem vorstädtlichen Verhältniß leben; die Zahl der Bevölkerung Leipzigs, welche in diesen Dörfern wohnt und deren arbeitsfähiger Theil jeden Werktagsmorgen zu allen Thoren der Stadt einströmt, beträgt über 16,000. Die Einwohnerzahl der Stadt Leipzig selbst hat 77,000 längst überstiegen. Die Zahl der bewohnten Gebäude hat sich seit 1837 von 1600 auf ungefähr 2200 vermehrt.

Die Ursache dieses außerordentlichen Wachsthums ist nicht weniger außerordentlich. Wir erkennen sie als das Vorgefühl einer glücklichen Stadt, welche einen drohenden Verlust der Zukunft frühzeitig durch die Eröffnung neuer, reichthumsprudelnder Erwerbsquellen zu ersetzen sucht. Weder der Handel noch das städtische Handwerk allein, weder die Messen noch der Fremdenverkehr allein, weder der Beamtenstand noch die Universität und andere höhere Bildungsanstalten allein hätten ein so rasches Steigen der Häuser- und Bewohnerzahl zu bewirken vermocht, wie bevorzugt Leipzig auch durch all das Genannte vor seinen Nachbarstädten erscheint; hierzu bedurfte es einer totalen Charakterveränderung der Stadt, des Vertilgens besonderer Kennzeichen ihres Signalements, das wir noch in Schilderungen des Leipzigs von 1837 in folgenden Worten bezeichnet finden: „Als Fabrikort war Leipzig immer unbedeutend, und Manufakturen haben hier, nehmen wir wenige aus, niemals rechtes Gedeihen gefunden.“ Dagegen kann der „Führer durch die Stadt“ vom Jahre 1860 sagen: Leipzig ist auch ein wichtiger Fabrikplatz geworden. Von den Tabak- und Cigarren- bis zu den künstlichen Blumenfabriken, von den Spinnereien bis

zu den großartigen Anstalten der graphischen Künste hätten wir Hunderte und Hunderte von Erwerbszweigen aufzuführen, die Menschenhände zu Tausenden beschäftigen und ihre Erzeugnisse im Werth von Millionen nach allen Welttheilen aussenden. Und dies ist die wahre Quelle des Wachsthums von Leipzig. Jeder neu aufsteigende Fabrikschlot zieht einen neuen Kreis arbeitender Hände herbei, und immer dichter ragen diese Industriethürme empor und rücken die Soldaten des Kapitals auf dem Kampffeld des Fleißes vor.

Wer gegen die Fortschritte der Gegenwart in staatsbürgerlichem und volkswirthschaftlichem Wohle nicht blind und undankbar sein will, muß zuweilen einen Blick in die deutsche Vergangenheit werfen und auf den dornenvollen Weg, auf welchem unsere blühenden Städte groß geworden sind. Zu Leipzigs Entwickelung trug allerdings noch der ihm eigenthümliche Charakterzug bei, daß es seit lange das Unglück seiner durch Lage oder Pflege früher begünstigteren Nachbarstädte mit mehr als kaufmännischer Schlauheit zu seinem Nutzen auszubeuten verstand. Für die Zeit bis zum dreißigjährigen Kriege muß der Stadt aber zugleich die Ehre zuerkannt bleiben, daß ihre Bürgerschaft auf die Tapferkeit ihrer Männer so stolz sein konnte, wie auf die Festigkeit ihrer Mauern. Sie trotzten und widerstanden mancher Gefahr glücklich, der ihre Nachbarstädte erlagen, und hat so durch frühere Kriegstüchtigkeit viel von dem Boden gewonnen und bewahrt, auf welchem die friedliebenderen Nachkommen mit spekulativer Rührigkeit weiter bauen konnten. Ueberblicken wir im Flug die interessantesten Phasen ihrer Geschicke:

Nachdem die Stadt im 12. Jahrhundert von Außen durch Kriege und Belagerungen, im Innern durch die steigende Macht des ihr aufgezwungenen Mönchsthums viel gelitten, verdiente sie sich bessere Tage durch ihre siegreichen Kämpfe für Heinrich den Erlauchten (1263). Dessen Sohn Dietrich der Weise ertheilte ihr nicht nur eine freie Municipalverfassung, sondern begünstigte insonderheit ihren Handel, indem er fremden Kaufleuten für sich und ihre Waarenlager vollkommene Sicherheit selbst für den Fall gewährte, daß er mit deren Landesherren in Krieg gerathen würde: eine für jene Zeit, wo stets zunächst des Bürgers und Bauern Gut und Leben für die Unbill des Fürsten herhalten mußte, ganz außerordentliche Vergünstigung. Die Kämpfe Albrechts des Unartigen unterbrachen die Blüthe der Stadt, und erst 1320 kam wieder dauernder Friede über das Land. In dieser Zeit wurden die Burgen der Raubritter in ganz Sachsen gebrochen, die Sicherheit der Straße befestigte den Handel, Leipzig wurde Stapelplatz für polnische Waaren, erhielt das Recht, Lehngüter zu kaufen, und die Macht, dem Uebermuth der Priester und Mönche Zaum und Zügel anzulegen. Von 1350—1362 verheerte die Stadt der schwarze Tod, Priestermacht und Aberglaube stiegen, und Glück und Wohlstand sanken. Da half 1387 Merseburgs Unglück der Stadt plötzlich wieder auf: ein

Brand legte jene Rivalin Leipzigs großentheils in Asche, und nun verlegten alle fremden Kaufleute, die bisher dort ihre Niederlagen gehalten, ihren Sitz hierher. Das erste Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts erhob Leipzig zur Universitätsstadt, es erhielt eigene Gerichtsbarkeit, sah seinen Schöppenstuhl zu hohen Ehren gedeihen, und während die Hussitenkriege das flache Land verheerten, flüchteten die fremden Kaufleute ihre Waarenlager in seine festen Mauern. Schon damals nahmen die Jahrmärkte an Jubilate und Michaelis den Charakter von europäischen Handelsmessen an. Die Hebung des Meßverkehrs datirt jedoch erst von 1497, wo ein kaiserliches Privilegium der Stadt das Stapelrecht in einem Umkreise von fünfzehn Meilen bestätigte, ja, Kaiser Max I. verlieh ihr 1507 noch ein erweitertes Privileg, weniger aus Liebe zu Leipzig, als um die geistliche Herrschaft niederzudrücken, die in Magdeburg, Erfurt, Merseburg &c. so warm saß. Das war der härteste Schlag für diese Städte zu Gunsten Leipzigs. Daß aber gerade diese Privilegien durch eine Bulle des Papstes ganz besonders gegen jeden Angriff gefeit wurden, sieht wie ein ironischer Streich der hierarchischen Politik aus. Offenbar muß Leipzig in dieser Zeit als ein besonderes Schooskind des Glücks und der Gunst der Mächtigen erscheinen. Es ging wohl vorbereitet den Stürmen entgegen, welche für Sachsen und ganz Deutschland aus der Reformation hervorbrechen sollten.

Es ist natürlich, daß der Handel nicht allein in Blüthe stehen konnte, ohne den Gewerben einen gleichen Flor zu verleihen. Zünfte und Gilden erhielten Vorrechte und standen im höchsten Ansehen. Und wie Leipzig selbst eine Spätfrucht ist unter den deutschen Städten und gleichwohl so gut zeitigt, so ist es auch mit der Buchdruckerkunst erst im Jahre 1480 bekannt geworden und hat in ihr dennoch allen Städten der Erde den Rang abgelaufen. Wie gerade kurz vor der Reformation und in den Reformatoren selbst der nationale Geist in Deutschland sich kräftiger, als seit langer Zeit, regte, so war auch das Schaffen und Streben des Bürgerthums ein erhöhteres. Die meisten deutschen Städte bieten in dieser Beziehung um die Zeit vor den großen Stürmen ein wahrhaft erhebendes Bild.

Da kam der dreißigjährige Krieg mit seinen Schlachten von Breitenfeld und Lützen und den unaufhörlichen Durchzügen, Gefechten, Belagerungen, Brandschatzungen, Plünderungen u. s. w. Die Stadt lag am Ende des Kriegs so tief herab gekommen da, der Meßverkehr hatte so ganz darniedergelegen, die Bevölkerung war so geschwunden, daß wieder viele kleinere und größere Nachbarstädte in Handel und Wandel an Leipzigs Stelle zu treten suchten, und manchen würde dies gelungen sein, wenn nicht im Jahre 1661 Kaiser Leopold I. alle Privilegien der Stadt neu bestätigt hätte. Der Rest des Jahrhunderts verlief ohne äußere Friedensstörung, aber desto reger wirthschaftete der Geist der Herrschaft und Selbstsucht in den Ortsbehörden und Geistlichen der Stadt. Die Eigenmächtigkeit jener rang mit der Un-

duldsamkeit und bornirten Verketzerungs- und Verfolgungswuth dieser um den Schandpreis, und es gewannen ihn beide.

Das 18. Jahrhundert begann wieder mit Krieg. Karl XII. verfolgte den neuen Polenkönig, August den Starken, bis in seine deutschen Erbländer. Die klugen Schweden besetzten das friedliche Leipzig und schonten sein Blut, aber an seinem Gelde erfreuten sie sich ein volles Jahr. Man hätte mit den Kontributionen einen tapferen Krieg führen können; aber die Heldenperiode Leipzigs war längst vorüber, seine Festungsmauern gesunken, die Wälle in Promenaden verwandelt. Auch erhoben sich um diese Zeit die noch heute prangenden Prachtbauten der Stadt. Die Verbindung mit Polen führte neue Handelsvortheile herbei und die Zahl der Kaufleute wie der Meßbesucher stieg so sehr, daß im Jahre 1701 der erste Adreßkalender nothwendig wurde.

Hatten das Land Sachsen und die Stadt Leipzig schon unter August „dem Starken" kein großes Kriegsglück erfahren, wie viel weniger war von seinem Nachfolger, August „dem Schwachen" zu erwarten. Der Minister dieser gekrönten Null, der berüchtigte Graf Brühl, verschuldete unter tausend anderen dem sächsischen Volke angethanen Uebeln auch die feindselige Stellung Sachsens zu Preußen, und „der alte Fritz" war der Mann dazu, auf fremdem Boden für seine Kriegskassen zu sorgen. Zu Anfang des siebenjährigen Kriegs 1746 bezahlte Leipzig an Preußen eine Kriegssteuer von 2½ Millionen Thalern, 1756 587,000 Thaler, 1757 2½ Tonnen Goldes und 2,100,000 Thaler, im Jahre 1758 nicht viel weniger, 1759 500,000 Thaler, 1760 300,000 Thaler, und von den im Jahre 1761 geforderten 1,100,000 Thalern und den für 1762 ausgeschriebenen 400,000 Dukaten gewährte der König nur einen Nachlaß. Neben diesen Kriegssteuern wurden noch die übrigen Abgaben und Lasten mit unerbittlicher Strenge beigetrieben, und dazu all die Einquartierungen, Durchmärsche, Krankenverpflegung, Seuchen und alle Leiden der Soldatenrohheiten im eroberten Lande! Das allein hätte genügt, die reichste Stadt zu ruiniren, zumal Leipzig, dem mit Störung seines Meß- und Handelsverkehrs noch besonders zu Leibe gegangen ward.

Fast noch verheerender, wie der Krieg, wurde für Leipzig der nun folgende Friede: das in den großen Staaten Oesterreich und Preußen eingeführte System hoher Schutzzölle sollte auch das kleine Sachsen beglücken! Ja, selbst die Durchfuhr belegte die Plusmacherei dienstwonniger Finanzleute mit schweren Abgaben, schnitt dadurch den Waarenzug von Leipzig sorgfältig ab und beschwerte den Speditions- und Transithandel mit lähmenden Ketten. Machte auch 1768 die Thronbesteigung Friedrich August's III. solchem selbstmörderischen Treiben der sächsischen Staatsweisen ein Ende, so ward ja der Stadt nicht einmal Zeit genug gelassen, um sich aus der tiefen Verkommenheit ihres Wohlstands wieder zu erheben, denn ehe nur die so gewissenlos verschütteten Quellen ihres Lebenserwerbs

zur Hälfte wieder zugänglich und fließend gemacht waren, brachen die Kriege der französischen Revolution herein, von welchen nothwendig abermals Deutschland den größten und Sachsen den wichtigsten Theil innerhalb seiner Grenzen mußte wüthen sehen: bei Leipzig stehen die Ehrensäulen vom letzten Kampfe dieser großen wilden Zeit.

Am Ende der Kriege war Deutschland frei — von den Franzosen, Sachsen um drei Fünftel seines Gebiets und die Hälfte der Bevölkerung kleiner, Leipzig durch die preußischen Zollgrenzen vom größten Theile von Deutschland und durch ein nagelneues Verbrauchssteuersystem sogar vom eigenen Inlande abgesperrt. Unter der Last solcher Verkehrsfesseln wand sich die Stadt fast zwanzig Jahre lang keuchend vorwärts, denn auch der sogenannte mitteldeutsche Handelsverein von 1828 war mehr darauf berechnet, die Staatenfinanzen, als den Verkehr zu heben. Erst nachdem Sachsen dem deutschen Zollvereine beigetreten (1833), ergoß sich frisches Blut in Leipzigs Adern, regte sich in allen Geistern und Händen der fleißigen Stadt ein neues, schaffensfrohes Leben.

Den wichtigsten Einfluß übten diese Anfänge zu einer deutschen Einigung zunächst auf die Leipziger Messen, von deren jetziger Großartigkeit man sich einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, daß durch sie jährlich an Gütern, namentlich Leder, Pelzwaaren, Tuchen, nicht weniger als 600,000 Centner nach Leipzig kommen, die von einer besondern Meßbevölkerung von 30,000 Menschen begleitet sind. Die ganze Stadt erscheint zur Meßzeit wie eine ungeheuere Kunst-, Industrie- und Produktenausstellung, umringt von einem Gewühl von Kirchweihlust und Schaugepränge und durchwandelt von einem Durcheinander von Volksgenossen aller europäischen Zungen, Physiognomien und Trachten. Die Messen sind deshalb nicht bloß für die Männer des Geschäfts Tage der Arbeit und Spekulation, der Hoffnung und Sorgen, sondern für eine Menge schaulustigen Volks Tage des Genusses. Für das Leben Leipzigs sind sie die Lungen. Der Großhändler wie der Markthelfer, der große Hausbesitzer wie der kleine Hintermiether, der Fabrikherr wie der Waarenkrämer bauen ihre glänzendsten Hoffnungen auf die Zeit der Messe. Alle Unternehmungen, alle Einrichtungen werden nach den Messen gerichtet, die Meßtage sind die großen Feste im Kalender des Leipzigers, nach denen er rechnet und seine Zeit eintheilt; die Messen sind die Quellen seiner Freuden und Leiden, in der Meßzeit flieht ihn der Schlaf, da schlagen seine Pulse doppelt rasch, beflügeln sich seine Schritte, Alles tanzt gemeinsam um das goldene Kalb. Aber gerade diese Hast nach dem Erhaschen der reichsten Meßbeute grenzt bereits nahe an die Thorheit Desjenigen, der die Henne schlachtete, welche die goldenen Eier legte. Schon jetzt beschränken gerade die Meßfremden mit den vollsten Beuteln ihren Aufenthalt auf die kürzeste Zeit, ja, die wichtigsten Meßgeschäfte, die des Großhandels, werden abgeschlossen, ehe nur die Messe begonnen hat, und wenn die Centnerzahl der Meßeinfuhr

auch gegen frühere Zeiten imponirt, so beweist dies nur eine Zunahme in der Summa des Geschäftsverkehrs, während der Geschäfte selbst jährlich weniger werden. Allerdings ist Leipzig's Lage jetzt eine für den Handel sehr bevorzugte, an dem Zusammenfluß des Verkehrs von fünf Eisenbahnen; aber weder Dampfkraft noch Telegraphie stehen im Dienste der Centralisation, beide verallgemeinern die Wohlthaten der großen Produktion und des ungehemmten Verkehrs. Deshalb, bei dem vorauszusehenden Verfall der Messen, möchten wir es das gesunde Vorgefühl einer glücklichen Stadt nennen, welches Leipzig instinktmäßig antreibt, die Fabrikstadt kräftig aufzubauen, noch ehe die Meßstadt zu verschwinden beginnt.

Wie weit dieser große Wandel der Zeit auch auf dem zweiten Gebiete, auf welchem Leipzig nicht bloß für Deutschland, sondern für einen großen Theil Europa's den Vorsitz führt, auf dem des Buchhandels und der Presse, seinen nivellirenden Einfluß ausüben wird, läßt sich noch nicht ermessen. In der Größe der literarischen Produktion suchen ihm seit Kurzem mehre Rivalen, wie Berlin und Stuttgart, den Rang abzulaufen, und selbst sein durch Herkommen fast monopolisirt gewesenes Speditionsgeschäft muß es bereits mit genannten Plätzen theilen. Einen Blick aber werfen wir gern auf dieses Gebiet, das in der That ein gerechter Stolz der deutschen Nation ist. Fremdes Unglück war auch hier Leipzigs Glück, denn ohne die allzutolle Wuth, mit welcher die im Jahre 1526 eingeführte und 1529 neu eingeschärfte allgemeine deutsche Reichsbüchercensur gegen Ende des 16. Jahrhunderts gehandhabt wurde, würde Frankfurt a. M. die Oberherrschaft über den Büchermarkt unverkümmert sich erhalten haben. Leipzig trat an seine Stelle, gab 1600 den ersten Meßkatalog heraus, hielt 1670 die erste Bücherauktion; begründete 1682 die ersten gelehrten Zeitschriften, 1789 die erste Modezeitung, 1796 die erste Literaturzeitung, zählte 1831 noch 79 und gegenwärtig 286 Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen, 45 Buchdruckereien, 99 Buchbindereien, 16 Antiquariate, steht hinsichtlich der Produktivität in periodischer Literatur (149 zugleich erscheinende Zeitschriften) von keiner Stadt übertroffen da, und zu den circa 16,000 Nummern seines jährlichen Meßkatalogs stellt es ein Kontingent von ungefähr einem Dritttheil.

Eine so großartige Werkstatt für die Apparate der Bildung konnte nicht ohne Einfluß auf den Stand der letztern am Orte selbst sein, und die Produkte des Buchhandels haben allerdings mehr zur Verallgemeinerung der Bildung im Volke beigetragen, als die Universität, die des konservativen Geistes ihrer Prager Begründer sich noch heute in offizieller Weise zu rühmen pflegt. Ueberhaupt ist die bessere Schulbildung auch in Leipzig neueren Datums und die Stadt verdankt sie weniger der Weisheit der Jünger ihrer Alma mater, als dem tüchtigen Bürgersinn, der endlich die wahre Quelle des Volksglücks erkannt hat und Allen zugänglich zu machen sucht.

Zu einem redenden Zeugniß solch tüchtigen Bürgersinns lassen wir uns schließlich von unserem Bilde führen.

Das stattliche Museum auf dem großen schönen Augustusplatze zu Leipzig verdankt seine Entstehung einzig und allein der großartigen Opferwilligkeit der Bewohner Leipzigs, und es verdient als die Schöpfung und die That des ruhmwürdigsten Gemeinsinns eines gebildeten, tüchtigen und gesunden Bürgerthums seinen Ehrenplatz im Universum. Im Winter 1837 trat eine Anzahl Künstler und Kunstfreunde Leipzigs zu einem Kunstverein zusammen, der es sich zu einer seiner Aufgaben machte, den dritten Theil seiner Einnahme zur allmähligen Begründung eines Museums der Stadt zu verwenden. Die Theilnahme war eine allgemeine, und außer den Geldbeiträgen kamen auch bald Schenkungen von Gemälden dem Unternehmen zu Hülfe. Im November 1848 hatte man es bis zu 42 Oelbildern gebracht, die vereinigt mit jenen schönen alten Oelgemälden von Lucas Kranach, welche einst die Nikolaïkirche geschmückt hatten, im ersten Stocke der ersten Bürgerschule für die Oeffentlichkeit ausgestellt werden konnten. Zu diesem kleinen Anfang kam die große Schenkung, welche den Bau des neuen Museums veranlaßte, ja überhaupt möglich machte: Heinrich Schletter, ein reicher Handelsherr, ernannte im Jahre 1853 die Stadt zum Erben seiner höchst werthvollen Sammlung von Gemälden der besten französischen Meister und dazu eines Grundstücks im Werthe von 45,000 Thalern, mit der Bedingung, „daß innerhalb von fünf Jahren ein für die Aufstellung der Sammlung passendes und würdiges Gebäude angekauft oder erbaut werde". Dies geschah; mit einem, durch Zuschuß aus dem Kommunalvermögen der Stadt bis auf 160,000 Thaler erhöhten Baukapital ward, nach dem Plane und unter der Leitung des Professors Ludwig Lange in München, der Bau ausgeführt und am 18. November 1858 eingeweiht und eröffnet. Mit der Schletter'schen Sammlung besteht nun die Gemäldegallerie aus 231 Nummern, und hierzu kam bereits eine neue, der vorigen an Werth kaum nachstehende Schenkung eines andern Leipziger Bürgers, Karl Lampe's, der dem Museum seine prachtvolle Kupferstichsammlung von mehr als tausend Blättern vermachte. Eine Sammlung von Gypsabgüssen von Werken der neueren und neuesten Kunst seit der Renaissance, im Erdgeschoß des Museums aufgestellt, ist im Entstehen.

Der Bau, sein Aeußeres wie Inneres, ist einfach in seinem Schmuck und tritt nicht mit der Prätension auf, selbst als ein Kunstwerk angestaunt zu werden. Er begnügt sich, die schlichte, jedoch würdige Wohnung der Kunst zu sein, und — mehr noch, wir holen uns aus diesen Hallen der Kunst einen politischen Trost: ein Volk, dessen Bürgersinn in solcher Art gebildet, aufopfernd, tüchtig und gesund ist, wird auch in der drohenden Zeit politischer Noth und Drangsal fest und wacker stehen bleiben; man beschaue sich nur recht die beiden Bilder, die an den entgegengesetzten

Enden der Saalreihen hängen: des Paul Delaroche Napoleon auf der einen Seite, ein Bild des sittlichen und politischen Bankerotts, und ihm gegenüber Veit's Germania! — Man wandelt in und um Leipzig auf dem blutigsten Grunde der deutschen Geschichte; nur Schlachtendenkmäler schmücken die Hügel der Ebene; es ist schwer, durch diese Flur zu gehen, ohne daß die Bilder der Verwüstung Deutschlands uns vor Augen treten; aber eindringlicher spricht zu den Deutschen kein Denkmal aller Kriege, als diese beiden Gegenstücke im Museum zu Leipzig. Nicht die Saxonia, nicht die Borussia oder Bavaria und wie die Dynastenfreundinnen in Stein und Erz alle heißen, erheben den Schild vor solchem Gegner: Germania ist's, die das Einheitsbanner über die getrennten Millionen der Deutschen entfaltet, ihr Adler wird sie führen, ihren Farben werden sie folgen, und es wird die Wahrheit durch drei und dreißig Länder gehört werden müssen: daß die Menschheit aus Nationen besteht, deren höchster Beruf das Emporstreben und Emporheben zum Menschenthum ist, daß dieser göttliche Beruf von keiner Nation reiner erkannt und treuer erfaßt wurde, als von der deutschen, und daß demnach keine Dynastie der Welt sich einbilden darf, ihr Bestehen sei nothwendiger, als das einer solchen Nation.

Das Reußthal.

In den Alpen drängen sich die Abwechselungen der Natur oft in einem Raume von wenigen Stunden schroff zusammen. Aus lieblichen Hirtengegenden in eine fürchterliche Wildniß geführt, staunt der Wanderer und denkt der Ursachen so großer Veränderung nach. Noch zittert Schauer durch seine Glieder und seine Einbildung ist von den Bildern des Schreckens auf das Höchste gespannt: — da, auf einmal, wandelt sich die Szene von Neuem; er glaubt aus einem Traume zu erwachen, oder als seliger Schatten aus dem finstern Tartarus einzugehen in des Elysiums lichte Gefilde.

So schnelle und angenehme Ueberraschung wird dem Reisenden in der Schweiz, welcher zum ersten Male aus den Schöllenen in's Ursenerthal kömmt. Die grauenvolle Oede, die ihn dort umgab, ist urplötzlich verschwunden; die lieblichste Landschaft lacht ihm entgegen. Die tobende Szene stürzender Gewässer hat sich in Stille verwandelt und das vom



C. Reiss del.

DAS REUSSTHAL

in der Schweiz



WALL - STREET
NEW YORK

chaotischen Wirrwar übereinander geworfener Felsen und gespaltener Berge ermüdete Auge ruht auf dem erquicklichen Grün des dichten Grasteppichs, welcher das ganze Thal und dessen Bergwände bekleidet. Der Fluß, dessen Donner bald näher, bald ferner das Ohr betäubte, rieselt in diesem Ländchen des Friedens ruhig fort, die wilde Reuß ist eine stille Reuß geworden, und statt des unwirthlichen Felsengebäudes sieht der Wanderer wieder Menschen-Wohnungen vor sich, die ihm Ruhe und Erquickung verheißen.

Geht es auf der Lebensreise anders? Auch da ist Alpenland, und manche Pässe führen hindurch, und manches Hospiz steht auf winterlicher Höhe. Wie oft wandeln wir da an Abgründen hin, wie oft wird der Pfad durch ein unübersteiglich scheinendes Gebirge geschlossen, wie manchmal ist dem Auge jeder Ausweg verborgen! und wie plötzlich, ohne alle Vorahnung, thut sich dann ein Himmel statt ein Abgrund auf, wie oft schimmert Gottes grenzenlose Liebe wie eine blühende Aue da herein, wo wir an jeder Möglichkeit eines Fortkommens verzweifelten! — Wer hätte das Eine oder das Andere nicht schon erfahren? Wem hätte nicht, als irren Wanderer, wenn die letzten Kräfte ermatteten und verzagend über das Mißgeschick die Arme sanken, unerwartet das Glöckchen der Rettung getönt? Wem es aber nicht läutet, wem wirklich alle Auswege und alle Erdenpfade verschlossen bleiben: der schaue nach Oben mit erhobenen betenden Händen — und lacht ihm dann nicht das Aetherblau in das Herz hinein, knüpfet sich ihm nicht an die aufgegebene, vergängliche Erdenhoffnung die unvergängliche des Himmels: dann erst sage er, er sei verlassen, er sei elend. Aber er verklage darum nicht seinen Schöpfer. Nur die Schuld versteht es nicht, über den Schutt des Erdenlebens den festen Bau der Ewigkeit zu errichten — und nur das schwere Unrecht zieht den Menschen, wenn er die Arme um Trost gen Himmel streckt, immer wieder zur Erde nieder.

Die Wall-Street in New-York.

(1857.)

Betrachte diese Straße, lieber Leser! Sieht sie aus wie ein Krater, dessen Ausbruch weithin die Erde erschüttert hat? Ihr Bild zeigt Dir nichts als das Wogen großstädtischen Verkehrs, friedliche Pracht des Reichthums und prangende Bauten der Frömmigkeit. Zwischen griechischen Säulen wandelt das Glück der Gegenwart, und der gothische Finger des hoch-

ragenden Heiligthums weist von der Stätte des irdischen die Bewohner dieser Straße jeden Augenblick nach der des ewigen Friedens hin. Der Reiz des Erdenglücks in aller Versöhnung mit dem Himmel scheint aus dem Bilde uns entgegen zu lachen.

So ist der Schein, in der Wahrheit ist es anders. Gerade das Erschütterndste in der amerikanischen und europäischen Gegenwart fesselt uns an das Bild dieser Straße.

Wenn der Blitz ein Haus entzündet und der Sturm die Flamme ergreift und mit ihr dahinrasend ganze Städte elend macht in wenigen Stunden, so ist's ein Unglück, aber Niemand ist da, auf welchen die Unglücklichen die Last der Schuld werfen. Man begräbt die Todten, man baut neue Häuser und rafft sich empor, ohne Groll im Herzen. — Wenn aber das Verbrechen die Brandfackel in das Haus warf, da frißt der Schmerz des Verlustes tiefer, er ist oft durch großes Glück nicht ganz zu verwinden, der Fluch über die Unthat bohrt im besten Herzen fort.

Und ist es einerlei, ob ein Erdstoß die festesten Bauten einer Stadt in einen Schutthaufen verwandelt, oder ob ein von Verbrecherhand entzündeter Pulverthurm Straßen und Menschen zerschmettert und den Bettelstab in hundert Familien schleudert?

Ist es einerlei, ob ungezähmte oder unerreichbare Kräfte der Natur lebensfeindliche Seuchen über ganze Länder schicken, oder ob der Giftmischer und Verfälscher die Gesundheit von Tausenden untergräbt und dem Einzelnen die vernichtenden Tropfen in den Becher gießt?

Ist es einerlei, ob Wolkenbrüche und Sturmfluthen die Fluren verwüsten, oder ob die kalte Bosheit Dämme durchsticht und hohnlachend zuschaut, wie die Wogen sich über Hab und Gut weiter Länderstriche dahin wälzen?

Ist es endlich einerlei, ob eine Erderschütterung ganze Welttheile auf die Kniee wirft, Städte verschlingend, Berge stürzend, Meere ergießend über blühende Gefilde, und im furchtbaren Kampfe von Gluth und Fluth Tausende von den Geschlechtern alles Lebenden vertilgend; — oder ob der Wille der Mächtigen auf den Thronen oder ob ein völkerleitendes Verhängniß den Krieg aufruft und das Herzblut der Feinde vereinigt in Einer Lache zwischen den Ruinen des Glücks ihrer Länder; — oder ob die rechnende Habgier neben dem mächtigen Geldkasten das Beben ganzer Bevölkerungen erregt, das Brechen des Vertrauens zwischen Millionen bewirkt, Machtgebäude des Kapitals zu Boden stürzt und zahllosen arbeitenden Familien vieler Länder den Bissen Brod aus der Hand reißt?

Das Letztere ist abermals geschehen und die Menschheit um ein repetirendes Weltübel, gegen das der Einzelne schutz- und machtlos dasteht, reicher geworden: zu Wassersnoth und Feuersbrunst, Krieg und Pest und Erdbeben kam — Bankschwindel und Spekulirwuth, das wüthende Roß und die vergiftete Lanze der Geldaristokratie in Amerika und Europa,

dieser modernen Ritterschaft der Industrie, deren Turnierplatz überall die Börse ist.

Vor zwanzig Jahren lag Nordamerika in derselben „finanziellen Krisis"; die Krankheitsfolgen waren schon damals ansteckend für Europa gewesen. Der Kampf des tapferen Jackson gegen die sogenannte „Vereinigte Staaten-Bank" hatte den Ausbruch der Krankheit veranlaßt und diese beseitigt. Die Geldaristokratie, welche bereits mit dem Gesetze spielen und der obersten Gewalt trotzen zu können glaubte, lag am Boden und Jacksons Fahnenspruch „Reinerhaltung des demokratischen Princips der Verfassung" hatte gesiegt. — Die Papierschwindeleien Nordamerika's beginnen mit dem Unabhängigkeitskriege. Damals schuf die Noth Papiergeld und der Schwindel vermehrte es so maßlos, daß man endlich 1 Dollar Silber = 500 Dollars Papier rechnete. Die Annahme eines allgemeinen Banksystems war zum gebietenden Bedürfniß geworden, das im Jahre 1791 eine „National- und Centralbank" zu Philadelphia ins Leben rief. Sie hörte 1811 mit ihrem zwanzigjährigen Privilegium auf. Die Lokalbanken (damals 88) dauerten fort und vermehrten sich bis zum 1. Januar 1816 auf 246, deren Notenausgabe die Summe von 68 Millionen Dollars erreichte. Nächste und immer wiederkehrende Folge: Sinken des Papiergeldwerths, eben so unverhältnißmäßiges Steigen der Güter- und Waarenpreise und drohende allgemeine Geldverwirrung. — Abermaliges Rettungsmittel: Kreirung einer Centralbank, jener „Vereinigten Staaten-Bank" (Bank of the United-Staates); es bestieg demnach 1816 die Dollarherrschaft schon zum zweiten Male den Thron, wiederum auf 20 Jahre und mit sehr bedeutenden ausschließlichen Privilegien. Regent wurde Biddle, der Banken-Napoleon. Ueber welche Macht dieser Mann verfügte, wie er die Zügel seiner Herrschaft über Welttheile hinwarf und hinwerfen konnte, weil die von ihm regierte Bank außer ihrem Kapital von 35 Millionen auch die Gelder des Staats zur Verfügung und deshalb für ihre Noten einen gesetzlichen Zwangskurs gewonnen hatte, wie Biddle in kurzer Zeit nicht nur den Wechselkurs zwischen den einzelnen Unionsstaaten, sondern den Geldumlauf zwischen Europa und Nordamerika nach seinen Plänen leitete, wie er einen großen Theil des ostindischen und chinesischen Handels dadurch in die Hände der Amerikaner brachte, daß er die Unternehmungen dahin mit den in der ganzen Welt als baares Geld cirkulirenden Kreditbriefen der Bank auf das Freigebigste unterstützte, dies Alles würde unsere höchste Bewunderung verdienen, wenn nicht auch bei dieser Bankverwaltung Untreue und Schwindel sich die Hand geboten und die Gewissenlosigkeit mit dem Vermögen des Volks gespielt hätte, bis ein Bankbruch viele Tausende zu Bettlern machte. Denn nachdem dieser Banken-Napoleon in Jackson seinen Blücher gefunden und die „Vereinigte Staaten-Bank" am 31. März 1836 ein Ende hatte, erwirkte er sich gegen ungeheure Summen von dem Staate Pennsylvanien den Freibrief zur Gründung einer

neuen Bank unter dem alten Namen aus, die er am — 1. April eröffnete. Biddle wagte abermals Operationen von unglaublicher Kühnheit, nahm den Baumwollenhandel ganz in seine Hand, zog bedeutende Kapitalien Europa's durch den Reiz hoher Zinsen nach Amerika, kontrahirte für einzelne Unionsstaaten Anleihen von nahe an 100 Millionen Dollars, mußte aber, trotz der unsäglichsten Anstrengungen, seiner Macht im Staate und im Kongreß festen Boden zu verschaffen, nach vierthalbjährigem Wirthschaften, im Oktober 1839, seine Zahlungen einstellen. Dasselbe wiederholte sich 1841 nach kaum begonnener Wiederaufnahme der Baarzahlung; damit war die Bank auch moralisch vernichtet.

Man darf nicht verkennen, daß Biddle's Kampf ein großartiger war, wenn er seinen offenbaren Plan, das Uebergewicht im Geldwesen, welches England bisher besessen hatte, Amerika zuzuwenden, siegreich durchführen wollte. Er unterlag, und es ist nicht sein Verdienst, daß der Plan der englischen Bank, durch Beherrschung der Geldinteressen Amerika's überwiegenden politischen Einfluß in der Union zu erlangen, so nahe am Ziele scheiterte. Nur die Wahl Tylers zum Präsidenten (1841) wendete diese Schmach von der Republik ab. Whigs und Bankpartei war damals gleichbedeutend: um diesen im Wahlkampf zum Siege zu verhelfen, hatten die Besitzer amerikanischer Papiere in England und auf dem Kontinent, sogar in Hamburg und Bremen, große Summen zu Wahlumtrieben in der Union aufgebracht und in Bewegung gesetzt. So weit war es mit Nordamerika durch solches Bankunwesen bereits gekommen!

In der Zeit von 1836 bis 1837 zählte man in Amerika über 800 Privatbanken mit einem nominellen Stammkapital von mehr als 400 Millionen Dollars, wovon freilich kaum der vierte Theil je vorhanden war. Bis 1843 war die Zahl der Banken auf etwa 520 zurückgegangen, deren umlaufende Noten ein Kapital von etwa 130 Millionen Dollars repräsentirten. Aus dem Centrum dieser Banken stieg das Unheil hervor, an welchem wir in diesem Augenblick (December 1857) die industrielle und die Handelswelt in ihren mächtigsten Vertretern darnieder liegen sehen.

Dieses unhemmbare, Amerika durchtobende, nach Europa springende, an hundert Stellen zugleich zündende Lauffeuer von Bankerotten ist eine Erscheinung so unheimlich, so grauenhaft, wie der Todesgang der Cholera. Ueber Nacht, plötzlich, kommt das Unheil. Die untergehende Sonne schied von einem Hause des Lebens und die aufgehende scheint in ausgestorbene Räume. Ein Millionär legt sich nieder, und am Morgen weckt er die Seinen als Bettler. Wie die Cholera, so hat auch dieses Unheil den geflügeltsten Trabanten an — der Furcht. Sie rüttelt am festesten Bau, die Furcht ist am mächtigsten, wo es die Unterwühlung der eigenen Schutzmauern gilt; sie tödtet das Vertrauen und wirft sich der Verzweiflung in die Arme. Nur dadurch konnte es möglich werden, sogar das „Herz des Geldumlaufs auf der ganzen Erde", die Bank von England, bis nahe an's

Brechen zu bringen. Bis hoch in den Norden, bis zum äußersten Süden gehen die Schläge dieses Schicksals, Tausende von Familien zittern brodlos dem Winter entgegen, und was die Geldgier in Wall=Street verbrochen, muß der arme Weber im Erzgebirge, der arme Schachtelmacher im Thüringerwalde mit büßen!

Ja, lieber Leser, in der schönen Straße, die unser Bild Dir als so glücklich und fromm vorgemalt hat, ist der Krater dieses neuesten Verderbens zu suchen. Newyorker Berichte gestehen es, daß der böse Geist des Mißtrauens, vor welchem der Werth alles Eigenthums plötzlich so tief sank, von einigen Banken und Spekulanten in Wall=Street citirt worden und daß diesen vor dem furchtbaren Auftreten desselben das bannende Zauberwort entfallen sei. Daß er sie in den Abgrund mit hinabriß, den sie für Andere geöffnet, ist ein schlechter Trost für die vielen Untergegangenen. Das aber, was das ganze Ereigniß zu einem so unheimlichen macht, ist die nun offenbare Thatsache, daß es nicht durch ein plötzliches, unvorherzusehendes äußeres Unglück herbeigeführt, sondern daß es während mehr als zehn Jahren langsam vorbereitet wurde. Alle Vorbedingungen desselben lagen so scharf vorgezeichnet da, daß ein nordamerikanischer Staatsmann, der Bundessenator Seward, schon am 1. März 1855 in öffentlicher Rede den Ausbruch des ganzen finanziellen und commerciellen Erdbebens mit vollster Bestimmtheit auf das Spätjahr von 1857 ansetzen konnte! So lange schon sah man drüben die schwarzen Wolken und log der übrigen Welt Sonnenschein vor, bis gegen das hereinbrechende Verderben keine Rettung mehr möglich war. Es liegt nun am Tage, daß betrügerischer Mißbrauch des Kredits die Hauptschuld an einem allgemeinen Unglück trägt, das durch die herrschende Extravaganz amerikanischer Spekulationen immer von Zeit zu Zeit wieder herbeigeführt werden wird, wenn nicht das ganze Kreditsystem der Gegenwart eine Neugestaltung erfährt.

Es wäre nämlich mehr als naiv, dem augenblicklichen Baargeldmangel in Amerika gegenüber an ein Sinken des Nationalwohlstandes zu denken. Das Land ist unendlich reicher, als je, ja seine Hülfsquellen sind geradezu unerschöpflich. Daß Amerika's Kredit für den Augenblick in Europa ruinirt ist, wissen die Amerikaner sehr gut, aber das stört sie in der Feststellung ihrer nächsten Verkehrspläne mit Europa nicht im geringsten. Sie wissen ebenso genau, daß ihre Krisis schwinden muß, weil Europa ihre Baumwolle nicht entbehren kann und sie nicht anders, als gegen Gold und Silber erhält, weil ferner Kalifornien für sie arbeitet und es in ihrer Hand liegt, durch Zurückhalten europäischer Aufträge Millionen zu ersparen. Man berechnet mit großer Bestimmtheit, daß die genannten drei Quellen, Goldeinfuhr aus Europa, aus Kalifornien und die Ersparnisse an europäischen Manufakturwaaren schon im Laufe des nächsten Jahrs die Summe von 120 Millionen Dollars dem Lande zubringen. Mit dem Beginn der Goldeinfuhr steigen alle Werthe und wagt sich das Vertrauen wieder in

die Oeffentlichkeit. Wir müssen, schreibt ein Amerikaner, erst den niedersten Punkt erreicht haben, von dem das Steigen anfängt, um unsere Geldmänner zu veranlassen, ihre Kapitalien auf liegende oder fahrende Güter zu verwenden. Ist aber einmal dieser niederste Punkt erreicht („have we touched bottom") dann hilft auch die alte Lektion nicht mehr: die Spekulanten werden sich wie Heißhungerige wieder auf alle Chancen werfen, die sich ihnen darbieten. Das Sparen werden die Amerikaner noch in vielen Jahren nicht lernen, und nur der Kongreß oder die gesetzgebenden Versammlungen der einzelnen Staaten können dem Unfug der übergroßen Zettelausgaben und dem unseligen Kreditwesen unserer Banken ein Ende machen, so meint der Amerikaner.

In Europa mußte man zu der Ansicht kommen, daß diese einseitige Verwahrung vor der Gefahr nicht mehr genügen könne. Für die gegenwärtige Krisis treten zwei neue Thatsachen an das Licht, welche zugleich die Richtung angeben, in welcher die Mittel gegen das allgewaltige Ausgreifen des Uebels zu suchen sind. Die gegenwärtige Krisis ist eine Weltkrisis, sie hat die neue und die alte Welt erschüttert, soweit sich von europäischer Thätigkeit noch Spuren finden. Von jetzt wird jede Krisis entweder unbedeutend sein, nur lokaler Natur und augenblicklich zu beseitigen, oder ihre Wirkungen sind fühlbar auf der ganzen Erde. Aus der großen, aus dem lokalen Kreis weit hinausgestiegenen Produktion ging von selbst ein Wechselverkehr unter den einzelnen Ländern hervor, der die Gesammtheit aller Wechselhäuser unter einander von ihrer gegenseitigen Zahlungsfähigkeit abhängig gemacht hat; und dies führte zu der Nothwendigkeit der Verbindung, in welche die Banken allmählich mit einander getreten sind, namentlich in Beziehung auf die gegenseitige Pflicht, bei lokalem Andrang an die Baarfundation sich einander auszuhelfen, bis der Sturm vorüber war. So entstand das, was unser berühmter Nationalökonom L. Stein in Wien die Kreditsolidarität der Welt nennt, ein System gegenseitiger Ansprüche und Leistungsfähigkeit, welches nicht mehr erlaube, daß ein Theil, ein Land, eine Bank für sich den Krankheitsprozeß eines „Run" und sein Symtom, eine entsprechende Diskontoerhöhung, allein durchmache; jeder Zustand wird sofort ein allgemeiner. Dieser Thatsache steht eine zweite, nicht minder eigenthümliche gegenüber. Während nämlich, sagt mein Freund Stein, die Entwickelung des Kreditwesens eine fast absolute Solidarität des Kredits der Welt erzeugt hat, sind die Mittel, welche gegen die Störung des Kreditlebens ergriffen werden, noch immer durchaus lokaler Natur — lokal im Verhältniß zu dem Umfang des Uebels, mit dem sie kämpfen: Amerika geht seinen Weg, England den seinigen, Frankreich den seinigen, Deutschland den seinigen. Die Folge ist bei der Zusammenhangslosigkeit der Maßregeln gegenüber der Gleichartigkeit und dem Zusammenhang des Uebels, die Machtlosigkeit der ersteren und das Ueberhand-

nehmen des letzteren. Also, was gilt es heute? Der gleichartig allgemeinen Krankheit einen gleichartig allgemeinen Widerstand entgegen zu setzen, d. h.: die Vereinigung der großen europäischen Banken zu gemeinsamen Maßregeln! Wir sind in der Zeit, wo aus den Kriegsverträgen Friedensverträge werden; wir sehen Verträge über Alles entstehen, was die geistige und materielle Welt im Verkehr zwischen den Nationen bewegt: nur der Kredit hat sich bis heute dem Völkerverein entzogen! Er wird nicht auf die Dauer widerstehen können, und so dürfen wir der Hoffnung leben, daß auch hier ein Damm gebaut wird gegen das willkürliche Erzeugen namenlosen individuellen Elends dadurch, daß die Geldmächte dem Beispiele der Staaten folgen, in denen sie leben. —

Wie viel Jammer aber bis dahin aus dieser unlauteren Quelle noch über den civilisirtesten Theil der Menschheit kommt, das weiß Gott! Es müssen ja immer erst Millionen zu Grunde gehen, ehe der rettende Gedanke eines edlen Geistes gegen die Mächte der Selbstsucht den Sieg erringt!

Werfen wir nun einen Blick in die Straße, die Dir, lieber Leser, nun nicht mehr so fromm und glücklich erscheinen wird. Sie kann nichts dafür, sie ist eben das Herz von Newyork und hat auch zwei Kammern: die eine ist das Zollhaus und die andere die Börse. Den malerischen Hauptschmuck unseres Stahlstichs bildet die Trinity-Church (Dreifaltigkeitskirche), Eigenthum der Sekte der Episkopalen, die schönste Kirche Newyorks, an der jedoch der Thurm von 260′ Höhe die Hauptsache ist; das ihm angehängte Gotteshaus faßt kaum 800 Menschen. Wir haben sie bereits auf dem Bilde des Broadway (Bd. III., S. 56) gesehen, in welchen die Wall-Street mündet. Die Wall-Street nennt ein geistvoller Reisender den Schlüssel zur Kasse Uncle Sams, die Schnur, mit welcher Amerika seinen Beutel schließt und öffnet, den Thermometer des gesammten transatlantischen Verkehrs: wie das Geld die Welt regiert, so regiert die Wall-Street das Geld; aus ihren geheimnißvollen Schreibstuben gehen die Dekrete hervor, welche Ueberfluß und Mangel, Krieg und Frieden schaffen. In der Mitte einer Doppelreihe von Banken und Comptoirs, deren Eingänge wir mit Pfeilern von polirtem Gestein und breiten Freitreppen geschmückt sehen, erhebt sich, geziert mit riesigen Granitsäulen und einer gewaltigen Kuppel, die Börse, gebaut 1836 bis 1840 auf die Stätte der alten, welche die große Feuersbrunst von 1835 mit verzehrt hatte. Von früh 10 Uhr bis Nachmittags 3 Uhr ist Wall-Street wohl die regste, durchrannteste Straße der Welt; da tobt in ihr die Hochfluth des Geschäftsgewühls. Schlag drei Uhr werden die Geschäfte geschlossen, und die Straße wimmelt dann wie ein Ameisenhaufen. Die entsetzlichsten Kontraste von Seelenzuständen stürmen dann an einander vorüber; vom

Glück gehobene, vom Unglück zerschmetterte, von eiserner Gleichgültigkeit umgebene Gestalten, das sind die wechselnden Bilder vor Deinen Augen. Die Spekulation hat hier keinen Turnierplatz, hier ist's ein Schlachtfeld! „Nirgends", sagt M. Busch, „wird Göttin Fortuna so hoch verehrt, nirgends geberdet sich ihr Bruder Mammon so molochsartig! Ueber dem Eingang der Straße sollte geschrieben stehen: Wagen gewinnt, Wagen verliert; über dem Ausgang: Wie gewonnen, so zerronnen; und die Fahne der Börse sollte die Inschrift tragen: „Nil admirari!" —

Znaim.

(1859.)

Am 10. Juli 1809, vier Tage nach der Schlacht bei Wagram, folgte das Gefecht und der Waffenstillstand von Znaim, und der darauf in Wien diktirte Friede beendete den Krieg. — Wieder stehen wir am Ausgang eines Feldzugs, wieder waren es dieselben Rollen, die der Gott des Kriegs ausgetheilt hatte, wieder sank das gute Recht vor dem triumphirenden Uebermuth blutend in den Staub, wieder ward die Erbmacht des deutschen Namens und Reiches in einer großen, entscheidenden Schlacht geschlagen, wieder ward ihr ein schmachvoller Friede abgerungen, wieder war Deutschlands Schwäche so groß wie seine Schande. Wer in den Sternen der Zukunft erforschen könnte, daß der Waffenstillstand von Villafranca in der Geschichte Napoleons III. in gleicher Höhe steht mit dem von Znaim in der Geschichte seines Ahnherrn! — Dann wollten wir jubeln zum faulen Frieden, den die Diplomatenfedern am Schweizersee niederkritzeln, dann wollten wir freudig nochmals das Blut als Lösegeld opfern, das schon einmal die Befreiung Deutschlands kostete, denn dann wüßten wir den Preis, um den dem Schicksal seine Loose feil sind, denn dann wüßten wir, daß eine unbesiegbare Macht uns zur Seite steht, kein blasses Schattenbild der Furcht, sondern Fleisch und Bein, mit Schild und Wehr, — der Geist des Volkes wäre aufgestanden, der Geist, der damals Dörnberg, Braunschweig, Schill als Herolde der Volkserhebung aussandte, der aus Patrioten Märtyrer schuf, der das Gefühl nationaler Erniedrigung zum Fanatismus entflammte, der Geist, der von nun an rastlos die Geißel der Menschheit verfolgte, bis er sie festgeschmiedet an dem fernen Fels im Meer.



ZNAIM

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildburghausen.

Eigenthum d. Verleger.

Unmittelbar nach dem Frieden von Wien war es, daß Napoleons Glücksgestirn sein Zenith passirte. Wenn auch 120 Millionen „vive l'Empereur!“ riefen, wenn auch ein „Salon von Königen“ und ein „Parterre von Majestäten“ der Winke ihres Herrn demüthig harrten und fünf Königinnen die Schleppe der neuen Kaiserin trugen, so fühlte und fürchtete doch gleichzeitig Napoleon den gefährlichen und überlegenen Feind, welcher im Verborgenen gegen ihn zu rüsten begann. Vernichtung des Volksgeistes ward seine hauptsächliche Bestrebung, und zu den gemeinsten wie grausamsten Mitteln nahm er seine Zuflucht. Er suchte mit Heuchelei und Versprechen zu bestechen, mit Drohung und Härte einzuschüchtern; die Presse wurde in Fesseln gelegt, seine und seiner Vasallen Staaten wurden mit einem Netz geheimer Polizei und Denunziation überzogen, Kirche und Schule, Religion und Wissenschaft zu Werkzeugen seiner Selbstvergötterung prostituirt, — vergeblich; die gejochten Völker drohten in der Schwüle seiner Ruhmessonne zu verlechzen, die schwarzen Wetter des zürnenden Volksgeistes stiegen an seinem Himmel auf, sammelten sich, in Spanien, Rußland, Deutschland, und brachen rings über ihn, während er am mächtigsten da stand, mit so zerschmetternder Wucht herein, daß man kaum rasch genug der Vollziehung des Strafgerichts folgen kann, welches sich von jetzt an Schlag auf Schlag an ihm erfüllte.

Die Machtentfaltung Napoleons III. scheint in ein ähnliches Stadium eingerückt. Den einen Arm Deutschlands hat er gelähmt, dem andern gebricht die eigene Kraft, die übrigen Glieder sind durch die Furcht gefesselt, Deutschland wäre ohnmächtig wie damals, wenn nicht die Stimme des Volksgeistes in ihm laut wäre. Sie zu beschwichtigen, zu betäuben, zu bestechen, einzuschüchtern, gilt ihm jetzt mehr als Schlachten zu gewinnen. Aber auch ihn, wenn es die rechte, ächte Stimme des deutschen Volkes ist, wird ihr Richterspruch ereilen, und dann wird ihr auch das Schwert nicht fehlen, ihn zu vollziehen.

Znaim, die alte Hauptstadt Mährens, gesellt zu ihren geschichtlichen Erinnerungen den Reiz einer sehr freundlichen Naturumgebung. Seine Lage, am Saume des österreichischen Weingeländes, wo dieses sich nordwärts von den rauheren Getreidefluren scheidet, auf jenen anmuthigen Hügeln gebettet, zwischen welchen das enge romantische Thayathal gegen die Ebene von Nordösterreich ausmündet, gewährt ihm die Vortheile eines zweifachen Klima's. Das alte Städtchen mit der Burg soll manchem Sturme der Avaren und Ungarn schon widerstanden haben, und von da bis zum Schluß des 30jährigen Kriegs hat es alle Fährlichkeiten und Heimsuchungen seines Landes getheilt.

Inhaltsverzeichniß.